Liman,
Der
Kaiser

Verlag
Thood. Thomas
Leipzig



Der Kaiser
1888–1909

von

Dr. Paul Liman

AST


FST
EX · LIBRIS · OĞUZ · KOCAGİL

Der Kaiser

1888—1909

Ein Charakterbild Kaiser Wilhelms II.

von

Dr. Paul Liman

Neue umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe.



Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1909

Published January 21st 1909

Umschlagzeichnung von Franz Stassen.

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

Inhalt.

Vorwort.

Unfruchtbar und geringen Dankes wert mag der Wunsch erscheinen, die Geschichte der eigenen Zeit zu schreiben. Denn tief in den Archiven und unzugänglich dem Forscher ruhen noch die Dokumente, die Kämpfe des Tages erfassen und erschüttern die Seele des Schreibenden, und gerade der Mann, der selbst in diesen Kämpfen steht, wird allzuleicht das Opfer der vorgefaßten Meinung werden.

Schwerer noch ist es, das Bild eines Lebenden zu zeichnen, daß es Bestand auch habe vor dem prüfenden Blick der kommenden Geschlechter. Denn bis der Hauch des Todes ihm die Augen schließt, ist jeder Lebende auch ein Werdender, und der psychologische Schluß, den wir heute aufstellen als unwandelbares Axiom, kann morgen zerfallen unter dem Eindruck neuer Entschlüsse und Taten. Es gibt keinen Mechanismus der Seele, den der kühle Rechner nach Zahl und Formel feststellen kann. Und die Leidenschaft des eigenen Herzens raubt allzuleicht der Feder das gerechte Maß und das unparteiliche Urteil. Denn selbst der Forscher, der das Werden und Vergehen entschwundener Perioden, versunkener Welten, längst zu den Schatten gewandelter Helden zu schildern unternimmt, wird die überlieferten Formen ausfüllen müssen mit dem Inhalt des eigenen Geistes, mit der Kraft des eigenen Gemütes. Geschichte darf nur schreiben, wer ein Schaffen-

der ist, wer Tote zu beleben weiß mit dem eigenen Atem; mag die Wahrheit der Leitstern sein, so wird die Frage des Pilatus doch aus Menschenmund niemals eine Antwort erhalten.

Auch Kaiser Wilhelm bleibt stets ein Werdender, auch sein Bild wird erst einer der Enkel vollenden. Und doch ist es von äußerstem Reiz, aus den reich gegebenen Linien schon jetzt das Wesen dieses Mannes zu erfassen, auch von der begrenzten Warte des Mitlebenden aus den Blick zu lenken in das geheimnisvolle Weben seiner Psyche und verzichtend auf den Anspruch, sie zu zeichnen nach dem Gebot der objektiven Wahrheit, sie im lebendigen Worte festzuhalten, wie sie der zeitgenössischen Welt sich darstellt. An diesem Bilde wird die Zukunft retuschieren, sie wird Irrtümer enthüllen und ungeahnte Motive, sie wird hier fortnehmen und dort hinzufügen. Aber sie wird die Tatsache nicht zerstören, daß Wilhelm der Zweite so, wie er in diesem Buche geschildert wird, einem großen und nicht dem schlechtesten Teil des deutschen Volkes erscheint; denn in ihm, wie in allen, die vor ihm waren, eint sich mit dem Lichte zugleich auch der Schatten. Freimut und Gerechtigkeit stellen die Forderung, auch im Glanze des Tageslichtes nicht des dämmernden Abendnebels zu vergessen. Gerade ein bedeutender Mensch darf keine Scheu empfinden, wenn hingewiesen wird auf jene Schwächen, die auch im Bilde Alexanders und Cäsars nicht fehlen, er wird unwillig sich abwenden, wo das Höflingstum des Einzelnen oder der Masse sich müht, den Sterblichen als Gott zu zeichnen auf dem schimmernden und doch so unwahrhaftigen Goldgrunde der Bilder von Byzanz.

Ich aber behaupte, daß dem Reiz des Unternehmens, die Gestalt des Kaisers zu zeichnen, sich auch die Notwendigkeit gesellt. Nicht nur, weil noch jedes Buch, das bisher von ihm und seinen Taten sprach, den trivialen Biedermannston des Schulbuches wählte oder den bewundernden

Ton des Schranzen, nicht nur weil Kaiser Wilhelm vom Willen des Schicksals an die Spitze der größten germanischen Nation gestellt wurde, sondern weil er aus eigenem Willen das alleinige Recht der Bestimmung über Deutschlands werdende Geschichte fordert. Hoch hat ihn Abstammung und Geburt gestellt, auf einen Platz, der weithin dem Auge sichtbar bleibt. Aber in stürmischem Wagen ist er emporgestiegen über hemmende Schranken, über Felsen und Klippen und alles politische Werden ist mit seinem Namen, mit den Wesenszügen seiner Persönlichkeit eng verbunden. Darum ist es der Kaiser und er allein, auf dem im letzten, geschichtlichen Sinne die Verantwortung ruht für Verfehlen und Gelingen, und wohl ist es zu verstehen, wenn er auf einsamer Nordlandsfahrt erschauert unter solcher Last. Doppelt ernst aber erhebt sich jene Notwendigkeit in einer Zeit, die, sozial durchwühlt und durchzittert von revolutionären Stimmungen, das Auge lenkt auf den Mann, der doch der Führer sein muß, dessen Taten und Entschlüsse das Wohl des Einzelnen wie der Gesamtheit bedingen. Hier ist das Problem am schärfsten gestellt und die Lösung am wenigsten gesichert. Im staatlichen Leben darf für das Experiment kein Spielraum sein und selbst die Konsequenz im Irrtum ist kaum so bedenklich, wie die Unsicherheit, die schwankende Auffassung, der stetige Wechsel; noch aber hat die Nation in all dem Tasten und Suchen nicht die Gewißheit erlangt, daß nach klaren und unverrückbaren Zielen gesteuert werde, denn noch ist die Geschichte unserer Tage überreich an Widersprüchen und allzu oft sieht sie die ruhige Erwägung, die stille, zähe Arbeit verdrängt durch das Feuer des Temperamentes, durch den Plan einer hochgemuten und starken, aber allzusehr auf sich selbst gestellten Persönlichkeit. Dort aber, wo über das Schicksal von Völkern die Entscheidung fällt, darf nicht der Impuls den Ausgang bestimmen, sondern nur die ruhige, alle Möglichkeiten und alle Folgen sorgsam erwägende Berechnung. Denn

die Politik ist nicht einfach, sondern sie ist kompliziert, tausend Fäden schlingen sich zu ihrem Netz.

Heute aber, wo zahllose, alte Begriffe stürzen, wo das Wort von der Weltpolitik in die Massen geworfen wurde, wo dämonische Kräfte die Wurzel unseres Staatslebens bedrohen, bedarf es des vollen Vertrauens des Volkes zu seinem Führer, und dieses Vertrauen wird nicht durch prangende Worte, nicht durch kühne Verkündung geschaffen, sondern durch ruhige Stetigkeit und fördernde Arbeit. Das deutsche Kaisertum muß sein, was das preußische Königstum zu allen Zeiten war: Kaiser und Volk müssen frei sein und dennoch sich in Einmut zusammenfinden.

Dr. Paul Liman.

Einleitung.

Im Januar 1909.

Dieses Buch soll dem deutschen Volke ein Bild seines Kaisers geben, nicht nach der Weise des Panegyrikers, der in Ehrfurcht ersterbend nur die Sonnenseiten in dem Wesen des lebenden Herrschers erblickt und der darum zum Frevler an der Geschichte wird, sondern dem Zwecke folgend, den ich mir gestellt: Indem ich auf die Schwächen in dem Charakter und auf die Irrtümer in der Weltauffassung des Kaisers hinweise, die Nation zur Selbstbesinnung zu spornen und an ihre Pflicht zu gemahnen, daß sie nicht in blindem Vertrauen auf den Führer die Arbeit an sich selbst vergesse.

Es ist das Seltsame an dieser Persönlichkeit, daß alles Erleben und alles Geschehen kaum sichtbare Spuren hinterließ, daß der Mann, der in den Tagen der Entlassung Bismarcks den Irrtum beging, sich selbst für den mit mehr als irdischer Weisheit begabten, weithin über die Menschheit blickenden Schöpfer zu halten, dem gleichen Irrtum auch jetzt noch verfallen ist, daß er ahnungslos durch die Jahre ging und sich als Sieger träumte, während er doch durch tausend Enttäuschungen zog und manches Stück von dem reichen Erbe der Vergangenheit hingeben mußte.

Bis dann die erste Krisis eintrat.

Die erste Krisis, denn es werden andere folgen. Gewiß, die Lehre vom 10. November, dieser Aufschrei

des ganzen deutschen Volkes hat eine Wirkung geübt, stärker im Augenblick, als die es ahnten, die nicht in das Innere dieser Psyche drangen, die in Superlativen das Selbstverständliche als Großtat und das Ungewöhnliche als Genialität ausriefen, die schon das hallende Wort zum Gradmesser des Urteils über die Leistung machten. Aber die Wirkung wird nicht dauern, dafür wird nicht nur das Höflingstum sorgen, sondern dieser Charakter selbst, der sich gleich bleiben wird, wie er bisher sich gleich blieb. Denn auch die Bitternis des 10. November hat sicherlich nur die Stimmung, nicht das Wesen beeinflußt.

So wird dieses Buch im neuen Gewande das Bild des Kaisers kaum neu gestalten, obwohl fünf Jahre seit dem ersten Entwurf dahingegangen sind. Einzelne Wesenszüge haben sich schärfer und klarer geprägt, zuweilen hat sich eine Linie vertieft oder stärker herausgehoben, überall aber hat sich deutlicher noch als zuvor die Warnung als begründet erwiesen, daß ein Volk niemals in blindem Vertrauen auf den Führer den eigenen Willen preisgeben darf. Kaiser Wilhelm stand im Urteil zu hoch, weil die Nation selbst sich zu tief gestellt hat. In solchem Sinne war der Tag, der den Kanzler als Hofmeister eines Kaisers sah, auch ein Tag der Demütigung für uns alle.

Denn wir alle waren schuldig. Hätten die berufenen Führer des deutschen Volkes in allen diesen Jahren, in denen doch tausend Symptome auf die eigenartige Phantastik und die ungeregelte Illusionsfreudigkeit, auf den mangelnden Wirklichkeitssinn und die Ikarus-Sehnsucht des Kaisers wiesen, Schritt für Schritt ernsthafte Warnung ertönen lassen, hätten sie den letzten Sinn der Opposition des großen Kanzlers verstanden, der gegen die aus der kaiserlichen Individualität emporsteigenden Gefahren den Volkswillen stählen und die Hast und den Eifer des Führers durch die politische Energie der Regierten zügeln wollte, so wäre es anders geworden. Nur deshalb konnte

die Katastrophe so furchtbar werden, weil die deutsche Menschheit nicht hinreichend vorbereitet war, weil sie nicht, belehrt über die Schwächen, die der Goldhelm und der Hermelin verbargen, die in ihr selbst ruhenden Kräfte des Widerstandes rechtzeitig organisiert hat. Was Fürst Bismarck in den acht Jahren bitteren Leides unter tausendfältiger Verkennung seiner Motive immer und immer wieder, und nur von Wenigen verstanden, uns lehrte, das trifft jetzt plötzlich die Herzen mit der vollen Wucht des Unausweichlichen, der Realität.

Und plötzlich stockt die Anbetung, und die Götter steigen von ihren Thronen herab. „Alle sind Menschen wie Du" bekannte der Kaiser zu Münster. „Dann bist auch Du nur ein Mensch, der durch das finstere Tal der Irrtümer wandelt", das wagte aus jenem Bekenntnis kaum einer, auch der Kaiser nicht, zu folgern. Und so glitt man bequem und gedankenlos über all die Zeichen hinweg, die auf eine ganz neue, dem modernen Geiste hart widerstrebende Auffassung des kaiserlichen Berufes wiesen, man duldete es, daß im Reichstag die Erwähnung des Monarchen verboten wurde, obwohl doch das Kaiserproblem und seine Lösung das ganze geschichtliche Leben der Gegenwart beherrschen, man sah es mit an, wie die starken Charaktere verschwanden, weil selbst dem tüchtigsten Werkmeister nur die Arbeit des Handlangers blieb, und während ein Gott jedem Sterblichen das Recht gab, sich als persönliche Persönlichkeit zu fühlen, begann man in Demut dieses erste und größte Recht des freien Menschen dem Einzelnen zu überlassen. Die Selbstentäußerung der Regierten hat das Selbstbewußtsein des Herrschers befruchtet, so daß auch hier die alte triviale Weisheit zutrifft, daß zu den Faktoren, die den Charakter bilden, nicht nur die Anlage, sondern auch die Erziehung und die Umgebung gehören.

Die Entwicklung des Kaisers nach der unwillkommenen Seite fand seit Bismarcks Scheiden kaum noch einen Wider-

stand, sie wurde von der Umgebung noch künstlich gefördert und von dem Volke selbst aus träger Bequemlichkeit, aus einem unkritischen Vertrauen, auf die Unverwüstlichkeit des von der älteren Generation geschaffenen Erbes doch ruheselig geduldet. Hat doch selbst der furchtbare Blitzstrahl, der an den Iden des März herniederfuhr, die Seelen nicht erweckt, obwohl er die ganze Gegenwart und alle Zukunft erhellte. Man ertrug geduldig das Feldwebel-Regiment des Herrn von Caprivi, wie man später die Statistenrolle Hohenlohes höchstens belächelte. Man freute sich wohl auch einzelner scharfer Artikel der Presse, aber man blieb doch nur Zuschauer aus weiter Ferne. Man pilgerte nach Friedrichsruh und trocknete Tränen der Rührung, aber in dem Gefühl des durch Volkeskraft wachsenden Wohlstandes vergaß man für die Zukunft die Kraft des Widerstandes zu bereiten. Was jetzt geschehen, das wird darum die Geschichte sicherlich dem Kaiser buchen, auf dessen Haupt, gerade weil er alles Verdienst in Anspruch nimmt, sich auch schwer die Schuld senken wird: aber auch das deutsche Volk mag am Grabe seines Glaubens und manchen Hoffens rufen: Mea culpa, mea maxima culpa!

Hat es doch der Schuld des Schweigens auch die Schuld des Unterlassens hinzugefügt, daß es nicht längst und laut Einspruch gegen diese Methode der Vergöttlichung erhob, die uns Söhne einer modernen Zeit immer wieder in eine trübe Parallele zu den Eunuchen von Byzanz gerückt hat. Wir, die stolz darauf sind, durch eigene Kraft uns das Recht der Mündigkeit erworben zu haben, duldeten eine Lehre, die alle Segnungen nur von der Weisheit der Krone erwartet, wir schwiegen, wenn der Bannfluch gegen Nörgler und Pessimisten erklang und der kühlen Bedachtsamkeit der Vernunft der selbstsichere Hinweis auf die gottgewollte Mission des Herrschers entgegenhallte; wir schwiegen zu all dem phantastischen Überschwang, der die Zeit der Sonnengötter beleben will, und wir erstarben

immer wieder in Demut und Bewunderung, wenn der Gott sich in einem Werke des schimmernden Dilettantismus offenbarte. Wir wurden ein Höflingsvolk und erwachen erst jetzt, wo der Wächterruf allzu schrill erschallt, zu der Erkenntnis, daß, wer den Absolutismus hegt, der Revolution den Weg bereitet.

In dem trostlosen Bilde vielfacher Verschuldung, die mit dem Schweigen beim Sturz des ersten Kanzlers anhob, ist freilich der trostloseste Ausschnitt dort gegeben, wo die nahe Umgebung des Monarchen sich müht, ihn an der Entwicklung seiner Tugenden zu hindern und die Fehler seines Temperamentes zu steigern. Hier hat der Prozeß des Eulenburgers eine Spur von Erkenntnis und so den einzigen Nutzen gebracht. Nur daß die widrige Zutat auch diese Erkenntnis schwächte. Immerhin — im letzten Grunde ist ein Monarch auch für das Wesen seiner Umgebung verantwortlich. Denn wie er gebeut, so steht sie da: Aufrecht oder mit ewig gekrümmtem Rücken. Die Einen duldet das Majestätsbewußtsein nicht und Bismarck muß in die Verbannung ziehen, die Anderen sind die Schöpfer und Pfleger der Menschenverachtung. Sie feiern das Selbstverständliche als Tat des Genies, sie klatschen der trivialen Phrase wütenden Beifall und zwischen den Thron und das Leben schieben sie Kulissen, bunt bemalt und zierlich zu schauen und doch unwahrhaftig wie jede Kulisse. Sie sind Diener der Stimmung, nicht der Besonnenheit. In jeder Verheißung erblicken sie bereits die Erfüllung. Was hat jetzt aus ihrem Munde der Kaiser von den Nöten und Sorgen seines Volkes erfahren! Gaukler wurden aus Berlin und Frankfurt berufen, just zu der Stunde, als der Telegraph die lästige Verpflichtung zum Studium der zornigen Reichstagsreden schuf, der Kinematograph wirbelte seine Bilder, der Jagdlust fielen höfisch dressierte, wahrhaft in Demut ersterbende Herden von Wild zum Opfer.

Knirschend vernahm es das Volk, lachend die Feinde. Denn dieses Erlebnis erst schuf so eigentlich die Hoffnungs-

losigkeit: Man sah nirgend mehr die Brücke zu gegenseitigem Verstehen. Und da setzte man die letzte Hoffnung auf den Kanzler des Reichs, nicht stark, nicht überzeugt, sondern in Resignation. Denn man glaubte noch mit einem letzten Glauben der Weisheit des Jesus Sirach: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate; derselbige gibt ihm einen löblichen Kanzler.“ Einen Kanzler in Kürassierstiefeln, nicht in Filzgaloschen.

Der Himmel brach zusammen. Wir standen auf seinen Trümmern und hielten Ausschau. Wird der Kaiser weiter im Theaterhimmel leben? Endgültige, erlösende Antwort ist uns noch nicht geworden, auch nicht in Potsdam. Denn noch hat der Kaiser „unbeirrt durch alle von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik“ nur eine Verheißung gegeben, die erfüllen zu können er sicherlich nicht zweifelt. Aber der Wille findet doch schließlich seine Grenze an dem innersten Wesen des Mannes, und wer mag darauf bauen, daß ein in einem fünfzigjährigen Leben aufgerichteter Charakter sich von der Wurzel her neu gestalten wird? Und gerade dieses ganze Leben bezeugt, daß eine seltsame Zähigkeit auch die Irrtümer der Jugend festhält. Worte, vor zwanzig Jahren gesprochen, können wieder gesprochen werden, Gedanken, vor zwanzig Jahren gedacht, kehren wieder: nichts wird aufgegeben und wenig durchgesetzt. Durch zwanzig Jahre eines Kaiserlebens hatte die Lust am Dekorativen Bestand, galt der Warner als Nörgler oder Rebell, las das Auge aus dem Jubel der Spaliersteher die Stimmung des Volkes, glaubte der Eine sich Meister alles Wesens und jeder Kunst. Und in all den Jahren glaubte er das Leben der Welt nach seinen Träumen allein gestalten zu können. Willenlos die Anderen, hoffnungsselige Kinder höchstens, die vertrauend auf das Antlitz des Vaters schauen. „Unbeirrt“ — der Kaiser folgte dem Zwange der Stunde, er war, was niemals geschehen durfte, der Besiegte. Wird er es jemals verwinden?

1. Kapitel.

Von Gottes Gnaden.

Unauslöschlich und reich, wie sie nur wenigen sich boten, sind die Eindrücke gewesen, die das Herz des jugendlichen Prinzen Wilhelm berührten. Dreimal kehrten Großvater und Vater aus dem Kriege als Sieger heim, und wenn auch der Knabe noch kaum Verständnis besaß für die Größe des Vollbrachten, für den geschichtlichen Wert des Geschaffenen, so tönten doch auch an sein Ohr die Glocken, in deren Klängen der Dank der Nation zum Himmel emporstieg, und mit der deutschen Jugend zusammen durfte er jubeln über den Tag von Sedan, der dem deutschen Volke einen Kaiser zum Gefangenen gab, über die wundersame Fügung von Versailles, wo im Schlosse der Bourbons die deutsche Kaiserkrone sich auf das Haupt des Ahnherrn senkte, jene Krone, die einst auch das Haupt des Knaben schmücken sollte, über den Frieden, der uns wieder schenkte, was in den Tagen der Erniedrigung uns geraubt worden ist. Näher als jeden anderen berührten den Enkel Wilhelms des Ersten die Fittiche der Geschichte. Seinem Hause entstammten drei der gepriesensten Helden, er sah die ragende Gestalt des eisernen Kanzlers durch die Pforte des väterlichen Hauses schreiten, auf seinem Antlitz ruhte der schweigsam-ernste Blick des Grafen Moltke. Welches Knaben Herz wäre nicht trunken, wenn er unter Helden weilt, deren Ruhm und Taten selbst den Glanz der Hohenstaufenzeit überstrahlten?

Da erschloß sich eine der Quellen, aus denen die Romantik des Kaisers entspringen sollte, da wurde auch jene Neigung befruchtet, die alles Werden und alles Geschehen zurückgeführt auf das Walten einzelner Persönlichkeiten, gottbegnadeter Herrscher, die sich nach eigenem Wollen die rechten Gehilfen suchen. Aber noch war diese Seite seines Wesens nicht klar geprägt: die jugendliche Phantasie wählte sich keinen der Hohenzollern, sondern den großen Kanzler zum Helden, dessen Namen auch die Gegner nur mit Scheu und Ehrfurcht nannten, dessen Äußeres schon geschaffen war, die jugendliche Vorstellung zurückzuführen in die Zeit der Heldensage, zu Hagen und Dietrich von Bern.

Die Eindrücke der Jugend haften auch im Manne. Die Männer der Tat blieben auch dem Kaiser, wie einst dem Knaben, die eigentlich historischen Helden; die Vorstellung einer Volksseele, die nach ihren eigenen Gesetzen sich entwickelt, blieb seiner Gedankenwelt fremd, die abstrakten Begriffe von sozialen Gegensätzen und wirtschaftlichen Interessen gewannen in seinem historischen Denken kaum den gebührenden Platz. Als aber die Zeit sich erfüllte und auf die jugendlichen Schultern unerwartet früh sich die Bürde des schweren Amtes senkte, als dann die Freude an Taten und Ruhm emporwuchs und mit ihr das Bewußtsein der Verantwortung, als er aus der Enge seines bisherigen Lebens plötzlich heraustrat in das helle, blendende Sonnenlicht, da wurde in ihm die Offenbarung lebendig, daß nur der Herrscher der Träger der Geschichte sei, und tiefer und immer tiefer im wesenlosen Scheine versank vor seinem Auge das Verdienst der anderen, die nicht auf der goldenen Höhe des Thrones geboren waren. Der Prinz hat noch den großen Staatsmann seines Ahnen als den Fahnenträger der Nation gefeiert, der Kaiser nicht mehr. Jedem der Männer aber, die vor ihm den Hermelin der Markgrafen oder der Könige trugen, weiht er nun ein Denkmal, und selbst die längst Vergessenen, von deren

Erdentagen kaum eine Spur noch sich findet in dem Bewußtsein der Menschen, die uns nichts mehr sind, weil sie der eigenen Zeit nicht genügten, erstehen von neuem zu steinernem Dasein. Denn auch ihre Zeit hat Wirkungen und Entscheidungen gebracht und Wirkungen und Entscheidungen gestalten sich in dem Kaiser als das alleinige Werk der Träger des Zepters. So verschwindet ein Dankelmann neben Friedrich dem Ersten, und der Weise von Königsberg verbirgt sich im Schatten des Königs, der seines Wesens niemals einen Hauch verspürte. König Wilhelm der Ehrwürdige aber wird Wilhelm der Große, seine Paladine sinken zu Werkzeugen seines Willens, zu Handlangern herab, zu „braven, tüchtigen Ratgebern, die die Ehre hatten, seine Gedanken ausführen zu dürfen".

Schon hierin, in der Grundauffassung des historisch Gegebenen, erwuchs ein innerlicher Gegensatz zwischen Kaiser Wilhelm dem Zweiten und seinen Zeitgenossen. Sie, die Söhne einer harten Zeit, in der Tatendrang und Forschung den Schleier der Mystik längst zerrissen, lehnen es ab, das Herrschertum herauszuheben über den Staub des Irdischen, ihm jedes Verdienst zu leihen und jeden Schatten zu nehmen, die gottgewollte Sendung auszugestalten, daß fürderhin jeder Schritt und jede Tat des Trägers der Krone erscheint als ein Ausfluß des göttlichen Wollens, dem der Niedergeborne sich fügen muß in Demut und Schweigen. Sie erkennen willig des ersten Kaisers tiefgreifende Verdienste an, aber sie sehen auch, daß so wie ihr letzter Grund, so auch ihre Schranke in seiner Persönlichkeit lag. Sie wissen, daß er in jedem Zoll ein König war, aber sie vergessen auch nicht, daß in der schwersten Stunde seines Lebens ein anderer ihn an sein Portepee erinnern mußte, daß er niemals zu jenen leidenschaftlichen, in ihrem Wollen und Vollbringen dämonischen Naturen gehörte, die, dem Strome gleich, den hemmenden Damm zerreißen, daß er auch nicht zu jenen revolutionären Naturen sich gesellte, die mit dem Schwerte den Knoten zerschneiden, den sie

anders nicht zu lösen vermögen. Die Genialität ist kein notwendiges Attribut der Krone. Die entscheidende Instanz bildet nicht der Wille des einzelnen, sondern die Überzeugung der Gesamtheit und das Urteil der die Legende unnachsichtlich zerstörenden Geschichte.

Auch dort, wo man willig dem Kaiser das Recht einräumt, in bewundernder Liebe seiner Ahnen, all jener Männer zu gedenken, die den Namen der Hohenzollern mit unvergleichlicher Glorie umgaben, widerstrebt man jenem frommen Mythos, der nur Könige als Helden erscheinen läßt. Längst ist die Zeit gekommen, da das Königstum, vor die Frage gestellt, ob es imstande sei, allen Pflichten zu entsprechen, die noch Friedrich der Große ihm auferlegt hat, zu einer verneinenden Antwort gelangte und dem Volke Anteil gab an der Leitung des Staates; längst wissen wir, daß der Herrscher nicht der einzige und ausschließliche Leiter des Völkerschicksals sein darf, und darum erhebt sich ein tiefes Widerstreben gegen die kaiserliche Theorie. Denn diese Theorie blieb an dem Ahnenkultus nicht haften, sie baute sich aus zu einer Gesamtauffassung des königlichen Berufs, der in hartem Widerstreit steht zu der Auffassung der zeitgenössischen Welt.

Am letzten Geburtstage, den der erste Kaiser erlebte, hat Heinrich von Treitschke in seiner Rede über das politische Königstum des Machiavell die Worte gesprochen: „Vor einem Menschenalter etwa versuchte uns eine theologisierende Staatslehre von einer göttlichen, aller irdischen Pflichten entbundenen Macht des Königstums zu reden. Diese Mystik der Jakobiten hat bei dem klaren Verstande unseres Volkes niemals Eingang gefunden. Aber wir wollen auch nicht unseren leibhaftigen König, der in und mit seinem Volke lebt, dahin geben für die düstere Abstraktion eines Inhabers der ausführenden Gewalt." Friedrich der Große hat den Staat aus einem ursprünglichen Vertrage abgeleitet; durch einen Vertrag haben die freien und gleichen Menschen eine Obrigkeit

eingesetzt, nicht damit ein jeder teilnehme am Regimente, sondern damit ein jeder geschützt werde in seinen Rechten und sittlichen Lebenszwecken, damit das suum cuique des schwarzen Adlers sich erfülle. Darum nannte er sich den ersten Diener des Staates. Nicht vom großen Friedrich und nicht von Wilhelm dem Ersten stammt das Wort: „Ich bekenne, daß ich meine Krone von Gott allein habe, und daß ich nur ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung" — dieses Wort stammt von Friedrich Wilhelm dem Vierten, der auch einmal, am 11. April 1847, versicherte, daß er es „nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung dränge". Und doch war wenige Monate später die Konstitution geschrieben und beschworen.

Ein halbes Jahrhundert später aber, als in fünfzig Jahren das Volk zu kraftvollem Selbstbewußtsein erwacht war, da nennt der Kaiser seinen Ahnen „ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn", da rühmt er von ihm, er habe „ein Kleinod wieder emporgehoben und ihm zu hellem Strahlen verholfen, ein Kleinod, das wir hoch und heilig halten mögen". Das sei das Königstum von Gottes Gnaden, das Königstum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals endenden, stets andauernden Unruhen und Arbeiten, mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann. Dieser Verantwortung sich bewußt und sich als Rüstzeug des Herrn betrachtend, sei in tiefster Demut dieser große Kaiser seinen Weg gewandelt. So sprach der Enkel. Die Geschichte aber hält ruhig und unbestechlich ihm die Wahrheit entgegen, daß das Kleinod des Gottesgnadentums der aufgeklärten Zeit nur von geringem Werte erscheint, wenn wir auch niemals den leibhaftigen König, der in und mit dem Volke lebt, dahin geben wollen für die dürre Abstraktion eines

Inhabers der ausführenden Gewalt. Wir wissen, daß auch die letzte große Tat, die in dem Tage von Versailles ihre Erfüllung fand, nicht geboren wurde in dem Herzen eines Hohenzollern, daß längst schon, ehe die Heere auszogen zu ihren Siegen, die Dichter, die Stimmführer der Nation, vom Kyffhäuser sangen und von dem begrabenen Kaiser, der wiedererstehen soll, wenn die Raben den Berg nicht mehr umkreisen. Wir wissen, daß auch Bismarck sein Werk nur vollbringen konnte, weil der Strom der Ideen, der durch seine Seele ging, auch die Zeit ringsum erfüllte, daß nur hier die schöpferische Tat entstand. Und wir erinnern uns des Wortes, das Kaiser Wilhelm schrieb: „Meine Dankgebete gehen weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch hierfür werden Sie ihre Dankgefühle nach oben senden, daß Gott Sie begnadete, so Hohes zu leisten."

Gewiß, auch Kaiser Wilhelm der Erste fühlte sich als ein Herrscher von Gottes Gnaden, er sah sich zu seinem Amte berufen durch göttliche Bestimmung, aber sein klarer und ruhiger Verstand war entfernt von dem Glauben, daß nun auch in jeder Stunde und in jedem Entschluß eine neue Erleuchtung von oben herab sich auf ihn senke und ihn führe auf allen seinen Pfaden. Denn er hatte aus einer Fülle von Erfahrungen gelernt, seinen Willen unterzuordnen, auch wo er befehlen durfte, wie einst auch Friedrich der Einzige erst durch eine Schule von Leiden ging, ehe er sich durchrang zu der Erkenntnis, daß der Fürst nicht der Herr, sondern der erste Diener seines Volkes sei.

Der Kaiser aber ist jung zur Herrschaft gelangt, ehe noch der schäumende Most sich abklären konnte zum klaren Wein. Rasch und jäh legte er den Weg von der Sorglosigkeit der Jugend, von dem frohen und unbefangenen Genießen zurück zu der ernsten und hohen Pflicht, über ganze Generationen Wache zu halten. Und weil auch er, weil

auch der Kaiser nur ein Mensch ist, deshalb nahm er mit dem Enthusiasmus der Jugend zugleich auch ihre Illusionen, ihre Träume, ihre Irrtümer mit herüber in das neue Land, und gerade in den ersten Jahren traten diese Auffassungen mit solcher Kraft und solchem inneren Wahrheitsbewußtsein hervor, daß in der Tat ein Staunen und bald auch ein tiefes Mißtrauen die deutsche Welt durchzog, als solle eine neue, als solle vielmehr die uralte Form des patriarchalischen Absolutismus von neuem Gestaltung gewinnen. Der Liberalismus freilich betonte nur leise seine Gegnerschaft, er glaubte, seit zwei Jahrzehnten zur Machtlosigkeit verdammt, durch kluges Eingehen auf die Weise des jungen Herrschers den Weg zum Steuerruder wiederzufinden. Gerade die konservativen Kreise traten in stille Opposition und die Schüler Bismarcks sorgten um das Ende.

Denn sie gedachten des letzten der Hohenzollern, der mit der gleichen Lehre vor die Welt getreten war, sie gedachten Friedrich Wilhelm des Vierten. Auch von ihm erzählt der Geschichtsschreiber, daß er an eine geheimnisvolle Erleuchtung glaubte, die den Königen vor allen Sterblichen durch Gottes Gnade beschieden sei, auch er war eine Blüte jener überschwänglichen Zeit der Romantik, die in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in der Selbstbewußtheit und dem Selbstgenusse des stolzen Ichs ihr Ideal fand. „Alle die friedlichen Segnungen, die sein Volk zu erwarten hatte, sollten ausgehen von der Weisheit der Krone; denn wie ein Patriarch des alten Testamentes verstand er seine Würde, recht eigentlich als eine väterliche, von Gott selbst zur Erziehung der Völker eingesetzte Gewalt erschien ihm das Königstum. Auf die Person des Monarchen bezog er alles, was im Staate geschah.“ Völker aber, die mündig geworden, sträuben sich gegen alles Väterliche; darum mußte Friedrich Wilhelm es sehen, wie die Revolution durch die Gassen jagte, darum hat Kaiser Wilhelm der Zweite es erlebt, daß seine Mahnungen den Geist des

Widerspruchs nicht einengten und zum Schweigen brachten, sondern daß sie ihm neue Tore brachen.

So kam es, wie es kommen mußte. Welche Fülle von Verstimmung rief schon die rednerische Bekundung solcher Theorien hervor! Wie scharf war auch dort, wo man das Ziel des harten Wortes nicht in dem Alten vom Sachsenwalde suchte, der Widerspruch gegen die Lehre, daß ein Kaiser den zerschmettern dürfe, der sich ihm entgegenstellt! Wer die Augen sich nicht durch den Glanz des Kaiserwortes blenden ließ, der begriff schon damals die nahenden Gefahren, als der Kaiser, gehüllt in den Mantel eines koketten Absolutismus, die Strafrede an die Märker hielt, als er den persönlichen Charakter seiner Regierung in klassischer Nacktheit zeigte: „Ich meine zu sehen, daß es den Herren nicht leicht wird, den Weg zu erkennen, den ich beschreite und den ich mir vorgezeichnet habe, um Sie und uns alle zu meinem Ziele und zum Heil des Ganzen zu führen . . .“ „Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüter zu ängstigen. Es schleicht ein Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüter meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zutage liegen und liegen müssen für jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Es mag meinem Herzen wohl wehe tun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die ich verfolge; aber ich hege das Vertrauen, daß alle diejenigen, die monarchisch gesonnen sind, die es gut mit mir meinen und daß vor allen Dingen die brandenburgischen Männer nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt haben an dem, was ich tat. Sie wissen, daß ich meine ganze Stellung und meine Aufgabe als eine mir vom Himmel gesetzte auffasse und daß ich im Auftrage eines Höheren, dem ich später einmal Rechenschaft abzulegen habe, berufen bin. Deshalb kann

ich Sie versichern, daß kein Abend und kein Morgen vergeht, ohne ein Gebet für mein Volk und speziell ein Gedenken an meine Mark Brandenburg. Nun Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen, folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird. Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes!"

Halb staunend, halb zweifelnd steht hier der Kaiser vor der ihm unfaßbaren Erscheinung, daß nicht das ganze Volk in blindem Vertrauen ihm, dem Werkzeug des göttlichen Willens, auf den Wegen zur Höhe folgt — selbst der sachliche Widerspruch wird ihm zur persönlichen Kränkung. Darum erklingt wohl in späteren Jahren zu Münster die Klage, daß er von den Menschen vieles habe erdulden müssen, daß sie „oft unbewußt und oft leider auch bewußt ihm bitter weh getan haben"; nur die Vorstellung, daß wir alle Träger einer Seele aus lichten Höhen sind, habe ihn zur Nachsicht und Milde gestimmt. Nachsicht und Milde — es ist nicht der wägende, unparteiisch richtende, in den Schranken der Verfassung lebende moderne Herrscher, der hier sich bekundet, nicht der König, der nur dem Verbrecher Gnade erweisen kann, sondern der patriarchalische Völkerhirt, der den Widerspruch mit Nachsicht duldet oder mit Härte bestraft. „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen," so meinte der Großoheim, als ihm die Stimme der Opposition entgegenklang, und wie er, so hat auch der Enkel des Bruders es erlebt, daß sein Regiment den Glauben an das Königstum in einem altmonarchischen Volke so tief erschüttert, daß man an dem schicksalsschweren Novembertage es kaum begriff, wie Elard von Oldenburg mit gemartertem Herzen sich nicht zu den Taten des Kaisers, wohl aber zum preußischen Royalismus bekannte.

Denn nicht um Stimmungen hat es sich gehandelt, sondern um die stets von neuem betonte konstante Auffassung des Kaisers von seinem Beruf. So erhob sich,

wiederum vor den „Brandenburgern", der Kaiser zum flammenden Protest gegen die Männer, die in den zwei Jahren, in denen die Kanzlerschaft des Grafen Caprivi eine Fülle von Widerspruch wachgerufen hatte, sich als Gegner der neuen politischen Richtung bekannten. In leidenschaftlicher Aufwallung spricht er seine Worte aus dem Empfinden heraus, daß ihm Unrecht geschehe, daß man an seinen gottgegebenen Rechten taste, wenn man ihm nicht gehorsam durch Wald und Wüste folge. „Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an allem, was seitens der Regierung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein, am Leben und Gedeihen unseres gesamten großen deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regierte in der Welt, und sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß dem nicht so ist, wissen wir alle selbstverständlich besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten und sich unseren elenden und jammervollen Zuständen auf das schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen, und uns täten sie einen großen Gefallen damit." Und weiter: „Wir leben in einem Übergangszustande! Deutschland wächst allmählich aus den Kinderschuhen heraus, um in das Jünglingsalter einzutreten. Da wäre es wohl an der Zeit, daß wir uns von unseren Kinderkrankheiten freimachten. Wir gehen durch bewegte und anregende Tage hindurch, in denen das Urteil der großen Menge der Menschen der Objektivität leider zu sehr entbehrt. Ihnen werden ruhigere Tage folgen, insofern unser Volk sich ernstlich zusammennimmt, in sich geht und unbeirrt von fremden Stimmen auf Gott baut und die ehrliche fürsorgliche Arbeit seines angestammten Herrschers."

Und wie der Kaiser sich gleich bleibt und keine Ent-

wicklung des Charakters durchlebt, wie er, in fertigen Doktrinen befangen, nichts aufgibt, so hallt es uns vierzehn Jahre später zu Breslau von neuem entgegen: „Schwarzseher dulde ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheidet aus, und wenn er will, suche er sich ein besseres Land!“ Wie der Jüngling den Märkern, so ruft der fast Fünfzigjährige den Schlesiern zu, daß sie „den großen Zielen und Vorbildern nachfolgend ihrem Herzog folgen müssen in seiner Arbeit.“ Das Beste aber, was geschah, die nationale Erhebung an der Wende des Jahres 1906, hatte seine Wurzeln nicht in des Kaisers Willen und Leisten, sondern im freien Entschluß des Volkes gegründet.

In der Verfassung ist dem Volke das Recht der Mitarbeit gesichert, die durch keine Fürsorge des Herrschers ersetzt werden kann, wenn anders der Zeiger der Zeitenuhr nicht zurückgestellt werden soll, bis er wieder die Stunde weist, in der ein wohlwollendes Patriarchentum, gestützt auf die Bureaukratie, die Rolle des Schicksals für sich allein in Anspruch nahm. Das Volk ist zum Mannestum erwachsen, in Kampf und Not, es folgt willig seinem König, aber es will überzeugt sein; denn der politische wie der geistige Protestantismus sträubt sich gegen das Dogma der Unfehlbarkeit. Und die Nation wird auch dann nicht anderen Sinnes, wenn ihr in glänzendem Lichte die Pracht und alle Herrlichkeit der nahenden Zeiten geschildert wird; die Phantasie gibt sich gern dem ästhetischen Genießen poetischen Überschwanges hin, aber der Werktag lebt dem nüchternen Erwägen, er läßt sich durch Blumenduft nicht berauschen. Darum glaubt er wohl an die reine Ehrlichkeit der kaiserlichen Vision vom neuen Himmel auf Erden, aber er verlangt auch das Recht der Prüfung und hiermit zugleich der Ablehnung.

„Der berühmte englische Admiral Sir Francis Drake,“ so erzählt der Kaiser, „war in Zentralamerika gelandet nach schwerer, stürmisch bewegter Reise; er suchte und

forschte nach dem anderen großen Ozean, von dem er überzeugt war, daß er vorhanden sei, den die meisten seiner Begleiter jedoch als nicht existierend annahmen. Der Häuptling eines Stammes, dem das eindringliche Fragen und Forschen des Admirals aufgefallen, von der Macht seines Wesens eingenommen sagte ihm: ‚Du suchst das große Wasser; folge mir, ich werde es dir zeigen,' und nun stiegen die beiden trotz warnenden Zurufs der übrigen Begleiter einen gewaltigen Berg hinan. Nach furchtbaren Beschwerden an der Spitze angelangt, wies der Häuptling auf die Wasserfläche hinter ihnen, und Drake sah die wildbewegten Wogen des zuletzt von ihm durchschifften Meeres vor sich. Darauf drehte sich der Häuptling um, führte den Admiral um einen kleinen Felsvorsprung herum, und plötzlich tat sich vor seinem entzückten Blicke der vom Gold der aufgehenden Sonne bestrahlte Wasserspiegel des in majestätischer Ruhe sich ausbreitenden Stillen Ozeans auf. So sei es auch mit uns! Das feste Bewußtsein Ihrer meine Arbeit treu begleitenden Sympathie flößt mir stets neue Kraft ein, bei der Arbeit zu beharren und auf dem Wege vorwärts zu schreiten, der mir vom Himmel gewiesen ist." So sprach der Kaiser. Und nun folgte in unvergleichlichem Pathos der helle Heroldsruf: „Nein, im Gegenteil, Brandenburger, zu großem sind wir noch bestimmt, und herrlichen Tagen führe ich Euch noch entgegen. Lassen Sie sich nur durch keine Nörgeleien und durch mißvergnügliches Parteigerede Ihren Blick in die Zukunft verdunkeln oder Ihre Freude an der Mitarbeit verkürzen. Mit Schlagwörtern allein ist es nicht getan, und den ewigen mißvergnüglichen Anspielungen über den neuen Kurs und seine Männer erwidere ich ruhig und bestimmt: ‚Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert.'" Aber der Heroldsruf verhallte und er mußte verhallen. Denn die Klage, daß „die große Menge der Menschen der Objektivität zu sehr entbehrt" mußte gerade dort ihre Wirkung versagen, wo vom Throne

herab das Recht des Subjektivismus in so überzeugter Weise betont wurde, wie niemals zuvor, wo das „sic volo“ in so energischer Form erklang, daß der Protest erwachen mußte, wo das Selbstbewußtsein der Regierten sich steigerte an dem Selbstbewußtsein des Regierenden. Denn jedem Ich stellt sich mit dem Anspruch auf gleiche Bewertung das andere Ich, jedem Fordern die entgegengesetzte Forderung entgegen und die absolutistische Neigung beschleunigt und fördert die Demokratisierung. Das schien einmal auch der Kaiser zu erkennen, als er in den Worten „Alle sind Menschen wie du!“ auch den anderen das Recht gab, sich als Persönlichkeit mit persönlichen Rechten zu fühlen, frei zu sein, sich als ein Stück der Schöpferseele zu empfinden gleich ihm. Aber das Wort blieb nur ein theologisches, aus der Augenblicksstimmung strömendes Bekenntnis, es wurde und war niemals Überzeugung und Grundsatz. So konnte sich der wundersame Prozeß vollziehen, daß einst ein Bismarck, daß der Mann, der wie keiner zuvor, die Institution der Monarchie hinausgehoben hatte zur gesicherten Höhe, als der Vorkämpfer der verfassungsmäßigen Einrichtungen auf den Schauplatz trat, daß er von dem unwillfährigen Reichstag an die Landtage, daß er an das berechtigte Selbstbewußtsein der Bundesfürsten appellierte und als Preuße die Gefahr der Zentralisation bekämpfte. Dies war ein Zeichen jener Treue, die nicht um des Dankes willen sich bekundet. So, nicht allein um der Tragik des Einzelschicksals willen, entstand jene gewaltige Bewegung, die ihren grandiosesten Ausdruck fand in der Szene auf dem Marktplatz von Jena. Immer wieder vernahmen wir es, daß der Herrscher „von Gott gesetzt ist an seine Stelle und daß er ihm allein und dem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben hat,“ Fürst Bismarck aber stellte den Satz entgegen: „Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des Volkes.“

Die starke und selbstbewußte Betonung wiederum des

Gottesgnadentums und die konsequente Ausbildung der Lehre vom Patriarchentum mußte zugleich eine andere, scheinbar entgegengesetzte, in Wahrheit durchaus parallele Wirkung mit sich bringen. Denn neben dem Oppositionsdrang der Aufrechten erhebt sich das Bedürfnis des Strebertums, die Geschmeidigkeit des Höflings wird mächtiger, als der ruhige Stolz der Überzeugung, und während dort die schärfste Opposition triumphiert und Scharen von Gebildeten zu Mitläufern der Sozialdemokratie werden, beugen sich hier die Nacken tief hernieder, und wer berufen ist zu Rat und Warnung, der späht erst nach Mienen und Gebärden der Majestät.

Es ist in des alten Kaisers Zeiten nicht Sitte gewesen, daß Minister und Marschälle und Würdenträger in dem Superlativ ersterbender Bewunderung in öffentlichen Reden von ihrem Souverän sprachen. Die Einführung solcher Sitte muß dort um so stärkere Bedenken erregen, wo ein junger Fürst, frühzeitig und unerwartet schnell zum Throne berufen, in dem Dunst der Weihrauchwolken allzu leicht den Maßstab für das Reale, den Maßstab für die Unterscheidung von Wollen und Vollbringen verliert. Da wandelt sich die politische Kunst um in eine Kunst der rechtzeitigen Witterung. Der Inhalt weicht dem verzierenden Schnörkel und die Intiative versinkt im Morast der Bureaukratie. Hier ruht eine ernste Gefahr. Der Höfling, der den Thron mit Weihrauch umgibt, ist der legitime Erzeuger des Absolutismus und seiner Kehrseite, der Revolution. Als Friedrich Wilhelm der Vierte zur Regierung gelangte, da verglich Rudolf Gottschall das deutsche Volk mit der Danae, die in heißem Glutverlangen sich sehne, seiner Worte goldenen Regen in ihrem Schoße zu empfangen, und Ludwig Tieck verglich die Reisen jenes Königs mit den Triumphzügen der Cäsaren und mit den stolzen Siegeszügen Alexanders, der „seine Waffen bis zum Ganges trug“. Aber Reisen und Worte sind auch damals nicht Taten gewesen und auch nicht zu Taten geworden und in

dem heißen Dunst des Weihrauchs wuchs die Revolution empor.

In der Tat ist der Zusammenhang zwischen dem Walten des Byzantinertums und dem Wachstum der Demokratie eng genug: das Byzantinertum legt an den kleinsten Erfolg, an die geringste Bekundung eines eigenartigen Gedankens den Maßstab an, der nur für das Größte sich ziemt, es erhebt den Staubgeborenen zu den Göttern und blickt zu ihm auf mit jener Andacht, die schon in den Windeln von Fürstenkindern einen Gegenstand brünstiger Verehrung erblickt. Die Kritik aber kauft den Spott billig auf dem so geschaffenen Markte, sie wird bitter und zersetzend, sie wird nicht müde, auf jenen Gegensatz zu verweisen, der zwischen dem bescheidenen Erfolge und den Heldengesängen der Höflinge besteht. Darum schrieb schon Kant den Satz nieder, daß Schmeichler und Ja-Herren die Verderber der Großen und Mächtigen sind. Die Übertreibung hat noch immer zu jener Reaktion geführt, die ihren Niederschlag findet in dem Erwachen der öffentlichen Kritik und des satirischen Bedürfnisses, in dem, was wir Simplizissimusstimmung nennen, und in dem Erstarken des demokratischen Gedankens. Der Abschluß der Handelsverträge wurde neben Sedan gestellt, der Zug nach China, die Erwerbung bescheidenen Kolonialbesitzes wurde gepriesen als Werke aere perennius und als der Chinesenprinz im Potsdamer Palais erschien, da wurde das Bild jener alten Eroberer heraufbeschworen, vor dem gefesselt und gedemütigt die überwundenen Fürsten sich neigten. In dem amtlichen Organ der Armee aber wurde in Dithyramben die neue Zeit gepriesen, die „endlich" herangebrochen sei, jetzt, wo „für uns Detachierungen nach Kamerun schon keinen Gegenstand des Staunens mehr bieten", die Zeit aber Wilhelms des Ersten und ihre Taten wurden hinabgeworfen in die Aschengrube einer glücklich überwundenen Vergangenheit. Eine neue Phraseologie entstand, und wie in die amtlichen Reden und

Erlasse, so fand sie ihren Eingang auch in die Historienbücher.

Diese neue Geschichtsschreibung hat den Satz Treitschkes längst als antiquiert zu betrachten gelernt, daß der Historiker gerecht reden soll, freimütig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute wieder mächtigen Haß des gebildeten Pöbels. Vergessen ist auch das Wort, daß selbst der dritte Napoleon aussprach, daß die geschichtliche Wahrheit nicht weniger heilig sei als die Religion. Vor den Augen der Lebenden wird die Geschichte zur Legende gewandelt, und wiederum wird mit keckem Mute die Legende ausgegeben als Geschichte. Wer aber das Leben des Volkes mit klarem Auge betrachtet, wer seinem Empfinden nachgeht und seinem Handeln, der wird es nicht leugnen, daß die Verhimmelung alles Werdenden, daß die Vergöttlichung eines Staubgeborenen und sei er der Träger der Krone, eine Wirkung ergibt, die der Patriot nur mit Trauer wahrnehmen kann. Denn der also Gepriesene steht vor der Gefahr, den Maßstab für sein eigenes Tun zu verlieren, in ihm erwacht allzu leicht das Gefühl des Olympiers, der frei ist von jeder Rechenschaft vor der Geschichte, wie sie auch der ablegen muß, den die Formel der Verfassung von der Verantwortung entbindet. Die Sonnengötter sind ausgestorben. Erwarten und Erfolge, Wollen und Taten, Erlahmen und Vollbringen müssen gerecht gemessen werden, sonst wird die Geschichtsschreibung zudringlich, und ihre Wirkung bedenklich. Denn sie hebt nicht das moralische Gefühl, sondern sie ruft Mißbehagen hervor und übles Empfinden.

Fürst Fürst Bismarck hat einmal von seinem alten Herrn gesagt: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen, in dem Gefühl königlicher Würde hätte der Kaiser gedacht: Wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln.“

Was aber ist heutige Sitte geworden? Daß seit Bismarcks Entlassung niemand es wagte, dem Kaiser das Bild der Wirklichkeit zu zeichnen, bis der vierte Kanzler den Schicksalsgang zum Potsdamer Stadtschloß antrat, gedeckt durch den Willen der Reichsfürsten, der Minister und der Volksvertretung.

Wenn dereinst einer der Enkel das Zeitalter von Neu-Byzanz charakteristisch darstellen will, dann wird er wohl auch auf die Denktafeln zeigen, die hier und da, in der Heide und im Walde, auf Landstraßen und an Häusern angebracht sind, um die Erinnerung an Nichtigkeiten festzuhalten, die man gewaltsam zu Wichtigkeiten erhebt, dann wird er hinzeigen auf jene Tafel, deren Inschrift der Nachwelt erzählt, daß an einer bestimmten Stelle und an einem bestimmten Tage ein hochgeborener Jagdherr „einen Kapitalhirsch fällete", und schwerlich wird er jene andere Tafel schweigend übergehen, deren Inschrift erzählt, daß am 2. Dezember 1902 Kaiser Wilhelm II. „Allerhöchst Seine 50000. Kreatur, einen weißen Fasanenhahn, erlegte." Goldene Lettern verkünden dieses Ereignis den staunenden Zeitgenossen. Unsere Enkel aber werden darüber sinnen, ob die Tat, die hier vermeldet ist, der Verewigung wert sei, und sie werden seltsame Gedanken hegen über ein Geschlecht, das im Irrgang seiner Empfindungen diese Frage bejahte. Mit goldenen Lettern pflegt man das Gedächtnis fördernder Taten, großer Entschlüsse, volksbeglückender Leistungen festzuhalten, in goldenen Lettern darf man erzählen, wie Luther den Kampf um die geistige Befreiung seines Volkes aufnahm, wie Friedrich der Große einer Welt von Feinden ungebeugten Mutes trotzte, wie ein märkischer Junker uns den steilen Weg hinaufführte zum Märchenschloß von Versailles. Goldene Lettern verdient auch die Tat des schlichten Mannes, der sein Leben opfert, um die Kameraden zu retten. Heut müssen sie dienen, die Erinnerung festzuhalten, daß 50000 „Kreaturen" unter dem Feuer eines Schützen fielen. Weil aber unsere Zeit skep-

tisch geworden ist, weil sie fortschritt über die Stufen einer Entwicklung, die auch der Masse Stolz und Selbstgefühl verlieh, deshalb will sie von solchen Alfanzereien nichts wissen. Wer die Kommentare las, mit denen die radikale Presse die Erzählung von dem Denkmal begleitete, das dem silbernen Fasan, diesem in Loyalität ersterbenden Muster aller Kreaturen, errichtet wurde, der wird diese Bemerkung verstehen. Denn unnützlich war es auch, vor dem Volke das Bild jener Jagden allzu deutlich herauf zu beschwören, an denen heute hochstehende Jäger ihre Freude finden. Das Volk in seiner Naivität folgt noch immer der unklaren Vorstellung, daß die Jagd ein wenn auch noch so mattes und abgeblaßtes Bild des Kampfes gebe, daß sie ritterliche Kräfte im Menschen auslöse, daß sie Gewandtheit und List und Energie erfordere, daß der einsame Pirschgang durch Tau und Nebel die Seele erfrische und emporhebe zu freiem Empfinden. Wenn ihm aber erzählt wird von 50000 Kreaturen, die ein einzelner erlegte, so tritt vor seine Phantasie das Bild des geängsteten Wildes, das von unzähligen Treibern vor die Büchse des Jägers gejagt wird, der ohne Kampf und ohne Freude tötet. Dieses Bild aber ist nicht sympathisch und nicht erhebend, und die Erinnerung daran festzuhalten, sollte man nirgends bemüht sein.

In der Tat drangen die letzten Wirkungen der neuen Auffassung ungeheuer tief hinein in die deutsche Welt. Aber wie der Baumstamm es nicht ahnt, wohin die letzten Wurzelausläufer dringen, so war auch der Kaiser sich nicht der Verwirrung bewußt, die dort entstehen muß, wo ein Volk nur mit innerem Widerstreben das Wiedererwachen romantischer Vorstellungskreise wahrnimmt. Er ist seines Zieles sicher, und sicher, daß er es erreiche. Aber das Volk ist skeptisch; der Enthusiasmus kann der Wesenszug eines einzelnen sein, Nationen aber sind enthusiastisch erregt nur in hellen, köstlichen Stunden.

2. Kapitel.

Frei von Fesseln.

Die Doktrin vom Gottesgnadentum muß dort, wo sie in den Vordergrund gestellt und als der Urquell der herrschenden Staatsform aufgefaßt wird, die schärfsten Gegensätze in der Persönlichkeit des Trägers dieser Lehre selbst auslösen. Und in der Tat finden wir in der Geschichte des Kaisers eine Reihe von Widersprüchen, die unter der höheren Einheit der Persönlichkeit zusammengefaßt, doch dem Forscher, so eindringlich er sich in die Psyche des Herrschers versenkt, etwas Dunkles und Rätselhaftes übrig lassen.

Wer das geistige Leben lediglich unter dem naturalistischen Gesichtspunkte der Vererbung betrachtet, der wird an die Wirkungen erinnern, die durch die Mischung des Hohenzollernblutes und des englischen Welfenblutes hervorgerufen wurden. Der eine wird hier Wesenszüge entdecken, die in der Gestalt des Kaiser Friedrich wurzeln, jenes Mannes, den der Liberalismus aus tiefer Unkenntnis seiner eigentlichen Art, beirrt durch die typische Erscheinung des oppositionell gestimmten Kronprinzentums, ausschließlich für sich und seine parlamentarische Lehre in Anspruch nimmt, während ein Menschenkenner von dem Range eines Bismarck von ihm behauptet hat, er sei erfüllt gewesen von einem Selbstgefühl, das dem absolutistischen Bedürfnis nahe kam, während zahlreiche Züge uns in ihm durchaus den Hang zum Pompösen bekunden. Der andere wird nach Gebärden spähen, die an den Prinzgemahl erinnern und an die Königin von England. Wieder

ein anderer wird darauf hinweisen, daß der Einfluß einer Erziehung, die nicht frei war von Gegensätzen, auch in der späteren Periode der geistigen Selbständigkeit sich geltend machen muß, daß die Eindrücke der Jugend festhaften auch im Mannesalter, er wird auch an die Verschiedenartigkeit der Einflüsse erinnern, wie sie naturgemäß von allen Seiten an den jugendlichen Thronerben der Zukunft sich herandrängten. Und er wird die Mitteilung Maurenbrechers heraufbeschwören, daß er förmlich erschrocken gewesen sei über die Ansichten, die der Prinz, als er die Universität bezog, ihm über die Vorgänge in der deutschen Geschichte und die Politik Deutschlands, vor allem aber über den Fürsten Bismarck geäußert habe, so daß er selbst, der berufene Lehrer, sich mit allen Kräften habe bemühen müssen, diese Eindrücke zu paralysieren. Der mütterliche Einfluß konnte sich um so weniger ausschließlich nach der Richtung der preußisch-deutschen Tradition geltend machen, als schon der englische Grundton in ihrer Auffassung der Dinge niemals ausgelöscht worden ist. Schon nach der Verlobung der Prinzeß Royal mit dem Kronprinzen von Preußen schrieb Bismarck aus Frankfurt an Gerlach: „Fürstliche Heiraten geben im allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem anderen, in welches sie tritt, nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist, als das ihres Mannes". Und am Schluß seines Lebens, in seinem letzten Vermächtnis, hat wieder Fürst Bismarck festgestellt, daß sie in ihrem Innersten „England als ihr Vaterland zu betrachten niemals aufgehört hat", und daß auch die Meinungsverschiedenheiten der hohen Frau mit ihm selbst stets zurückgeführt werden konnten auf „den in der Verschiedenheit der Nationalität beruhenden Dissens".

Aber den letzten geheimnisvollen Gängen des psychischen Werdens nachzugehen, ist heute nicht die Zeit. Vor uns steht der Kaiser als eine bestimmte, klare Er-

scheinung, abgeschlossen in ihren Grundzügen, wenn auch der Werdende — und nur ein stets Werdender, nicht aber der Säulenheilige ist in Wahrheit ein Mensch — noch an sich selbst arbeiten und vielleicht manches aufgeben wird, das ihm heute als ewige Wahrheit gilt. Die Tatsache aber, die den tiefsten Einfluß auf ihn geübt hat und üben mußte, erhebt sich offen vor aller Augen: die Plötzlichkeit des Überganges von der bescheidenen Rolle des Prinzen zum Glanz und zur Herrlichkeit der kaiserlichen Würde.

Kaiser Wilhelm*) ist frühzeitig zur Regierung gelangt, früher, als menschliches Ermessen annehmen durfte. Hatte auch Deutschlands erster Kaiser die Grenze, die der Psalmist dem menschlichen Leben steckt, weit überschritten, so sank doch Kaiser Friedrich in ein frühes Grab, als kaum die ermattende Hand das Zepter ergriff. Die höchste und schwerste Aufgabe der Welt ist die würdige Bekleidung des königlichen Amtes. Eben noch ein Prinz ohne Einfluß auf die Geschäfte des Landes, als Offizier einer unter den Kameraden, mit sparsamen Mitteln ausgerüstet und Herr nur über einen kleinen Hofhalt, von dem Throne getrennt durch die nach menschlichem Ermessen noch weithin sich erstreckende Laufbahn des Vaters, ergriff Wilhelm der Zweite die Zügel der Regierung. So tritt, der durch die Enge des Tales wanderte, plötzlich hinaus in das helle, blendende Sonnenlicht. Mühsam erst gewöhnt sich das Auge und der Sinn. Der Mann des ruhigen, nüchternen Verstandes, der Enttäuschungen kennt, der gewahrt ist gegen überschwengliches Hoffen, wird an der Felsecke harren und langsam nur und tastend den Schritt nach vorwärts wagen; der Jüngling aber, dessen Phantasie sich paart mit dem überschäumenden Temperamente, durch dessen künstlerisch empfindende Seele die Träume der Romantik wogen, wird atemlos das Bild der weiten, lachenden goldschimmernden

*) Ich zitiere mein Buch: „Bismarck nach seiner Entlassung“ S. 10.

Ebene umfassen, und jauchzend die Arme breiten, um alles, alles an das glühende Herz zu ziehen.

Die Keime, die in dem Prinzen noch geschlummert hatten, drängten plötzlich zur Entfaltung, mit der ungeheuren Macht zugleich erhob sich eine ungeheure Verantwortung, unvermittelt folgte dem Lenz, der die Saat empfängt, der Herbst, der die Frucht bereits zur Scheuer führen soll.

Die schäumende Jugendkraft aber, der Enthusiasmus, der in dem Kaiser loderte, jene Flamme, deren Glut auch heute noch in allen seinen Worten und Taten lebt, fand kein Feld vor sich, das zu bebauen dem Heldentraum genügen mochte, der ihn erfüllte. Die Jugend drängt nach Ungebundenheit, nach Taten, sie will sich ausleben. „Die Jugend freut sich nur des Vorwärtsstrebens, versucht sich weit umher, versucht sich viel." Aber gerade dort, wo von der Höhe des Lebens scheinbar in unbegrenzter Ferne sich das Feld der Taten breitet, waren die Schranken gesetzt: Der Traum der Alten war erfüllt, das Kaisertum war erstanden, das Reich geeint und die Schuld dem Erbfeinde heimgezahlt. So blieb dem feurigen Geist, der die Kraft zu hohen Taten in sich zu fühlen meinte, die konservative Aufgabe des Bewahrens, des Erhaltens, des sorgsamen Ausbauens gestellt. Der Greis hatte die Jünglingstat vollbracht, der Jüngling sollte des Alten Tat vollbringen. Die Jugend drängt zum Schwerte, sie mußte die resignierte Weise vom Frieden und seinen Freuden verkünden; der Greis aber, der den Thron bestieg, als er sein Tagewerk schon abgeschlossen glaubte, der für die künftigen Geschlechter die Waffe zu schmieden meinte, als er dem preußischen Heere neue Schlagfertigkeit schuf, zog dreimal zum blutigen Ringen.

Wenn aber der junge Fürst den Blick zurückwandte in die Vergangenheit, wenn er nach den anderen suchte, die gleich ihm in der Frühlingszeit ihres Lebens hinausgerufen wurden auf den Schauplatz unerhörter, nie rastender, ewig

drängender Arbeit, dann blieb er immer wieder auf der glänzenden Gestalt des Sohnes der Elisabeth Charlotte haften, dem die Geschichte den Namen des Großen Kurfürsten gab. „Er ist der Vorfahre von mir, für den ich die meiste Schwärmerei habe, der von jeher meiner Jugend als Vorbild vorangeleuchtet hat“, so bekennt er den Brandenburgern. „Wie in diesem Ahn ist auch in mir ein unbeugsamer Wille, den einmal als richtig erkannten Weg allem Widerstande zum Trutz unbeirrt weiterzugehen,“ so schrieb der Schüler an seinen einstigen Erzieher. Von dem Großen Kurfürsten rühmt er zu Bielefeld, er habe zerstampfte Saaten, niedergebrannte Dörfer, ein ausgehungertes, heruntergekommenes Volk gefunden, sein Land sei der Tummelplatz für die wilden Scharen gewesen, die seit dreißig Jahren Deutschland mit Krieg überzogen, und doch sei seine Jugend vor der gewaltigen Aufgabe nicht zurückgeschreckt: „Nun kam er mit seinem felsenfesten Vertrauen und seinem eisernen festen Willen; er schweißte die Stücke jenes Landes zusammen, hob Handel und Wandel, Ackerbau und Landwirtschaft in kurzer Zeit. Er schuf ein neues Heer, das ihm allein ergeben war, er legte die Grundlage für unseren Staat und war in der Lage, bald auf große Erfolge zurückzublicken.“

Es ist ein eigenartiges Schicksal, im vollen Tatendrang die Aufgabe des Epikers zu erfüllen, statt auszuziehen zu Tjost und Fehde, nur in ergreifender Pathetik zu künden von „helden lobebaeren, von grôzer kuonheit“, nicht der Herold eigenen Schlachtenruhmes zu sein, sondern der Herold der Vergangenheit: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.“ Vor des Kaisers empfindsamer Seele steht der Große Kurfürst als das Ideal seines eigenen Lebens, in ihm sieht er bereits das Ziel lebendig, das erst ein anderes, ein späteres Geschlecht erreichen sollte: „Ein großes, gewaltiges, nordisches Reich zu gründen, das dereinst dazu dienen sollte, das deutsche Vaterland wieder zusammenzuführen.“ Noch hatte kein Hohenzoller, es sei denn

Friedrich Wilhelm der Vierte, die Grenze des Märkertums oder der preußischen Machterweiterung in seinem Hoffen überschritten, und sicherlich trifft es nicht zu, daß „der große Kaiser ausführte, was der andere sich gedacht". Es ist die liebevolle Illusion des spätgeborenen Enkels, es ist das Bedürfnis, sich ein Ideal zu schaffen, in dem alle Tugend und alle Weisheit und selbst die Gabe des Sehers sich vereint, das hier dem Schimmer der Geschichte noch den eigenen, goldigen Schimmer hinzufügt.

Und so knüpft sich an die psychologische Kette ein neues Glied: „Heilig" ist ihm die Erinnerung an Wilhelm den Ersten; „geweiht" seine Wohnstätte, geweiht sein Fuß. „Wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten." Und vom Kaiser Friedrich vernehmen wir das Wort: „Als das Morgenrot des neuen Deutschen Reiches strahlend emporstieg, da durfte er als gereifter Mann die Träume seiner Jugend verwirklichen. Das deutsche Schwert in der Faust, gewann der Sohn auf blutiger Walstatt seinem Vater die deutsche Kaiserkrone. Seinen Hammerschlägen ist es zu danken, daß des Kaisers Rüstung fest geschmiedet war." Es ist nicht die Pietät allein, die hier aus dem Munde des reichen Hohenzollernerben spricht, nicht das Bedürfnis nur, die Toten, die er noch selbst geschaut, poetisch zu verklären, sondern es ruht hierin zugleich das tief in ihm schlummernde Verlangen, den Glanz alles Gewordenen den Trägern der Krone als Verdienst zu gestalten. Was der Kaiser für sich selbst fordert, das fordert er auch für die Ahnen. Sie sind es, die aus dem reichen Schatze ihrer Tugenden spenden, die Völker aber sind die Empfangenden, die dankend entgegen nehmen müssen, was der Herrscher ihnen zuteilt.

So mußte die Schranke, die der junge Kaiser vorfand, als er hoher Pläne und heißen Feuers voll, die Zügel ergriff, ihm doppelt lästig, ihm schier unerträglich werden.

Diese Schranke lag in den Verdiensten, in den Taten, in der Erfahrung, in der Größe des Fürsten Bismarck. Denn in den beiden Männern, die Deutschlands Schicksal bestimmen sollten, trafen zwei Welten unvermittelt zusammen: Die Welt der Vergangenheit und die Welt der Zukunft. Dort war die Kraft der Illusionen längst versunken, wenn anders sie in dem auf das Reale gewandten Geiste des Kanzlers jemals Raum gewonnen hatte und das Zutrauen, das die Jugend so gern zu allem Menschentum hegt, hatte jener Skepsis Raum geschaffen, die für jeden die Frucht des Lebens bildet, der das Auge nicht schließt gegen den tiefsten Untergrund alles Daseins, gegen die Triebfedern fast alles Handelns, den Egoismus, den Haß, den Neid. Vor dem Auge aber des Enthusiasten tat sich die blaue Welt der Wunder auf, in denen jedes edle Wollen die gleichgestimmte Saite rührt, in der jeder Wunsch, Glück zu spenden, eine dankbare Stätte findet. Wer ehrlichen Sinnes die Hand bietet, darf der nicht sicher sein, daß der andere sie freudig ergreift, ohne Hintergedanken, offen und frei, wie sie geboten wurde? Die „Ära der Versöhnung" war das Produkt eines unbewußten Widerspruches gegen den Mann, der vor der neuen Zeit hatte weichen müssen und der dennoch trotzig an seiner Lehre festhielt, sie entsprang zugleich dem innerlichen, jugendlich-liebenswürdigen Bedürfnis des Mannes, der eine Welt der herrlichsten Pläne in sich trug und nun nicht Raum genug finden konnte, sie aus dem Reich der Träume hinüberzuführen in das lebendige Reich der Wirklichkeit. Gegen diese Träume hat Fürst Bismarck sich verschlossen, und die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Er wußte, daß langgenährter Haß sich nicht zur Liebe wandelt, wenn auch der andere nach Liebe verlangt, er wußte, daß das stumpfe Gefühl des Enterbtseins nicht dahinschmilzt, auch wenn in begeistertem Worte die Verkündung einer neuen Zeit hinauszieht in die Massen, er sah die Enttäuschungen voraus, die sich an den Weg des jungen Fürsten lagern würden, er

wußte, daß bei all der Fülle des Gebens und Gewährens der Dank der Beschenkten ausbleiben würde. Er warnte, aber die Warnung mußte lästig sein, weil ihr zu folgen die ganze Persönlichkeit des Gewarnten sich sträuben mußte. Der Eckstein, auf dem die Vergangenheit ruhte, wurde verworfen, weil er für das neue prächtige Haus nicht taugte, das marmorn und golden sich erheben sollte, auf daß noch fernhin die Zinnen über die Jahrhunderte leuchten und den Nachgeborenen künden sollten von dem Zeitalter Wilhelms des Zweiten.

Denn auf sich selbst gestellt in jedem Tun, durchaus dem eigenen Wollen nur gehorchend oder der Eingebung der Gottheit, die ihren Erwählten zu jeder Stunde nahe ist und in heimlicher Zwiesprache ihnen Kunde gibt von ihren Plänen, wollte Kaiser Wilhelm sein eigener Herr, sein eigner Kanzler, wollte er Selbstbeherrscher sein im vollen Sinne. Denn in ihm lebt zugleich die leidenschaftliche Lust am Erfolge, das heiße Bedürfnis, in der Geschichte seinen Namen zu vereinen mit einer jener Taten, die das Reich des Gewöhnlichen, des Gewohnten und Verbrauchten, verlassen und ihren Träger mit dem Schimmer ewigen Verdienstes umgeben. Fürst Bismarck aber war der Mann der konstanten Mittel, der geduldig seiner Stunde harrte, der sorgsam den Weg bereitete, um dann allerdings mit hinreißender Kraft hinauszubrechen und das Widerstrebende unter seine Sohlen zu zwingen. Darum sprach er das wunderbare und doch so tief bescheidene Wort: „Der Staatsmann kann nie selber etwas schaffen, er kann nur abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen, das ist alles.“ So ist Otto von Bismarck, lauschend dem Schritte Gottes, dahergezogen, bis Deutschland auf der Sonnenhöhe seines Glückes stand. Der Staatsmann zwingt sein Temperament in den Dienst seiner Gedanken, und wessen Temperament ist heißer gewesen, als das des märkischen Junkers? Er bän-

digt die Impulsivität des Augenblickes und wagt den Sprung nicht, ehe er nicht die Entfernung maß, und niemals greift er nach der goldenen Frucht, die sein Arm nicht zu erreichen vermag. Der Enthusiast aber ist stets Dilettant, er folgt der Stimmung des Augenblicks und greift nach den Sternen, die er doch niemals erreicht. Der Kaiser glaubte die Marokkofrage dadurch gelöst, daß er nach Tanger fuhr, er hat noch immer tiefe, geschichtliche Gegensätze auszugleichen gemeint, wenn er dem dynastischen Gastfreunde die Wangen küßte.

Zwei Jahre fast haben die beiden Männer nebeneinander gewirkt, aber schon in diesen Jahren, in denen der jugendliche Herrscher der Autorität des großen Kanzlers noch nicht entraten mochte, weil er selbst dem Volke noch ein Fremder war — schon in diesen Jahren, in denen noch das „Niemals" des ersten Kaisers durch die Seelen hallte, wuchsen die Gegensätze empor, bis ihre Schatten das weite Feld der Gemeinsamkeit mit Nacht umhüllten. Es ist ein drastisches Wort des Kaisers bekannt geworden, das uns verrät, wie er durch lange Zeiten den Gedanken, den Wunsch, die Sehnsucht nach Trennung in sich trug, wie es ihn trieb, endlich zu der Stunde zu gelangen, in der er frei, endlich frei sein würde von der Fessel, die ihn nicht nur drückte, die ihn, wie er glaubte, auch festhielt am Boden wie einen jungen Adler, den es treibt, den hohen Flug in das Märchenreich der Wolken zu wagen. Es war kein impulsiver Entschluß, der zur Katastrophe führte, sondern es war eine Stimmung, die lange in ihm lebte, die mit ihm geboren war, weil sie zu seinem Wesen gehörte und ein Teil seiner Persönlichkeit war. Das Impulsive trat erst hervor in der Form der Trennung, die gerade deshalb, weil sie nicht staatsmännisch vorbereitet, weil sie nicht als Notwendigkeit nachgewiesen war, dem weltgeschichtlichen Ereignis die Gestalt der Katastrophe verlieh. Diese Grundstimmung hatte Fürst Bismarck erkannt: „Seine Majestät ist sehr kräftig und fühlt einen Überfluß an Kräften und

will deshalb sein eigener Kanzler sein." „Ich zürne," so sprach er bald nach der Genesung „meinem jungen Herrn nicht; er ist feurig und lebhaft; er will alle Menschen glücklich machen, das ist in seinem Alter natürlich. Ich meinerseits glaube vielleicht weniger an diese Möglichkeit und habe es ihm auch gesagt. Es ist ganz natürlich, daß ihm ein Mentor, wie ich, mißfällt und daß er darum auf meinen Rat verzichtet hat. Ein altes Arbeitsfeld und ein junger Renner lassen sich schlecht zusammenkoppeln. Nur ist die Politik nicht so leicht, wie eine chemische Kombination; man macht sie mit Menschen. Ich wünsche ja, daß seine Versuche gelingen, und zürne ihm keineswegs. Ich stehe ihm gegenüber wie ein Vater, den sein Sohn gekränkt hat; der Vater mag darunter leiden, aber er sagt doch: Es ist ein tüchtiger Junge. Als ich jung war, folgte ich meinem Könige überall hin; jetzt bin ich alt, ich kann meinen Herrn nicht mehr begleiten, wenn er so weit reist. Darum war es unvermeidlich, daß Ratgeber, die ihm näher blieben, auf meine Kosten sein Vertrauen gewannen. Er ist sehr leicht zu beeinflussen, wenn man ihm Ideen vorträgt, von denen er annimmt, daß sie die Lage des Volkes glücklich gestalten. Und er kann es kaum erwarten, sie sofort ins Leben zu setzen. Der Kaiser will sich seinen Ruhm erst schaffen, ich habe den meinen zu behüten, ich verteidige ihn. Ich habe mich für den Ruhm geopfert, ich will ihn nicht mehr in Frage stellen."

In der Erkenntnis der Grundstimmung und ihrer Unabänderlichkeit hatte Fürst Bismarck durch räumliche Trennung, durch einen langdauernden Aufenthalt auf seinem Herrensitz in Friedrichsruh dem Freiheitsbedürfnis des Monarchen sich anzufügen versucht, er hatte auch gehofft, durch einen nur auf Monate berechneten Übergang die explosive Wirkung seines Rücktritts zu vermindern, er hatte geglaubt, den reichen Goldschatz seiner Erfahrung wenigstens auf dem Altenteil der Auswärtigen Politik in den Dienst der Nation stellen zu dürfen — hier aber blieb

das Temperament des Kaisers, nicht die staatsmännische Voraussicht der Sieger. So wurde die stärkste Belastungsprobe auf die monarchische Gesinnung gemacht, die jemals versucht worden ist, und die Pforten öffneten sich der düstersten Tragödie, die jemals auf deutschem Boden ihren Schauplatz fand. Hier trifft das letzte Verschulden jene Kreise, die nur in sorgsamer Beobachtung fürstlicher Neigung und Stimmung die Garantie für die Sicherung der eigenen Stellung finden, hier ruht auch das Verschulden jener anderen Kreise, die in langgenährter Feindschaft gegen den Begründer des Reiches die Stunde des Erfolges erst gekommen sahen, wenn dieser letzte und größte Repräsentant der Epoche Wilhelm des Ersten von der politischen Schaubühne machtlos verschwand. Von den einen wie von den anderen wurde die Stimmung des Kaisers zur Verstimmung, zur Empfindlichkeit gesteigert, Zwischenträgerei und Verdächtigung halfen zum Werke und die Trennung wurde, während der sachliche Grund in Wahrheit fehlte, durch die künstliche Steigerung der Affekte vollzogen. Als aber der Kaiser den Weg zur Freiheit gefunden zu haben glaubte, da schuf er sich selbst und seinem Streben gerade das schwerste Hindernis, das jemals ein Herrscher sich bereitet hat: Er rief jene Empfindungen gegen sich in die Schranken, die stets erwachen, wo sichtlich der Treue geziemender Dank versagt wird, die doppelt stark emporsteigen mußten, wo es sich um all das Gewaltige gehandelt hat, das in dem Namen und in der Gestalt Otto von Bismarcks in der gegenständlichen und doch zu poetischem Verklären neigenden Auffassung des Volkes verkörpert war. Denn der persönliche Bruch mußte zugleich als ein Bruch mit einem System erscheinen, das erprobt war, das Erfolge heraufgeführt hatte, und wo noch der Zweifel bestand, da mußte er entschwinden unter dem Eindruck der Taten des Kurses, den fortan die Politik einschlug und der trotz allem doch ein neuer Kurs gewesen ist.

Und noch eine andere Gefahr zog ungehemmt herauf. Mit der Entlassung Bismarcks rührt Kaiser Wilhelm an ein Problem, das niemals gestellt werden soll, weil es, einmal gestellt, tiefe Zweifel auslöst in den geheimsten Tiefen der Seele. Dem ungeheuren, gleichenlosen Verdienste stellte sich frei und kühn das Recht des Erben entgegen, dem Geschaffenen und Bewährten die Verheißung. Gerade in dem Idealisten lebt leise und uneingestanden die Sehnsucht, daß der ἄριστος, daß der Beste Herr und Führer sein soll. Jetzt aber stellte sich die monarchische Doktrin frei in den Vordergrund des Lebens mit dem Anspruch, um ihrer selbst willen auch das schwerste Opfer zu bringen. Der Kaiser handelte nach dem Rechte, das auch die Verfassung nicht gekürzt hat, aber im Gemütsleben der Nation entscheidet nicht das formelle Recht, da ist es bedeutungslos, da entscheiden die sittlichen Akzente. Und sie sind doppelt wirksam in solchen Stunden, in denen das Schicksal durch die Welt schreitet und zerstört, was ewig gefestet schien.

Die Empfindungen, die damals erwachten und zu Motoren des Kommenden wurden, sind zarter Natur und sie müssen dennoch berührt werden: Das staatsbürgerliche Bewußtsein, das sich des Berufes zur Mitarbeit und ihres Werkes freut, mußte eine tiefe Demütigung erfahren, wenn ein Wink des Herrschers kraftvoll geschaffenes Verdienst ausschalten kann aus jedem Rechte der Betätigung, wenn der Held eines Jahrhunderts gebannt werden kann in Nacht und Grauen und Gram, daß seine Kraft verdorrt, seine welterlösende Weisheit versinkt. Das Volk, um dessen Schicksal in jener Stunde die Würfel fielen, hat keine Aufklärung erhalten, nur von dem Alter des Kanzlers wurde geraunt, dem dann ein älterer folgen sollte, und von der Krankheit des Mannes, der dennoch bald in ungebrochener Kraft den furchtbarsten Kampf aufnahm, den je ein Deutscher durchkämpfen mußte, den Kampf um das Recht der Persönlichkeit gegen das Recht des Kaisers. Das Wort vom

Schicksal der Titanen wurde gesprochen und durch die Herzen zog der Iphigenie Weise:

.. Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt .....
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Im Finstern gebunden
Gerechten Gerichts.

Dem Kaiser aber lag fortan die Bahn frei — wer widersteht dem Cäsar! Jubelnd mag er damals, als die Schranke fiel, den ersten Blick getan haben in die neuen, unendlichen Weiten, in die Ferne, in der das Glück seines Schöpfers und Meisters harrte. Frei konnte sein Genius die Schwingen entfalten, ohne daß des Dädalus vorsichtige Warnung ihn hemmte — der Weg wies zur Sonne — aber der Sonnengott ist voll Mißgunst, tiefe Weisheit liegt im Mythos vom Ikarus.

---

3. Kapitel.

Der Kaiser in der Debatte.

Ja, die Bahn war frei — während an den Iden des März im Schicksalsjahre die persönliche Initiative des Monarchen noch im Hintergrunde stand, weil Fürst Bismarck die Basis des verfassungsmäßigen Lebens im Deutschen Reiche wie in Preußen in dem Schutze sah, den der Monarch in der Verantwortlichkeit des Kanzlers und der Minister fand, während er aus all den Gründen, die ihm die Erfahrung bot, auf der Gegenzeichnung kaiserlicher Kundgebungen beharrte, wurde Wilhelm der Zweite jetzt nicht nur der Protagonist des politischen Lebens, sondern er wurde zugleich der eigentliche Führer, der in der Tat nur noch Gehilfen wählte, die bereit wären, als Werkzeuge seine Gedanken zur Erfüllung zu bringen.

Niemand soll ihn beherrschen, niemand seinen Willen bestimmen. Überall fühlt er darum sich als Autorität, und auch dort, wo der begabte Bürger erst nach mühselig langem Studium die Herrschaft über den Stoff gewinnt, wo der Künstler, der Techniker, der Gelehrte, der Schiffsbaumeister, der Architekt unendlicher Spezialarbeit bedarf, um zur Vollendung zu kommen, da tritt der Kaiser naiv an die Spitze, weil die Natur ihm leichte Empfänglichkeit und jene journalistische Begabung verlieh, die spielend über die Oberfläche der Dinge dahingleitet und doch ihr innerstes Wesen zu erkennen vermeint. Und der Widerspruch fehlt und jede Korrektur, an ihren Platz drängt sich die stets

bereite Bewunderung. Das Wort des Fürsten Bülow: „Was Sie ihm auch vorwerfen, ein Philister ist er nicht" trifft gerade deshalb zu, weil in dem Wesen des Philisters doch auch die nüchterne und phantasielose Betrachtung des Wirklichen liegt.

In diesem Mangel an Wirklichkeitssinn, an Augenmaß für das eigene Leisten liegt eine stete Gefahr gerade für einen Mann, der in sich zugleich die höchste irdische Macht und jene Kraft des Temperamentes vereint, die sich nicht genügen läßt mit der schweigenden Erfüllung arbeitsreicher Pflichten, die vielmehr täglich und stündlich hinausdrängt, um im Kampfe sich zu erproben, Zustimmung und Anerkennung zu erringen. Jene Gefahr ist doppelt vorhanden in einer Zeit der schrankenlosen Öffentlichkeit, des erstarkenden demokratischen Gedankens, des wachsenden Kritizismus. Der Heroenkultus kann dem Toten sich zuwenden, er kann den Gestürzten sich zum Liebling ersehen, er kann, wie den Bayernkönig Ludwig, den Märtyrer mit dem Schimmer der Legende umweben, aber wie vor dem modernen Geschlecht schon längst der Thron nicht mehr steht, umwoben von geheimnisvollen Kräften und von überirdischem Glanze umleuchtet, wie die Tage der französischen Revolution dahingestürmt sind über die politische Romantik, bis dann Napoleon und Bismarck ihr Werk vollbrachten, so dringt heute das Auge bis hinter die Türen der Paläste, und zutreffend ist das Wort Mittelstädts: „Es müßten die Mittel bedenkenlosester Staatskunst aufgewendet werden, die Entfernung zwischen Volk und Monarchen in jeder Weise zu vergrößern; die sinnlich wahrnehmbare Gestalt des Alleinherrschers müßte in unnahbarer Form, erhaben über dem gemeinen Erdboden, von aller schlechten, irdischen Bedürftigkeit scheinbar losgelöst, den Blicken des großen Haufens weit entrückt bleiben. In der volkstümlichen Vorstellung möchte er immerdar der allmächtige und allweise Gebieter sein, der die gesamte innere und äußere Politik lenkt, der in allen menschlichen

Dingen unfehlbar Bescheid weiß, ohne dessen Willen nichts Großes und nichts Kleines in der Welt geschaffen werden darf. Nur unmittelbar und persönlich sollte er nur selten, nur bei außerordentlichem Anlaß handelnd hervortreten." Die Verfassung stellt in tiefer Weisheit den Minister zwischen den Monarchen und die Kritik des Volkes. Wann immer Kaiser Wilhelm der Erste persönlich hervortrat, dann geschah es in der klar umschriebenen, verfassungsmäßigen Form. Selbst der Erlaß vom 24. Januar 1882, der bestimmt war, den konstitutionellen Bestimmungen eine authentische Interpretation zu geben, trug den Namen des leitenden Ministers, so daß, als das Parlament die Diskussion auf diesen Erlaß hinüberlenkte, kein ängstlicher Präsident davor zu warnen brauchte, den kaiserlichen Namen in die Debatte zu ziehen, daß aber auch kein Kanzler gezwungen war, die Verantwortung für Reden und Dokumente zu tragen, die ohne seinen Rat, ja ohne sein Wissen zustande gekommen waren.

„Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten," so hieß es in dem Erlaß, „ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs *bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers* und sind, wo dies auch vor Erlaß der Verfassung geschah, *von den Ministern des Königs vertreten*, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung verfassungsmäßig durch sie ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem Könige selbst ausginge. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition dieses Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen lassen sich auf die vom Könige ernannten Mi-

nister nicht übertragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Notwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein fester Wille, daß sowohl in Preußen wie in dem gesetzgebenden Körper des Reiches über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Notwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger Königlicher Entschließungen benommen hätte."

Mit voller Energie hat auch Fürst Bismarck, als er im Parlamente den Erlaß besprach, sich gegen den Gedanken gesträubt, daß man den Kaiser „sequestrieren" dürfe, so daß er nur noch über den Wolken throne. Man solle die werbende Kraft des Kaisertums nicht unterschätzen: „Alles was wir Aktives und an Realitäten haben, das sollten wir schonen, pflegen und verwerten, aber nichts grundlos zurückschieben auf Nichtgebrauch und durch Nichtgebrauch wertlos werden lassen. Für Preußen ist das monarchische Prinzip und das Königtum das Wertvollste." Und weiter: „Ich muß erklären, daß ich auf dem Standpunkt durchaus nicht stehe, als ob der Kaiser im Deutschen Reiche nicht zu seinem Volke sprechen dürfe, nicht zur Nation. Daß ich mich mit meiner Namensunterschrift als verantwortlich einstelle, daß ich bereit bin, die Meinung, die der Kaiser ausspricht, zu vertreten, das ändert an der Tatsache gar nichts, daß dies die berechtigte verfassungsmäßige Äußerung des Kaisers ist. Wenn der Kaiser einen Kanzler hat, der das, was die kaiserliche Politik ist, nicht kontrasignieren will, so kann er ihn jeden Tag entlassen. Der Kaiser hat eine viel freiere Verfügung als der Kanzler, der von dem Willen des Kaisers abhängig ist und ohne die kaiserliche Genehmigung keinen Schritt tun kann. Also

während der Kaiser eine freie Bewegung in der Politik hat, indem er den Kanzler wechselt und die monarchische Autorität ihm gegenüber eintreten lassen kann, namentlich wenn ein Kanzler etwa lebhaft an seinem Posten hängen sollte, kann der Kanzler seinerseits auch nicht einen einzigen Schritt tun, kann ich hier keine Meinung vertreten, für die ich nicht des Einverständnisses Seiner Majestät sicher bin oder es vorher eingeholt habe. Es wird Ihnen nicht gelingen, dem Kaiser Wilhelm im Deutschen Reiche zu verbieten, daß er zu seinem Volke spricht."

Fürst Bismarck stand auch hier auf dem Boden des historisch Gewordenen. Wie ihm aber das blutleere Königtum der Engländer fremdartig und verhaßt war, so war er auch weit entfernt von den Vorstellungen, in denen Ludwig der Sonnenkönig lebte. Und eine starke Nuanzierung schuf der Wandel der Zeit und der Persönlichkeiten. Bald sah er eine gleiche Gefahr in der Überspannung des parlamentarischen, wie des monarchisch-autoritären Prinzips. „Ich habe," so rief er in Kissingen aus, „mit dem Reichstag jahrzehntelang aufs Blut gekämpft; aber ich sehe, daß diese Institution sich gerade im Kampfe mit Kaiser Wilhelm dem Ersten und mir abgeschwächt hat. Als ich Minister wurde, war die Krone bedrängt, der König war entmutigt, weil die Minister ihm versagten und wollte abdizieren. Da habe ich gestrebt, die Krone gegenüber dem Parlamente zu stärken. Vielleicht habe ich dabei zu viel getan. Wir brauchen ein Gleichgewicht, und die freie Kritik halte ich für die monarchische Regierung für unentbehrlich, sonst verfällt sie dem Absolutismus der Beamten." Und er fuhr fort: „Wir brauchen die frische Luft der öffentlichen Kritik, unser ganzes Verfassungsleben beruht darauf. Wenn die Volksvertretung kraftlos wird und nur zum Organ des höheren Willens, so kommen wir, wenn das so weiter geht, zum aufgeklärten Absolutismus zurück. In thesi mag das die geeignetste Staatsform sein, ich möchte sagen, die göttliche; aber die

Gründe, welche sie unannehmbar machen, liegen in der menschlichen Schwäche." „Was wir für die Zukunft erstreben müssen, ist eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament."

Noch in seinen Erinnerungen hat Fürst Bismarck den ernsten Zweifel geäußert, ob eine so universelle Vielgestaltigkeit, wie sie das Tun des Kaisers annehmen mußte, ob eine so reiche Initiative dauernd bestehen könne, wenn das Staatsschiff jede Klippe vermeiden soll. Er fürchtete vor allem, daß auf diesem Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert werden könne: „Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Ratgeber; wenn der Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war als heute."

Und hat Kaiser Wilhelm der Zweite an sich selbst nicht Forderungen gestellt, denen zu genügen kein Herrscher, und wäre er der größte, kein Mensch, und wäre er der willigste, imstande ist? Es ist ein Irrtum, und es ist im letzten Sinne ein Verbrechen an dem monarchischen Gedanken, wenn dennoch beflissenes Höflingstum sich huldigend dem Throne naht und heißer Andacht voll jedes Wort, ob es auch flüchtig gesprochen sei, jede Meinung, ob auch nur das gründlichste Fachstudium ein letztes Urteil erlaube, entgegennimmt als eine Offenbarung. Der königstreue Mann wird anderer Meinung sein. Er wird eine ernste und tiefe Gefahr darin erblicken, daß der Herrscher immer wieder sich auf den Kampfplatz der Parteien begibt, er wird die größere Gefahr noch darin sehen, daß er heraustritt mit dem Anspruch der unangreifbaren Autorität, daß harte, strafende Worte fallen gegen den, der andere Überzeugungen hegt, ja auch gegen den, der einen anderen Geschmack besitzt. Darin ruht ja das Kriterium dessen,

was die einen als Mißstimmung, die anderen als Reichsverdrossenheit bezeichnen, daß Gewöhnung und Tradition eine Kundgebung der Krone nur verbinden können mit autoritativem Wollen, so daß man gerade dort, wo der Begriff des Königtums nicht zum Schemen wird, auch an die Schranken erinnert, die mit den reichen Rechten zugleich dem Träger der Krone gesetzt sind.

Je weiter das Gebiet ist, das der Kaiser mit dem Verlangen der autoritativen Beurteilung in Anspruch nimmt, um so häufiger wird der Argwohn erwachen, daß ein geistreicher Dilettantismus die Stelle des durchgearbeiteten Gedankens einnimmt. Noch zweifelt man, ob er auf allen den Gebieten, die sein Geist zu umfassen strebt, sich wahrhaft schöpferisch zeigen wird und man findet die Nahrung für solche Zweifel gerade in der unendlichen, an die Ruhelosigkeit gemahnenden Vielseitigkeit, die jedes innere Sammeln und jedes Aufatmen zur Unmöglichkeit macht. „Der Kaiser tut alles," so schrieb einmal der Pfarrer Naumann, so heiße Bewunderung er ihm zollt. „Er gibt der Universität den Professor Spahn, er gibt dem Friedrichshain seinen Brunnenentwurf, er ist nicht nur oberster Kriegsherr, oberster Vertreter der auswärtigen Politik, oberster Schützer von Handel, Industrie und auch Landwirtschaft, oberster Bischof der evangelischen Bundeskirche, sondern auch oberster Wissenschaftsleiter und oberster Kunstrichter. Zu seinen Füßen knien Ares, Athene, Poseidon, Apollo und alle Musen. Er hat Zeit für alle Gebiete und macht alle anderen Oberleitungen zu Handlangern. Aus der Vergangenheit steigt das französische Wort empor: „l'etat? C'est moi". Das hat seine große Gefahr in sich. Selbst wenn der Kaiser in der Beurteilung des Brunnens und des Herrn Spahn sachlich Recht haben sollte, was möglich, aber keineswegs sicher ist, so verliert das Kaisertum viel durch die Anspannung seiner Autorität für kleine und fragliche Fälle."

Im Frühling des Jahres 1902 hat Kaiser Wilhelm in

der Audienz des Präsidenten des preußischen Landtages in bitteren Worten über das Sinken des Ansehens der Krone geklagt. Er hat hiermit eine Erscheinung gestreift, die völlig abzuleugnen sich nicht ziemt. Allerdings werden auch die schwersten Mißverständnisse niemals dazu führen, daß der Kern der Nation sich abwendet vom Hohenzollerntum und auch die sozialistische Agitation wird die Wurzel der Königstreue nicht ausrotten. Aber unbestreitbar ist es, daß einer der tiefsten Gründe für die Klage des Kaisers eben in dem Irrtum der Krone ruht, daß auch nur ein Zug von dem Wesen des Agitators sich in das Bild des Königtums fügen darf. Es gibt große Kreise und es sind nicht die schlechtesten, die bei aller Bewunderung für die temperamentvolle Persönlichkeit des Kaisers doch den Wunsch hegen, daß der Monarch im Kampfe die Reserve bilde, daß er nur im Momente der äußersten Not in die Schlachtreihe rücke, um den Kampf siegreich zu entscheiden. Zeigen denn nicht die überaus peinlichen Erörterungen des Reichstags, die immer wieder die Person des Kaisers sich zum Gegenstande wählen und die kein Bemühen eines willigen Präsidenten dauernd verhindern kann, die vielmehr die Opposition noch stärken, weil ihr scheinbar das natürliche Recht der Antwort versagt wird — zeugen diese Erörterungen nicht mit aller Klarheit für die Gefahren, die heraufzuziehen drohen? „Ein Kaiserwort soll man nicht dreh'n noch deuteln" — aber das Kaiserwort darf nur dann gesprochen werden, wenn es Gesetz ist. Herrschaft über sich selbst ist der Schlüssel der Herrschaft über die anderen. „Das wahre Wachstum der Menschheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, aus denen die sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch

jedes einzelne Glied nur sanft und leise berühren: das sind die Taten, mit denen wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Taten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von dem Fürsten erwarten dürfen."*) Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Throne.

Darum setzte sich Graf Ballestrem mit jener Rede, die er am 41. Geburtstage des Kaisers hielt, in offenen Widerspruch zu dem öffentlichen Empfinden, und dieser Widerspruch wurde verschärft durch die Besorgnis, daß er wirklich durch seine Worte, durch die hier bezeugte historische Auffassung, den Beifall des Gefeierten erlangen könnte. Künftigen Generationen wird allerdings diese Rede als ein sprechendes Dokument für den Tiefstand politischen Empfindens gelten, den unsere Zeit nur deshalb zu erreichen vermochte, weil das konstitutionelle Leben in Deutschland noch jung, mit dem Wesen des Volkes noch nicht verwachsen ist, weil der politische Konservatismus die Opposition von Natur scheut und der Liberalismus lange haltlos schwankte zwischen dem Bedürfnis, durch die kaiserliche Gunst oder durch die Volksgunst Halt und jene neue Bedeutung zu gewinnen, die er aus seinem eigenen Ideenschatz nicht mehr schaffen und sichern zu können schien. Das Versagen des Liberalismus und seine Ersetzung durch die politisch völlig inkommensurable Partei des Zentrums bildete die Parallelerscheinung zu der neuen Gestaltung des deutschen Kaisertums. Der schlagende Beweis ist geliefert worden in der völligen Verständnislosigkeit, in der unsäglichen Kleinheit und Kleinlichkeit, mit der man dem grandiosen Kampfe folgte, den der entlassene Bismarck nicht nur für das Recht der eigenen Persönlichkeit, sondern auch für das Recht der Volkspersönlichkeit ausfocht.

Die Rede des Grafen Ballestrem aber möge zum Zeugnis dienen, wie das Bedürfnis nach der Gunst und

*) Ich zitiere Friedrich Gentz' Sendschreiben.

dem Erfolge des Augenblickes die Augen geblendet hat gegen die Bedingungen des realen Daseins:

„Wenn der Kaiser mit seinen Truppen im Felde liegt oder ihre Manöver im Frieden leitet, so wird ihm auf hoher Fahnenstange eine Standarte vorangetragen, auf daß jeder sehen kann, wo sein Kaiser und Feldherr zu finden ist. Wenn der Kaiser in einer seiner Residenzen eine Wohnung, ein Schloß bezieht, dann steigt die Kaiserstandarte auf, um der Stadt zu verkünden, der Kaiser ist da. Wenn der Kaiser in seinem Schlosse Gäste empfängt und eine große Festlichkeit ihnen gibt, dann ist in seiner unmittelbaren Nähe ein hochgewachsener Offizier seiner Leibgarde, der noch einen goldenen Adlerhelm auf seinem Haupte trägt, damit jeder in der Gesellschaft wisse, dort ist der Kaiser! Und das ist recht so, denn das Volk muß immer wissen, wo sein Kaiser ist. Wenn dies nun schon auf äußerem Gebiete richtig ist, um wieviel richtiger ist es dann auf geistigem Gebiete! Und das hat unser hochverehrter Monarch auch empfunden. Sobald eine Frage die Volksseele bewegt, sei sie politischer, sei sie sozialer, sei sie wirtschaftlicher, sei sie selbst wissenschaftlicher oder gelehrter Natur, der Kaiser nimmt Stellung dazu. — Er benutzt irgendeine Gelegenheit, um sich darüber und über die Stellung, die er zu dieser Frage einnimmt, öffentlich auszusprechen, er richtet eine geistige Standarte auf, die man von weitem sieht. Meine Herren, nach meiner Ansicht richtet er sie nicht zu dem Zwecke auf, daß man sich still und stumm dabei vorbeidrücke, sondern er richtet sie auf, damit sie beachtet, erwogen und besprochen wird von allen denen, die es angeht, vor allem von den Vertretern des deutschen Volkes. Meine Herren, die Hohenzollernfürsten waren immer Männer, die ihre Zeit verstanden haben. Sie waren eisengepanzerte Ritter im Mittelalter, sie waren hohe

Feldherren in der Neuzeit, wie Friedrich der Große und Wilhelm der Große, und sie waren immer allen übrigen Fürsten ihrer Zeit voraus, indem sie die Zeit richtig verstanden. Das hat auch unser Kaiser getan; er hat seine Zeit verstanden, er hat gesagt: Ich lebe in der Zeit der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, und Ich will auch kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der da herrscht und nicht regiert. Ich glaube, das würde unserem herrlichen Kaiser nicht zusagen, wenn man ihm diese Rolle zuteilte. Deshalb ist er überall hervorgetreten und hat die große staatsrechtliche Stellung, die ihm sowohl von der Verfassung des Deutschen Reiches als auch noch mehr als König von Preußen und noch mehr vielleicht durch seine große Individualität zukommt, immer wahrgenommen. Meine Herren, das muß uns mit Bewunderung erfüllen und wir müssen der Vorsehung danken, daß sie uns in diesen Zeiten einen solchen Kaiser gegeben hat und das muß uns anspornen, daß wir den großen Intentionen des Kaisers nach Möglichkeit, soweit unsere Überzeugung es zuläßt, immer entgegenkommen und sie immer fördern."

Hier hat der Präsident des deutschen Reichstages, im letzten Sinne also der Vertrauensmann der überwiegenden Mehrheit der Nation, es als nützlich und notwendig hingestellt, daß der Kaiser zu jeder Frage, mag sie künstlerischen, politischen oder wissenschaftlichen Charakter tragen, in der Öffentlichkeit einseitig Stellung ergreife, daß er schon vor dem Kampfe „weithin sichtbar die geistige Standarte errichte", die herabzuholen von ihrem Platz doch nach logischem Gesetz die Aufgabe der Gegner wäre. Die Fragen, die das geistige und soziale, das politische und das wirtschaftliche Leben einer Nation bewegen, sind aber so ungemein reich, daß niemand, den eine sterbliche Mutter geboren, auf diesen unendlichen Gefilden der Führer sein, den Anspruch auf autoritative Geltung seines Wortes er-

heben darf. Erhebt er dennoch solchen Anspruch, so werden verfrühte Entschlüsse, wechselnde Anläufe, wird eher ein unstetes und beirrendes, denn ein fruchtbares und glückliches Wirken die Folge sein. Der Masse wird sich eine starke Nervosität bemächtigen, wenn sie täglich durch ungeahnte Entschlüsse überrascht werden kann, und je schärfer die Individualität des Monarchen sich in das Tageslicht stellt, um so schärfer wird auch der Kritizismus unserer Zeit einsetzen, der keinen Heroenkultus kennt und den naiven Glauben der romantischen Schule längst preisgegeben hat. Je jünger die Erscheinung ist, die das Kaisertum der Hohenzollern bildet, je weniger sie geschichtlich noch gefestet ist, um so stärker werden die zentrifugalen Kräfte sich befruchtet fühlen: der Partikularismus begann zu schwinden, als Wilhelm der Erste die Krone trug, und doch waren die Wunden in seinen Tagen noch frisch und schmerzhaft; er schießt hoch empor, heute, wo der Einfluß von drei Jahrzehnten die Wunden längst hätte schließen müssen. Die Moskauer Prinzenrede und das Swinemünder Telegramm, das Wort von dem Einen Herrn im Lande und die Botschaft an den Regenten von Lippe sind Kundgebungen, die in ihrer Wirkung den nationalen Zusammenschluß wahrlich nicht gefördert haben.

Die letzte Steigerung hat die neue Theorie von dem persönlichen Willen des Herrschers, zugleich aber auch die stärkste Widerlegung damals erfahren, als ein amtlicher Gesetzentwurf ausschließlich begründet war mit „dem Wunsche Sr. Majestät des Kaisers" und der Reichstag ohne ein Wort der Erörterung zur Tagesordnung überging. Für den Reichstag war damals, als für die gefallenen Krieger eine steinerne Gedächtnishalle mit so seltsamer Begründung gefordert wurde, eine Lage geschaffen, deren Peinlichkeit zutage liegt: Stimmte er der Vorlage zu, so hätte die Opposition die Schlagworte vom Servilismus, von der Rückgratlosigkeit und dem Byzantinertum erneut aus ihrer

Rüstkammer genommen und um so stärkeren Anklang im Volke gewonnen, als in dem Entwurf selbst die einfachsten Angaben über die Ausführung des Planes fehlten; die Ablehnung wiederum mußte den Charakter der persönlichen Opposition gegen einen kaiserlichen Wunsch gewinnen. Es war ein Zeichen politischen Taktes, für die Minister aber eine bittere Lehre, daß man eine öffentliche Debatte über den Vorschlag überhaupt vermied. War denn nicht auch die Geschichte des Denkmals Kaiser Wilhelm des Ersten noch in lebendiger und bitterer Erinnerung? Dieses Projekt entsprang der freien Entschließung des Parlamentes und doch hatte das Parlament auf die Ausführung keinen Einfluß. Man wählte Kommissionen und Subkommissionen, man schrieb Preise aus und prämiierte Entwürfe, man bestimmte einen Platz und trat einmütig gegen die Schloßfreiheit ein und gegen Begas. Und schließlich durfte der Reichstag eben noch das Geld bewilligen, dann sah er seine Tätigkeit beendet. So wurde das Nationaldenkmal ein kaiserliches Denkmal und die Kritik wurde abgelenkt von ihrem natürlichen Ziele.

Auch die Verknüpfung der Forderungen für die Wiederherstellung der Hohkönigsburg mit der Aufhebung des Paßzwanges, die Verlegung der Tanzhusaren von Düsseldorf nach Krefeld, die Geschichte der Homburger Bahnhofsanlagen, die zu erneuter Entfremdung zwischen der Krone und den Konservativen führte, der Kampf gegen die „Kanalrebellen" wie früher der Kampf zwischen Berlin und Friedrichsruh, die Durchführung der Handelsverträge Caprivis wie die Entsendung des Grafen Waldersee, das Telegramm an Stöcker und die Wandlung der Stellung des Kaisertums zu den Bestrebungen der Klerikalen, die gesamte auswärtige Politik mit ihrer Gipfelung in dem Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger und den Reisen nach England, die Ablehnung des greisen Pilgers und der Burengenerale, die Entsendung der Kaiserin Friedrich nach Frankreich und die amerikanische Mission

des Prinzen Heinrich, die Entwickelung des polnischen Problems und der Empfang der Rhodes und Roberts, die Buße des Chinesenprinzen und das Verhältnis zur Sozialdemokratie, die Verleihung der Orden an Stössel und Nogi und das Telegramm an den Grafen Goluchowski — überall tritt die Persönlichkeit des Kaisers nach eigenem Willen so scharf und klar in den Vordergrund, daß immer wieder die Fluten der Zustimmung wie der Verstimmung bis an die Stufen seines Thrones branden mußten und stets von neuem im Gewissen des Volkes wie der Geschichte ein wesentlicher Teil der Verantwortung seinen Schultern aufgebürdet wurde. Das ist die Kehrseite eines patriarchalischen Absolutismus, der sein Gegengewicht weder in charakterstarken Ministern, noch in einem Reichstage findet, der in Wahrheit das Sprachrohr des Volkes bildet. Die Klagen über das Sinken des Parlamentes finden ihre letzte Wurzel in seiner Unfähigkeit, jenes Gegengewicht zu werden und nicht trotzig, wohl aber mit dem Bewußtsein des eigenen Wertes der Zeit ins Angesicht zu schauen. Wenn weiches Holz an hartem Kernholz gerieben wird, dann wird es in Fasern zerfallen.

Je höher nun der Gipfel ist, von dem der Schauende herabblickt auf die wimmelnden Scharen der Menschheit, je weiter der Kreis ist, den sein Auge umfaßt, um so weniger wird er die Einzelheiten in voller Schärfe zu erschauen vermögen. Ein Monarch, der in jeder Frage nicht nur die letzte Entscheidung fordert, der zugleich auch der Schöpfer jedes Regierungsaktes, der Urheber jeder Anregung sein will, wird bei der ungeheuren Vielgestaltigkeit des modernen Lebens zuletzt doch angewiesen sein auf die Arbeit der ihm untergeordneten Kreise. Nur werden statt der zu solchem Amte Berufenen andere, unverantwortliche Einflüsse sich geltend machen und dort wieder, wo die Initiative hervortreten soll, wird sie gelähmt die Flügel senken. So konnte gerade in den letzten anderthalb Jahrzehnten immer wieder das Gespenst der Kamarilla

emportauchen, so haben andrerseits die Klagen über die Bureaukratie sich dauernd vermehrt.

Schon in dem Begriff der Kamarilla liegt etwas, das dem deutschen Geiste fremd ist, er ruft wirklich das Bild einer „häßlichen, fremden Giftpflanze" wach, aber er wird um so häufiger den Gegenstand der öffentlichen Debatte bilden, je unvermittelter entscheidende Entschlüsse gefaßt und zur Ausführung gebracht werden, Entschlüsse, die vielleicht sogar in offenem Widerspruch stehen zu früheren Verkündungen der verantwortlichen Beamten. Wenn gar die Gründe, aus denen Minister, die eben noch vor allem Volke als glänzende Staatsmänner, als unerreichte Werkmeister gepriesen worden waren, aus denen andere, denen auch die Nation mit vollem Vertrauen entgegenkam, die Opfer einer plötzlichen Katastrophe werden, wenn diese Gründe undurchsichtig bleiben und sich im Hofdunst oder im Dunkel des Kabinetts verlieren, so finden nicht nur die Zwischenträger Arbeit, die mit Andeutungen über geheime Kämpfe und höfische Intrigen der Sensationslust des Publikums genügen, sondern auch der gesunde Sinn steht vor Unerwünschtem und Unbegriffenem. Das Fazit aber ist immer wieder erneuter Zweifel an dem herrschenden System und in letzter Folge eine Verminderung des Respektes vor der Krone. Gleichgültig wahrlich, ob das Gefüge, das der spanische Ausdruck bezeichnet, eine enge, zu gleichem Ziel vereinte Gemeinschaft oder eine Anzahl von konzentrisch wirkenden, voneinander unabhängigen Kräften bedeutet.

Allerdings verbietet schon die einfachste Psychologie die Annahme, daß Kaiser Wilhelm etwa das Beispiel Friedrich Wilhelms des Vierten nachahmen und eine förmliche Kabinettsregierung im Stile der Gerlach, Bunsen, Radowitz, Niebuhr, Gröben und Stollberg einrichten könnte, wohl aber muß eine Gefahr entstehen, wo ein Monarch mit erklärten Lieblingen geschäftliche Fragen bespricht und unwillkürlich dem Einfluß ihrer Unterhaltung sich

fügt. Lessings Riccaut sagt einmal: „Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi“ — seitdem die Hinzpeter, Heyden und Güßfeld die Berater des Herrschers in sozialen Fragen geworden waren, ohne daß doch die Verantwortung des Amtes dem Privilegium als Gegenwicht sich verband, betrachten die bürgerlichen Kreise das mystische Gebilde, das man Hof nennt, mit tiefem Mißtrauen. Man sah und sieht in jenen Männern Dilettanten, die durch wohlgefügte Phrasen, durch anmutige, gesellige Formen das Ohr des Monarchen gewinnen und Einfluß auf seine Entschlüsse üben. Gerade durch die häufigen Reisen des Kaisers, die ihn von den verantwortlichen Ratgebern trennen, entstehen Intimitäten, die den Ministern wenig bequem sein müssen. Denn der Gegensatz zwischen der höfischen und der politischen Betrachtung der Dinge ist uralt; er wird um so stärker hervortreten, wo die Minister selbst nicht unter dem Banne eines einheitlichen, festgefügten Programms und unter einem entschlossenen Willen stehen, wo vielmehr jeder einzelne sich geltend zu machen sucht und keine größere Sorge kennt, als irgendwie zu einer kaiserlichen Willensmeinung in Widerspruch zu geraten.

Fürst Bülow hat die Existenz einer Kamarilla unter dem dritten Kaiser bestritten, Fürst Hohenlohe hat sie erwiesen. Und die Ereignisse haben seine Beweise verdichtet und die Argumente des vierten Kanzlers zerstört. Denn just als er mahnte, man solle „das Gerede, das Geraune und Geflüster über Kamarillen dahin werfen, wohin es gehört, in die Vergangenheit“, da grollten bereits unter der Erde die Vorboten der Prozesse Moltke und Eulenburg, und auch der Eid des Schloßherrn von Liebenberg, daß er niemals teilnahm an einer Kamarilla, stieß hart wider die Tatsachen. Und wenn Fürst Bülow erklärte, die Vorbedingung einer Kamarilla sei die Abgeschlossenheit des Monarchen, die doch sicherlich dem Kaiser nicht vorgeworfen werden könne, so hat er es kaum geahnt, daß die Zukunft

dem Vordersatze eine ungewollte Bestätigung geben, dem Nachsatz aber das stärkste und unwiderleglichste Argument entgegenstellen werde. Nicht im Eulenburger Schlachtgetümmel, sondern später, als die große Katastrophe am Tage Luthers und Schillers den Beweis erbrachte, daß auch ein Herrscher, der rasch und ruhelos sich durch alle Lande bewegt, der heute den Gelehrten und den Reeder und morgen den Bischof oder den Journalisten in das Gespräch zieht, völlig abgeschlossen bleiben kann, weil er, hoch über allem Irdischen erhaben, sich niemals eröffnen, auch in weichen Stunden sich nie als Gleicher zum Gleichen stellen, niemals Lehre und niemals ehrlichen Tadel annehmen wird. Es war die Tragik in diesem Kaiserdrama, daß der Tadel dann von einem ganzen Volke ausgesprochen wurde und daß der letzte Schein der Rechtfertigung sich eben in der Tätigkeit von Elementen bot, die den im Trubel der Welt weltfremd, in aller Vielseitigkeit einseitig Gebliebenen, den von der Wahrheit Abgeschlossenen und aller Wege zur Selbsterkenntnis Beraubten vor gefährlichem Tun nicht schützten. Sonst würde die Schuld auch auf andere verteilt, die Zielfläche des Vorwurfs würde verringert. Nur daß der Traum vom „großen" Kaiser zerfließt und statt des Gottes ein armer Sterblicher erscheint.

„Die Hofmannskunst läßt kurz dahin sich deuten, der Großen Schwächen möglichst auszubeuten, Irrtum zu nähren, sorgsam zu verhehlen, was man im Stillen denkt, sieht man die Herrscher fehlen", so hat Molière die Weise solcher Männer geschildert, die den Herrscher umdrängen, die durch listig angewandte Psychologie seine Stimmung beherrschen und sich dienstbar machen. Denn das ist sicher: Starr und unberührbar und ewig sich gleich geht kein Sterblicher durch das Leben, und wer sich als den Herrn großer Seelen dünkt, der wird am leichtesten der Diener kleiner Seelen. Nur eine keusche und scheue Natur oder ein Genie mag unabhängig von fremden Einfluß bleiben. Den Kaiser aber schließt gerade die Eigenart seiner Auffassung der

eigenen Stellung, seines Berufes und seiner Begabung von dem legitimen Einfluß ab, um ihn dem heimlichen Einfluß der Gebärdenspäher und der Nießnutzer seiner Stimmungen zu unterwerfen.

Das sind dann nicht die ehrlichen und starken Charaktere, die den Einfluß gewinnen, das sind Persönlichkeiten, wie sie der geistreichste und gewissenloseste aller Höflinge am Kaiserhofe, Philipp Eulenburg, im klassischen Selbstbildnis gezeichnet hat: „So sehr fühle ich mich Gefühlsmensch, daß ich mich instinktiv Charakteren gegenüber in innere Opposition gedrängt sehe. Auf der Bühne sind Charaktere notwendig, in der Geschichte machen sie mir Freude. Im Verkehr sind sie unbequem, ja unerträglich." Von solchen Männern erzählt uns auch Chlodwig Hohenlohe aus den dunklen Märztagen des Jahres 1890, als Bismarck entlassen war, wie sie „froh wie die Schneekönige waren, daß sie jetzt offen reden konnten und daß der große Mann nicht mehr zu fürchten ist." Und wieder gelten ihnen wenige Monate später die Worte: „Zwei Dinge sind mir in den drei Tagen, die ich jetzt in Berlin zugebracht habe, aufgefallen: erstens, daß niemand Zeit hat und alle in größerer Hetze sind als früher, zweitens, daß die Individuen geschwollen sind. Jeder einzelne fühlt sich. Während früher unter dem vorwiegenden Einfluß des Fürsten Bismarck die Individuen eingeschrumpft und gedrückt waren, sind sie jetzt alle aufgegangen wie die Schwämme, die man ins Wasser gelegt hat." Das Ringen hatte ein anderes Ziel: Es galt nicht mehr, sachlich das Größte zu leisten, sondern es hob das Wettrennen um Gunst und Gnade an. Und Sieger wurde der Schmiegsamste, der niemals widersprach, anbetend auf den Kaiser schaute und doch unmerklich seinen Willen lenkte. Schon Hohenlohes arg gekürzte Aphorismen gaben ein farbenreiches Bild dieses Drängens und Treibens, dieses Neidens und Befehdens, dieses unterirdischen Kampfes aller gegen alle; es wird dann vollendet werden in den Tagen der Novemberkrise.

In Wahrheit freilich hat schon der Pistolenschuß, mit dem einst Herr von Kiderlen-Wächter den Redakteur eines politischen Witzblattes niederstreckte, die Wolke, hinter der das höfische Treiben ruht, zerstreut und genügt, um in kurzem Blicke die Tatsache zu erfassen, daß auch in der modernen Götterwelt wie einst unter den Olympiern der Antike heftige Strömungen miteinander zusammenprallen. Man fühlte es, daß in das ernste Lebenswerk des Monarchen geheime Einflüsse, feine Eifersüchteleien, Höflingsehrgeiz sich drängten, und daß sie sich ungleich stärker erwiesen als in den Tagen, da der eiserne Kanzler gezwungen war, mit harter Faust die Spinnweben zu zerreißen, die mit der weiblichen Bigotterie zugleich römische und englische Einflüsse herzustellen sich mühten. Denn der Argwohn wurde damals durch die Tatsache unterstützt, daß ohne jeden erkennbaren Grund hervorragende und erfahrene Diplomaten durch Neulinge ersetzt wurden, von denen man nichts als die gesellschaftliche Gewandtheit kannte. Fürsten, die nur sich selbst zu folgen glauben, werden allzuleicht beeinflußt durch Männer, die ihrem Selbstgefühl am besten zu schmeicheln, die ihre eigenen Absichten ihm so geschickt unterzulegen verstehen, daß er sie für die Kinder seines eigenen Willens hält. So werden Herrscher beeinflußt von Männern, die sie tatsächlich weit übersehen, die amüsant sein mögen, aber außer der Anmut der Umgangsformen kaum eine Bedingung besitzen, wie sie das Amt des Beraters erfordert. Die verantwortlichen Ratgeber aber werden in Wahrheit zu Werkzeugen und werden Einflüssen untergeordnet, die zu besiegen sie außerstande sind. Denn diese Einflüsse sind unfaßbar, sie entgleiten der Hand, die nach ihnen greift. Das politische Leben aber erhält den Charakter des Sprunghaften, des innerlich Unmotivierten und der Widerspruch wird zur Regel.

So lebt noch heute die Überzeugung, daß die Intimitäten der Nordlandsreise einst einen wesentlichen Anteil hatten an dem Sturze des Fürsten Bismarck, so haben die

Jagderlebnisse von Liebenberg die entscheidende Wendung gebracht in dem Schicksal des Grafen Caprivi, so mußte Fürst Hohenlohe es dulden, daß im Jahre 1895, nach den Stettiner Festen, Herr Poultney Bigelow, der gefeierte Jugendfreund des Kaisers, die spitzesten Pfeile gegen ihn schleuderte, während der Schütze selbst als Gast des Monarchen sich in der kaiserlichen Gnade sonnte. Bronsart von Schellendorf, seit den Tagen Roons der beste Kriegsminister Preußens, unterlag dem Einfluß des Militärkabinetts, Herr von Miquel mußte unbekannten Strömungen weichen, Hohenlohe zog gekränkt und gedemütigt am Spätabend seines Lebens davon, und während man in den ersten Jahren von einer geheimen Palastpolizei raunte, die alle der Anhänglichkeit an den Fürsten Bismarck Verdächtigen hinwegzubeißen bemüht war, glaubte man später an einen Krieg aller gegen alle, dessen Siegespreis die verstärkte Gunst des Monarchen sein sollte.

Der Freiherr vom Stein hat einmal den bitteren Satz geschrieben: „Die Kabinettsbehörde verhandelt, beschließt, fertigt aus im Namen des Königs. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeiten, da die Person des Königs ihre Handlungen sanktioniert. Den obersten Staatsbeamten bleibt die Verantwortlichkeit der Anträge, der Ausführung, die Unterwerfung unter die öffentliche Meinung. Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst, da sie unnütz ist, da die Resultate aller ihrer Überlegungen, ihrer gemeinschaftlichen Beschlüsse von der Zustimmung des Kabinetts abhängen. Der Monarch lebt in Abgeschiedenheit von seinen Ministern. Eine Folge dieser Lage ist die Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt, ist die Abhängigkeit von seinen Umgebungen.“ Stein wurde für die Eingabe, in der er diese Sätze niederschrieb, damit belohnt, daß er als „ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger Staatsdiener, der aus Kaprizen, Leidenschaften und persönlichem

Haß handelt", seines Dienstes entlassen wurde, und ungehindert brach das Verhängnis herein.

Fürst Bismarck sprach einmal das Wort, daß „die Adjutanten regieren", und er sprach es, obwohl den Thron ein Regent voll Tatenlust zierte, von stolzem Selbstbewußtsein und von stets betontem Willen: Auch unter dem Kaiser wurden Männer, die in milderen, ehrfurchtsvollen Worten Vorstellungen wagten, als widerspenstige, trotzige und kapriziöse Diener von der Schwelle entfernt.

Die Befürchtungen aber, die sich an die allzustarke Prägung eines persönlichen Regimentes knüpften, traten ganz besonders stark hervor in den Zeiten, da Fürst Hohenlohe den Namen des Reichskanzlers und darum auch die amtliche Verantwortung trug. Während draußen auf dem Welttheater sich unheimliche Szenen abspielten, während ein deutscher Gesandter, der Repräsentant der kaiserlichen Majestät und der Nation, ermordet wurde und deutsche Truppen und deutsche Schiffe in die Ferne gesandt wurden, um mit ihrem Blute die deutsche Ehre zu schützen, während im dunkeln Hintergrunde der Zeiten Entwickelungen leise sich bemerkbar machten, die uns vor neue, ungeahnte Aufgaben und Entschlüsse stellten, weilte wochen- und monatelang der verantwortliche Vertreter der deutschen Politik in anmutiger Gebirgsgegend, in Kur- und Badeorten oder auf seinen russischen Gütern. Hat die Verfassung wirklich dem Kanzler nichts anderes gewährt, als das Recht der Unterschrift? Fordert sie nicht gerade von ihm, daß er eigene Initiative entwickele, frisches Leben verbreite, die Ressorts mit seinen Ideen erfülle? Soll man nicht überall seines Geistes einen Hauch verspüren? Gerade damals, als ein leises Eisenklirren die Welt durchbebte wie eine Vorahnung künftiger, gewaltiger Ereignisse, wurde die Welt die Zeugin zahlreicher, kaiserlicher Kundgebungen; es gab manches Wort, das an die Herzen drang, es gab aber auch manches Wort, das man gern hätte missen mögen. Das Bild von Etzel und seinen

Hunnen konnte niemanden erquicken, die Mahnung, keinen Pardon zu geben, wird selbst dort auf Widerstand stoßen, wo die Erregung des Kampfes oder der Manneszorn der Schlacht das härteste Gesetz entschuldigt. Da will dann das schlichte Verständnis sich der Fiktion nicht fügen, daß der Kanzler in der Ferne weilt, daß er aus den Tagesblättern erst von Kundgebungen erfährt, deren Tragweite schon durch die Persönlichkeit des Redenden gesichert ist, und daß er dennoch die Verantwortung tragen soll für das, was zu fördern oder zu verhindern er niemals in der Lage war. Der Reichskanzler darf nicht zum Statisten werden.

Hat Fürst Bülow diese Rolle dauernd vermieden? Immer wieder hat er im Reichstag die „Verantwortung" übernommen für Entschlüsse, die er nicht bestimmt, für Entscheidungen, an denen er nicht teilgenommen hatte und die er innerlich nicht billigen konnte. So flog im Oktober 1907 das Telegramm an den Grafen von Lippe: „Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschafts-übernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen" — das Telegramm stammte aus Rominten, der Kanzler weilte in Homburg, seine Gegenzeichnung fehlte, und er nannte sich dennoch verantwortlich. Das war Statistenart, das ist nur der Schein eines Schutzes der Verfassung und in Wahrheit ihre Preisgabe gewesen. Erst spät, als nichts zu retten war, als die englischen Veröffentlichungen den letzten Schleier zerrissen, da hat der Reichstag Protest erhoben gegen dieses müde Spiel mit Formalitäten, da hat auch Fürst Bülow der Stimme der Volksentrüstung sich gefügt. Denn kein Mann von aufrechter Gesinnung kann die Verantwortung für die Taten tragen, die ein anderer vollführt, und die er selbst nicht einmal billigt; er kann sich nicht als den Schuldigen bekennen, wenn Initiative und Ausführung einem anderen gehören. Tut er es dennoch, so wird die Kritik sich gegen ihn als einen Schatten-

kanzler wenden, und sie wird dennoch zugleich den Kaiser treffen, den er mit dem Schilde einer papierenen Floskel vergebens zu schützen sucht. Erst spät wurde das Wort gesprochen, zu spät vielleicht: „Wäre dem nicht so — übt der Kaiser nicht größere Zurückhaltung — so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger die Verantwortung tragen!" Da aber war das Wort für den Sprecher nicht mehr gefährlich, denn in dem Sturme der öffentlichen Meinung war der Kaiser schutzlos geworden. Was in früheren Tagen das Merkzeichen mutiger Männlichkeit gewesen wäre, das wurde zum Aushilfsmittel der Verlegenheit. Die Frage der Verantwortung kann nur durch den Verzicht auf das Amt gelöst werden. Am 25. Januar 1899 hat Fürst Hohenlohe in sein Tagebuch notiert, Caprivi habe ihm gestanden, daß er von den wichtigsten Staatsaktionen des Kaisers nicht unterrichtet werde, und er fügte hinzu: „Ich möchte unter solchen Umständen nicht Reichskanzler sein." Caprivi zog nicht den männlich ehrenhaften Schluß und Fürst Hohenlohe selbst ist später Kanzler geworden. Fürst Bülow aber ist trotz der gleichen Erkenntnis durch lange Jahre Kanzler geblieben.

Auch die Potsdamer Episode hat die Zukunft nicht für immer gesichert. Denn wenn immer der Kaiser von dem Strome seiner Gedanken, von der Freude an glänzenden Bildern sich fortreißen läßt, wenn er, berauschend und berauscht, die Fülle seiner Empfindungen in begeisterter Rede ausströmen läßt, wenn er an froher Tafelrunde oder in den Augen hingerissener Hörer den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit wiederstrahlen sieht, dann reißt es ihn immer wieder hinaus über das sorgsam erwogene Konzept, und die amtliche Korrektur bildet nur ein dürftiges Heilmittel. Sie wird es nie verhindern, daß der wahre Wortlaut in die Öffentlichkeit dringt, sie stellt zugleich vor den Augen des Volkes den Geheimrat als den Mentor des Monarchen hin. Kaiserreden sollen unter allen Umständen Amtsakte sein,

und auch die Bureaukratie darf an ihnen nichts drehen und deuteln.

Solche Erwägungen sind niemals schärfer hervorgetreten, als eben im August des Jahres 1900, in jenen Tagen, als die Entsendung des Grafen Waldersee nach China als eine Ruhmestat gepriesen wurde, würdig, den größten Taten des ersten Kaisers zur Seite gestellt zu werden. Damals prägte Eugen Richter das böse Wort von den „Vorschußlorbeeren" und die Erklärungen des amtlichen russischen Organs über die Mission des Feldmarschalls traten in so scharfen Gegensatz zu den freudigen Bekundungen des Kaisers, daß von neuem eine tiefe und schädliche Verstimmung zwischen den beiden Kaiserhöfen entstand, deren Wirkung auch im fernen Osten alsbald sich geltend machte. Niemals hat das deutsche Volk eine solche Fülle von Reden vernommen, wie damals, als Graf Waldersee mit tausend Masten der Hoffnung hinausfuhr in das Meer, um mit bescheidenem Erfolge still heimzukehren auf gerettetem Boot. Es hat das rechte Verhältnis gefehlt zwischen Verheißung und Erfüllung, und es hat vielleicht gerade deshalb fehlen müssen, weil die fremden Nationen das Vorrecht begeisterter Rhetorik nicht anerkennen, sondern jedes Wort genau nach seinem Inhalt prüfen wollten. Und auch im deutschen Volk wog man das Erreichte ab nach der Verkündung und verbittert hat man daran erinnert, daß im eisernen Zeitalter Bismarck und seines alten Herrn wohl die tönende Ouvertüre fehlte, nicht aber der reiche Gewinn. Graf Bülow hat es nicht geahnt, welch scharfes Urteil er aussprach über das Abenteuer von China, als er den Abschluß der venezolanischen Episode vor den Reichsboten zu verteidigen meinte mit dem tändelnden Worte: „Was wollen Sie denn? Sollte Castro auch noch einen Prinzen zum Kotau nach Berlin senden?" Das Volksbewußtsein hat niemals sein Einverständnis erklärt mit jener wundersamen Episode, und wenn heute noch das Eiserne Kreuz Gefühle dankbarer

Ehrfurcht erweckt, so betrachtet das Auge die Chinamedaille wie eine Kuriosität, die von Enttäuschungen und Irrtümern beichtet.

Indem aber der Kaiser auch hier in den Vordergrund der Bühne trat, lenkte er die Kritik auf die eigene Persönlichkeit, und er unterzog die monarchische Autorität einer Belastungsprobe, die um so peinlicher war, als die spätere Räumung Schanghais, die Preisgabe also des einzig sichtbaren Erfolges, von neuem die Erinnerung wachrief an das, was einst den Inhalt der deutschen Träume gebildet hatte.

Und doch bietet zu dieser eigenartigen Episode der auswärtigen Politik die innere Geschichte noch ein drastisches Analogon: Auch in dem furchtbaren Hofskandal, der mit den Namen der Herren von Kotze und von Schrader sich verband, trat die Initiative des Kaisers so energisch hervor, daß keine Verfassungsbestimmung ihn von der Verantwortung für eine Reihe von Einzelheiten lossprechen konnte. Man wird die Absicht des Monarchen, die an Krankheitsstoffen reiche Atmosphäre des damaligen Hofes zu reinigen, durchaus würdigen, man wird sich der Reinheit seines Wollens erfreuen können, man wird mit ihm fühlen, wenn er aufräumen wollte mit jenen heimtückischen Gestalten, die von dem Hintergrunde aus in anonymen Denunziationen ihr ätzendes Gift verspritzen. Aber die Blitze der Entrüstung trafen nicht das Haupt der Schuldigen; es ist kein Segen für den Fürsten, wenn sich dem schwer vergänglichen Gedanken sogleich die unwiderrufliche Tat ankettet: „An des Kaisers Leib allein sei der Zwiespalt ganz vermieden", sagt Confucius. Der Kaiser darf auch im Irrtum nicht zum Richter werden, ehe die Schuld unwiderleglich festgestellt wurde. Denn die Lage eines Herrschers ist einzig. Es gibt Fehler, die ihm Ehre machen, und es gibt gute und edle Empfindungen, die er dennoch nicht zu rascher Tat gestalten darf. Schon Friedrich der Große schrieb an Karl von Württemberg: „Wägen Sie

das Für und Wider vorher ab, aber wenn Ihr Wollen einmal erklärt ist, so gehen Sie um alles in der Welt nicht davon ab.“ Auch die Macht der Tatsachen darf solchen Zwang nicht üben, eben weil ein Herrscher vor dem Entschluß jeden Schritt auf dem Wege, den er zum Ziele wandern muß, mit äußerster Sorge prüfen soll.

Das Gericht hat den Zeremonienminister, dessen plötzliche Verhaftung in wenigen Stunden die Welt mit Befremdung erfüllte, freigesprochen, ein Pistolenschuß hat später das düstere Ende gebildet, ohne das Rätsel zu lösen. Denn wenn auch die Namen der Beteiligten flüsternd von Ohr zu Ohr getragen werden, so hat doch dem Appell an die Öffentlichkeit, der mit der ersten Verhaftung ausgesprochen wurde, die logische Folgerung gefehlt, daß auch der Fortgang des Verfahrens sich abspielte im hellen Lichte der Sonne, und so wurde der schnelle Entschluß zum Ausgangspunkt der schädlichsten Betrachtungen. In seinen „Oraisons funèbres“ hat Bossuet einmal gesagt: „Dringt tiefer hinein in das Leben der Höfe, und ihr findet überall geheime Interessen, feine Eifersüchteleien, die eine außerordentliche Empfindlichkeit erregen, mit glühendem Ehrgeiz verbundene Sorgen und einen Ernst, der ebenso traurig als eitel ist.“ Jacques Bénigne Bossuet, der Großalmosenier der Herzogin von Burgund, hatte das Bild des vierzehnten Ludwig vor Augen; er schrieb sein Urteil nieder, längst ehe der galante Kardinal Rohan statt der Marie Antoinette die Dirne d'Oliva im Parke von Trianon umarmte und die Geschichte eines kostbaren Halsbandes sich in entsetzlicher Tragik mit dem Schicksal der Bourbonen verflocht; aber die Worte des scharfsinnigen Gegners Fénélons haben dauernde Geltung.

Der Prozeß von Kotze glich, wie später die Prozesse Harden und Eulenburg, einer Perlenschnur von Fehlern. Die sensationelle Verhaftung, die Überführung des Verdächtigen in das Militärgefängnis, die Veröffentlichung der Details, die zu der schweren Beunruhigung des Hofes

geführt hatten, die Entlassung des Angeschuldigten, die Übertragung des Prozeßverfahrens an ein militärisches Gericht, die geheimnisvollen Beschlüsse der Ehrengerichte, die beiden Duelle, die Ablehnung der Beleidigungsklage durch die bürgerlichen Gerichte, die auffallende Zurückhaltung in den Recherchen nach dem wirklich Schuldigen — das alles sind Momente, die in weiten Kreisen Mißbehagen hervorrufen mußten. Es wäre geradezu ein Zeichen gefährlicher Blindheit, wollte man das Interesse, das die Bevölkerung an diesen Vorgängen nahm, lediglich zurückführen auf die Freude am Skandal, die Klatschsucht, die sich mit Behagen selbst des gleichgültigsten Gegenstandes bemächtigt. Der Gegenstand, um den es sich hier handelte, war nicht gleichgültig: Es handelte sich um einen tiefen Einblick in das Hofleben, in das Treiben derer, die durch Rang und Geburt berufen sind, die Umgebung des Monarchen zu bilden. Der Blick war tief, aber er war nur flüchtig. Man hat wie im Kaleidoskop eine Anzahl von Figuren an sich vorüberhuschen sehen, man hat bei manchen nur die Umrisse, bei anderen nur die Farbe der Kleidung wahrgenommen, aber man hat doch den optischen Apparat mit der Gewißheit verlassen, daß der Hofprunk nur mühsam ein Milieu bedeckt, in dem keineswegs ausschließlich Tüchtigkeit und Redlichkeit das Wort führen. Der Respekt geht dabei zum Teufel und die Olympier werden zu Menschen.

Zwei Wege gab es, die zu voller Klarheit geführt hätten: keiner von beiden ist eingeschlagen worden. Gewiß ist es ein alter Rechtssatz „fiat justitia pereat mundus — Recht muß geschehen, mag auch darüber die Welt zugrunde gehen". Wenn man aber diesen Satz zum Leitstern des Handelns wählen wollte, dann mußte dem Rechte vor den Augen aller freier Lauf gelassen, dann mußte der Eindruck vermieden werden, als ob irgendeine persönliche Rücksicht dazu führe, Wege einzuschlagen, die von dem üblichen abweichen. Dann mußte der Bekanntgabe

der Vorgänge auch die öffentliche Verhandlung folgen, dann mußte der Täter, wer er auch war, an den Pranger gestellt werden. Oder man erkannte an, daß ein Rechtsspruch nur formale Gültigkeit habe, daß es noch höhere Gesichtspunkte gebe, als die Fixierung des starren Rechtsgedankens, man statuierte den Satz „summum jus, summa injuria“, man gab zu, daß die rücksichtslose Rechtsverfolgung zum schweren Unrecht werden könne — dann war es geboten, die ganze Angelegenheit von der Öffentlichkeit auszuschließen, im Stillen für die Reinigung der höfischen Atmosphäre zu sorgen und die Schuldigen ohne Aufsehen aus der Gesellschaft auszumerzen. Keiner von beiden Wegen wurde beschritten. Der Schleier wurde ein wenig gelüftet, gerade genug, um im Volke allerlei üble Vorstellungen zu erwecken, um der Menge Anschauungen beizubringen, die wiederum tatsächlich in den Ereignissen begründet waren. Das aber ist gerade das Gefährlichste. Warum mußte das Geheimnis nun weit genug enthüllt werden, um der Skandalsucht reichlichste Nahrung zu geben?

Jetzt begann man sich wieder alter Geschichten von der Frühstücksrunde und von unverantwortlichen Ratgebern zu entsinnen, man gedachte wieder der berühmten Kometenartikel Lothar Buchers und seiner Darstellung der Kamarilla, die Enthüllungen des Arnimprozesses, die Indiskretionen der Schrift „la cour de Berlin“, die Kampagne gegen Herrn von Holstein und Kiderlen-Wächter wurden wieder lebendig — es waren und sind durchaus unerfreuliche Bilder, die sich an die Ereignisse knüpften, welche im Juni 1894 die ganze gebildete Welt in Spannung versetzten. Und zum Schluß ein Pistolenschuß!

Damals schrieb ein konservatives Organ: „Der elende, jämmerliche Fall von Kotze hat uns an Royalismus im Lande schon mehr zertrümmert, als jahrelange Arbeit treuer Monarchisten wieder aufbauen kann.“ Wiederum trat ein Gleichnis aus dem Dunkel der Vergangenheit

hervor: War nicht auch Hinkeldey unter Rochows Pistole gefallen, um des allzu raschen Entschlusses willen, den ein Fürst gefaßt hatte?

Die Affäre der mysteriösen Briefe liegt anderthalb Jahrzehnte zurück. Ihre Folgen sind schon beinahe überwunden. Aber gerade das Charakteristische ist geblieben: Stets von neuem tritt Kaiser Wilhelm mit einer Offenheit und Freiheit der Bewegung persönlich in die Öffentlichkeit, die es natürlich erscheinen läßt, daß der auch unter seinem Großvater festgehaltene Begriff der „kaiserlichen Politik" einen ganz neuen und nicht durchaus erwünschten Inhalt erhalten hat. So ist das Kapitel, das den „Kaiser in der Debatte" darstellt, schier unerschöpflich geworden, und selbst dort werden sorgenvolle Bedenken laut, wo man willig dem Monarchen das Recht einräumt, sich als Mensch zu fühlen und sich auszuleben. Denn auch hier erkannte man, daß eben die höchste Macht in sich selbst ihre Schranken trägt: das persönliche Bedürfnis des Monarchen muß zurückstehen hinter dem unpersönlichen Bedürfnis der Monarchie.

---

4. Kapitel.

Reisen und Feste.

„Ein stetig lebendiger Wille wirkt sich in tausend liebenswürdigen Einzelzügen aus und gestattet dem Herrscher jenen häufigen Ortswechsel, der ihn in großen Teilen des Reiches gleichsam ständig heimisch macht. Mit nicht zu unterschätzenden Wirkungen für die Idee des Kaisertums überhaupt. Denn der Deutsche will seinen Herrscher tätig schauen von Angesicht zu Angesicht; keiner unserer großen Kaiser des Mittelalters, der nicht ein großer Reiser gewesen wäre; keiner der wirklich bedeutenden Hohenzollernschen Ahnen, der nicht ein gut Teil seiner Herrscherzeit im Sattel oder im Wagen zugebracht hätte."

So sucht Karl Lamprecht in dem letzten Bande seiner Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit den einen der hervorstechendsten Züge in dem Wesen des Kaisers zu erläutern. Aber das zierliche Bild verliert die innere Wahrheit, wenn es gemessen wird mit dem Maßstabe des Realen. Die Könige aus fränkischem und sächsischem Geschlechte und auch die Hohenstaufen waren nicht die Führer eines in sich geeinten, mächtigen Volkes, in dem die Kaisermacht unangefochten die Reichsgewalt repräsentierte, sondern sie waren gezwungen, ihr Reich erst zu schaffen, in stetem Kampfe mit rebellischen Fürsten, mit Nebenbuhlern um die Krone, mit dem Partikularismus der Landschaften und Städte sich jene höchste Gewalt zu erringen, die dem Hohenzollern die deutschen Fürsten in freiwilliger Entschließung übergaben. Sie reisten nicht, um des ‚Orts-

wechsels sich zu erfreuen, sondern dem Zwange gehorchend; sie waren keine ‚Reiser‘, sondern germanische Herzöge, und bitter genug hat das deutsche Volk den Cäsarentum der Hohenstaufen gebüßt, die über den Farbengluten Italiens die Not der Deutschen vergaßen. Die Ahnen aber aus dem Hause Hohenzollern sind stetig und seßhaft gewesen, und wenn Friedrich der Große von Sanssouci schied oder der große Kurfürst hinauszog in sein Land, dann hatten sie sich die Aufgabe der Kontrolle gestellt, dann prüften sie sachlich und gründlich wirtschaftliche Zustände, militärische Notwendigkeiten, die Möglichkeit sozialer Reformen. Die moderne Zeit ist anders geartet. In stürmischem Jagen durcheilt die Lokomotive das Land, sie gestattet dem, den sie fortträgt von Ort zu Ort, kaum einen flüchtigen Blick in das Land, das sie durchfurcht. In dem ungeheuren Wechsel der Bilder und Situationen kann der Eindruck nicht haften, die Bilder ziehen flüchtig vorüber und ihre Konturen verschwimmen. Den Herrschern aber drohte schon zu Potemkins Zeiten die Gefahr, daß sie die Dinge nicht sehen, wie sie wirklich sind, wohl aber, wie man sie darstellt. Hinter dem schönen Scheine verschwindet die ernste Wirklichkeit, und durch den Hochruf will die Stimme der Not und der Unzufriedenheit nicht dringen. „Arm sind wir Fürsten, wissen das Geheime, allein das Offenkund’ge, was der Bettler weiß, der Tagelöhner, bleibt uns ein Geheimnis“, so hat Grillparzer das Schicksal der Fürsten geschildert. „Was will man denn, man jubelt mir ja überall zu“, so sprach der Kaiser in Breslau. „Ich weiß sehr gut, was man im Volke über mich spricht und denkt“, so sagte er zum Präsidenten des Herrenhauses. Die Frage, ob denn niemand dem Kaiser von der Stimmung des Volkes Kunde gibt, ob denn immer wieder das Geschlecht der Höflinge und der gedankenlose Byzantinismus der Jubelchöre dafür sorgt, daß die Wahrheit nicht an sein Ohr dringt, ist nie so oft gestellt worden, wie in den letzten Jahrzehnten. Und doch waren dies Jahrzehnte der Reisen.

Die langsame Fahrt im Wagen, die Stadt und Dorf berührte, war sicherlich instruktiv; die Fahrt im Salonwagen trägt anderen Charakter. Sie wird auch die Nervosität im Volke steigern, nicht aber sie besiegen.

Aber diese Reiselust des Kaisers ist das natürliche Produkt der ganzen Anlage seines Wesens und seiner Auffassung des kaiserlichen Berufes. Er will, daß allen Entscheidungen, jedem Schicksalswandel der persönliche Stempel aufgeprägt sei, daß die Geschichte überall dort, wo sie Ereignisse von Gewicht und Bedeutung verzeichnet, den letzten Anstoß, die letzte Anregung auf ihn zurückführt, und er ist seines Zieles um so sicherer, als er nicht nur den ihn umgebenden Nimbus der Macht, sondern auch seine eigene bestechende Persönlichkeit wirksam einzusetzen vermag. Sicherlich hat er hier und da einen bescheidenen Erfolg errungen, sicherlich hat er auch Einsicht erlangt in vielerlei Verhältnisse, die ihm sonst verschlossen blieben, aber gerade im politischen Leben liegt in der Überschätzung des persönlichen Momentes eine ernsthafte Gefahr: Kein Zauber der Persönlichkeit ist imstande, schroffe Gegensätze zu tilgen, die Flamme des Völkerhasses zu löschen, soziale Unzufriedenheit zu zähmen, Bedürfnisse zu ersticken. Wohl aber werden hier unter dem blendenden Lichte augenblicklicher Erfolge Illusionen erstehen, die den Schein als Wirklichkeit gestalten, und gerade ein phantasievoller Herrscher wird am leichtesten das Opfer schöner Täuschungen werden. So erhebt sich der Kaiser gegen die „Nörgler" in dem Glauben, daß nur hier und da ein Mißvergnügter sich gegen ihn wendet, und doch geht zur selben Zeit ein Sturm des Mißvergnügens durch alles Land; so steht er staunend vor der unbegreiflichen Erscheinung, daß seine Absichten mißkannt, daß seinen väterlichen Bestrebungen Hindernisse bereitet werden, und in flammendem Zorn straft er, die ihm nicht gehorchen. Und er eilt hierhin und dorthin, bereit sich selbst zu opfern, und überall brausen ihm Hochrufe entgegen, überall sind die Häuser festlich geschmückt

und die Leute geputzt — nur das graue Gewand des Werktages sieht er nicht.

Das Bedürfnis des Kaisers, fern dem eigenen Heime zu schaffen an der Gestaltung der politischen Ereignisse, fand seine Grenze nicht am eigenen Lande: Seitdem der kaiserliche Adler zum ersten Male seine Schwingen entfaltete, um den Flug in das Reich des Zaren zu wagen, verließ er immer wieder seinen Horst, um in die Ferne zu ziehen. Zu den Mitteln der alten Diplomatie, wie sie Talleyrand und Metternich anwenden mochten, zu der Genialität der Bismarckschen Noten und Abmachungen sollte der Eindruck, die Wirkung der Persönlichkeit sich gesellen, um zuletzt überhaupt das vornehmste Werkzeug der neuen Staatskunst zu werden. Auch hier trat der Grundzug in dem Wesen des Kaisers hervor. Je klarer sich in seinem Geiste die gesamte Politik als eine dynastische Bedürfnisfrage ausgestaltete, um so fester war er überzeugt, daß er durch die sieghafte Kraft seines Wesens Mißverständnisse und Hindernisse forträumen, neue Gestaltungen heraufführen könne. Die patriarchalische Auffassung von einst wurde in ihm immer stärker lebendig, jene Auffassung, die in der Familienpolitik der regierenden Häuser die causa movens des Völkerlebens sah, die einst Stämme und Nationen gegeneinander zu blutigem Ringen führte, weil das fürstliche Interesse es also erheischte. So ist durch Wilhelm II. eine ganz neue Ära entstanden, eine Ära, die ausgefüllt ist mit Fürstenreisen und Fürstenbesuchen, mit Tafelreden und Festen, und schon Fürst Bismarck konnte einmal von dem fernen Hochsitz des warnenden Betrachters aus das unzufriedene Wort aussprechen von der zweischneidigen Wirkung des „Dekorativen in der Politik".

Der doppeltgeartete Typus der kaiserlichen Reisen und ihrer Motive trat mit aller Deutlichkeit in seinen Fahrten in den Orient und in seinen Petersburger Besuchen hervor, deren Folge und Seitenstück wieder das Verhältnis zu

England gebildet hat. Wenn hier ein rein politisches Bedürfnis sich geltend machte, so mag dort in der Tat zunächst das uralte, tief im Germanentum wurzelnde Verlangen das Herz des Kaisers erfüllt haben, die fernen Wunder des Südens, die fremde Pracht des Orients mit eigener Seele zu schauen, sich satt zu trinken an dem Anblick der Stätten Italiens, durch die einst die Weltgeschichte schritt, an den Farben Neapels sich künstlerisch zu erheben, durch die heiligen Gefilde zu wallen, durch die einst der Heiland gewandelt ist.

Da mochte in dem Kaiser der Traum der Hohenstaufen lebendig werden, die es auch im Morgengrauen der Geschichte hinaustrieb in die unbekannten Weiten, das Grab des Heilands zu befreien. In den Fluten des Kalykadnus fand Friedrich der Rotbart sein Ende, in der Grabeskirche zu Jerusalem hat Heinrichs des Sechsten Sohn sich die Krone aufs Haupt gesetzt, Hermann von Salza und seine Ordensritter, Johanniter und Templer haben gekämpft um die Freiheit der heiligen Stätten vom Joche der Moslems. Jerusalem war auch das Ziel des Kaisers. In tiefer Andacht schritt er dahin auf den Spuren, die von der Werdezeit des christlichen Glaubens erzählen, durch die Hütten von Nazareth und Bethlehem, die Ufer entlang von Genezareth und durch den Leidensgarten von Gethsemane. Dort hatte dreißig Jahre zuvor auch sein Vater geweilt, ehe noch ein jäher Wechsel die Herrschaft des letzten Bonaparte zertrümmerte, und als er vom Ölberge aus die Sonne untergehen sah über Jerusalem, da schrieb er in sein Tagebuch: „Diesen ersten Abend werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Hier konnte das Gemüt sich von der Zeit abwenden und dem Gedanken ungestört nachhängen, der jedes Christen Innerstes bewegt, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückblickt, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feierte. Das Nachlesen der Lieblingsstellen in den Evangelien an solchem Orte ist ein Gottesdienst für sich."

Von allen Hohenzollern aber war es Friedrich Wilhelm der Vierte, den eine unbezwingliche Sehnsucht erfüllte, selbst einmal den Fuß dorthin zu setzen, wo der Erlöser gewandelt ist. Die Erfüllung seines Wunsches blieb ihm versagt. Er träumte von der Erneuerung der Kreuzzüge, von dem Siege des christlichen Symbols über den Halbmond und er sehnte mit leidenschaftlicher Seele die Stunde herbei, da alle christlichen Kaiser eine Heimat fänden auf dem Berge Zion. Selbst der nüchterne Moltke hat in jenen Tagen an ein deutsch-christliches Fürstentum Palästina gedacht.

Nun zog die heimliche Sehnsucht auch Wilhelm den Zweiten dorthin, wo die grüne Fahne des Propheten die Lilien der Bourbonen und das Banner der Hohenstaufen verdrängte. Die alte romantische Idee, die den Kreuzrittern das Schwert in die Hand drückte, wurde plötzlich lebendig in einem neuen Geschlechte, das in dem harten Jahrhundert Napoleons und Bismarcks erwachsen war. Seltsam wollte sich diese Ideenwelt dem Neugewordenen vermählen. Es war, als ob ein leichtes, in leisen Nebeln zerfallendes Band von den Tagen Barbarossas und des treuen Minstrels, der um Richard Löwenherz klagte, sich herüberschlang bis zu uns, als der Erbe eines Geschlechts der Realisten hinauszog, von Golgatha her die sinkende Sonne zu grüßen. Der Königswille Wilhelms des Zweiten war stärker als der Friedrich Wilhelms. Nie gesehener Pomp hat die Reise begleitet, die Wunder der Adria erschlossen sich, dort ragen Venedigs Marmorpaläste, dort die schlanken Türme der Minarets von Stambul, dort peitschte Xerxes die Wellen und ein kühnes Geschlecht von nordischen Abenteurern setzte den eisenklirrenden Fuß auf den Nacken der Kommenen. Hier dröhnte der eherne Schritt der Geschichte durch die Weiten, hier fand das künstlerische Bedürfnis unendliches Genügen, hier lauschte das Ohr den verhallenden Klängen weicher Poesie, hier füllte christliche Inbrunst das empfängliche Herz. Und so zog der

germanische Kaiser dahin, und er fühlte um die Glieder das Wallen der Hohenstaufengewänder und auf die Schulter heftete er das schwarze Kreuz der Ritter vom heiligen Grabe.

Und doch wurde der Traum zerstört, ein Kaiser hat nicht Zeit zur inneren Sammlung. In Jerusalem wie in Damaskus, überall, wohin der Weg ihn führte, haben zahlreiche, glänzende Festmähler stattgefunden, bereitet von europäischen Köchen; Paraden und Illuminationen, Fackelzüge und prunkvolle Ausfahrten haben miteinander gewechselt — es war dennoch kein Kreuzzug, den Kaiser Wilhelm antrat; von höfischem Gepräge und höfischen Veranstaltungen vernahm man die Kunde, wenn auch die Szenerie verändert war und der Burnus das Gewand des Höflings ersetzte. In Damaskus, der Stadt der Bekehrung, hat Kaiser Wilhelm, entzückt von den prunkvollen Festlichkeiten des Empfanges, geäußert: „Ich möchte doch, daß meine Berliner einmal sähen, wie hier ein Herrscher empfangen wird." Von diesem Empfange aber wurde berichtet: „Weithin auf den Triumphstraßen leuchteten die bunten Lichter an den Gebäuden, Portalen, Gärten auf. Ein dröhnender und von den Bergen schrecklich widertönender Donner erfüllte die Luft, und Hunderttausende, die dichtgekeilt die Wege umsäumten, erhoben ein Freudengeschrei, jenes Johlen, Tosen, Toben, Jauchzen, Jascharufen, das in solcher Mächtigkeit und Leidenschaftlichkeit wohl noch nie gehört worden ist. All der Damascener Fanatismus, der schon ungezählte Tausende von Christen zum Opfer gefordert, konzentrierte sich zu einer Freudenkundgebung, die in ihrer Art etwas Ergreifendes hatte. Und so drängten über Militär und Polizei hinweg die Tausende hinter dem kaiserlichen Zuge her, Kavallerie, Infanterie, Wagen, Pferde, Kinder, Weiber, Greise ballten sich zu einem wunderlichen Chaos."

In die Romantik hinein greift kühlen Sinnes das moderne Bedürfnis und die Kritik, die nüchterne Be-

gleiterin unseres Geschlechtes. Und als wiederum zu Damaskus der Kaiser auf die überschwängliche Anrede des Scheichs Abdullah die Versicherung gab, daß die dreihundert Millionen Mohammedaner, die auf der Erde zerstreut leben, ihn zu allen Zeiten als ihren Freund erfinden werden, als er dann Saladin pries als den „großen Sultan“, als den „Ritter ohne Furcht und Tadel“, der „oft seinen Gegner die rechte Art des Rittertums lehren mußte“, da erwog man die Möglichkeit, daß jene Verheißung politisches Mißtrauen wachrufen könnte, da erinnerte man daran, daß die Geschichte von Saladin anderes lehrte, als der Kaiser vermeinte. Denn die Geschichte weist uns darauf, daß Saladin es war, der die Hoffnung des Christentums, die heiligen Stätten den Ungläubigen zu entreißen, diese Hoffnung, die so vielen Tausenden den elenden Tod in Wüstensand und Wüstensturm brachte, für lange Jahrhunderte vereitelt hat. Die Geschichte erzählt uns, wie er durch List und Gewalt ein mächtiges, über Ägypten und Spanien sich erstreckendes Reich begründete: Saladin, so urteilt Leopold v. Ranke, war ein sehr strenger Moslim, er trank nichts als Wasser und trug ein Kleid von harter Wolle. „Aber seine Religion hinderte ihn nicht, eine unrechtmäßige Gewalt an sich zu reißen. Er gefällt sich in Zeiten des Glücks zumeist in einer lässigen Großmut, er ist tapfer und verschlagen, immer hat er Verbündete unter seinen Feinden. So wurde er der Held des wiedererstandenen Islam, für das Königtum des heiligen Grabes der Mann des Schicksals.“ Die Schlacht von Tiberias stürzte das Kreuz. Von ihr berichtet der Historiker: „Am Abend des ersten Schlachttages trieb Saladin die Christen auf eine wasserlose Anhöhe in der Nähe von Hittin zurück, wohin die Sage die Bergpredigt Christi verlegt, wo sie die Nacht in Durst zubringen mußten. Es war der heißeste Sommertag. Die Verschmachteten, Ermatteten griff er dann abermals an. Nur wenige von den christlichen Streitern entkamen. König Veit, der größte Teil seiner Ritter, so viele

ihrer nicht erschlagen waren, mit ihnen das heilige Kreuz fielen in die Hände Saladins. Der Gewaltige kannte keine Gnade. Die gefangenen Templer und Johanniter und viele andere wurden hingerichtet; Rainald von Chatillon stieß der zornige Kurde mit eigener Hand nieder. Bald darauf zog Saladin in Jerusalem ein: „Wie einst Christe Sieger", so erscholl nun wieder „Allah akbar"; er hatte doch die Oberhand behalten. Der Tempel Salomos wurde aufs neue zu einer Moschee geweiht, mit Rosenwasser gewaschen. Den nächsten Festtag erschien ein Scheich auf dem Predigtstuhl. Die Glocken wurden zertrümmert, die Kreuze zerbrochen. Man erzählt, daß Papst Urban III. bei der Nachricht gestorben sei." Den Kreuzfahrern unter Barbarossa sandte Saladin 600 Scheffel vergifteten Mehles entgegen. Nirgend bietet Saladin, wenn anders er in historischer Wahrheit vor uns hintritt, durch Wesen und Taten uns den Grund, ihm das schöne Beiwort der Ritterlichkeit zuzuerkennen oder gar den Beinamen des heldenmütigen Bayard auf ihn zu wenden. Denn unzertrennlich von dem Begriff des Rittertums ist für uns Moderne wie für die Welt des Mittelalters die Voraussetzung des Christentums, und gerade die deutschen Ritter fanden ihren höchsten Ruhm in einem Tode im Kampfe gegen die Ungläubigen Saladins. Des Kaisers Phantasie sah ihn anders.

Gewiß, auch damals folgte das deutsche Volk mit herzlicher Teilnahme der Fahrt des gekrönten Romantikers, des letzten vielleicht, in dessen vielgestaltendem Geiste in so eigenartiger Mischung die Erkenntnis moderner Bedürfnisse sich vermählten mit den poesievollen Träumen einer entschwindenden Zeit. Aber ein Volk darf nicht allein freundlichen Empfindungen leben, es muß die Zweckmäßigkeit alles Geschehenden messen nach dem eigenen Nutzen. Nicht der heilige Schimmer von Jerusalems Zinnen, nicht die frommen Erinnerungen, die aus der Wasserfläche des Sees von Genezareth emporsteigen, dürfen das Urteil bestimmen. So fragte es sich nach dem Nutzen, den ihm die

kaiserliche Fahrt gebracht hat. Je stärker heute die Notwendigkeit hervortritt, daß im Kampfe um die Welt auch das neue Deutsche Reich sich den Platz sichere, den ihm der Neid der Geschichte durch lange Jahrhunderte versagte, je stärker die sittlichen und materiellen Interessen wurden, die wir im Orient vertreten, um so erwünschter mußte es scheinen, daß das Prestige des Reiches sich hebe, daß zugleich das Gemeingefühl der deutschen Pioniere sich stärke, daß der deutschen Arbeitskraft der Weg im Orient gewiesen werde. Denn die europäische Welt drängt nach Expansion, nach der Mission der Apostel. Wenn heute aber der Blick sich zurückwendet zur kaiserlichen Märchenfahrt, so späht er vergebens nach dauerndem Gewinn. Der frohen Verkündung gesellte sich nicht jene zähschaffende Energie, die allein die Ernte in die Scheuern zu bergen vermag. Denn auch das verheißungsvolle Werk der Bagdadbahn blieb nur ein Torso, entwertet für eine deutsche Weltpolitik.

Und die Verheißung, daß der Kaiser stets der Freund der 300 Millionen Mohammedaner sein werde, die auf der Erde zerstreut leben, unter russischem und englischem Zepter, in Europa, Afrika und Asien, — wie ist sie so wunderlich trübe verhallt! Für Damaskus wurde in Algeciras die Quittung gereicht und die Jungtürken haben sie noch einmal gestempelt.

Und auch sonst hat jene Reise nur zahlreiche neue Keime des Mißtrauens erweckt. In Frankreich schrieb man davon, daß der deutsche Kaiser sich Karl den Großen zum Vorbild wähle und darauf sinne, der Schutzherr aller christlichen Interessen im Orient zu werden und so die alten Ansprüche der Franzosen zu durchkreuzen: Frankreich, das „die Vision der Kreuzzüge und des heiligen Ludwig für sich hatte", dürfe sein Erbe nicht verleugnen und nicht vor einem Hohenzollern zurückweichen. Organe des Wiener Hofes nahmen Anstoß daran, daß der Kaiser mit den deutschen zugleich die Würdenträger der protestantischen Kirchen des Auslandes zur Fahrt nach dem gelobten Lande lud.

Das Mißtrauen Englands rankte sich empor an der Absicht des Kaisers, von Syrien aus die Fahrt in das Land der Pharaonen zu unternehmen. Man lebte der Sorge, daß der Kaiser eingreifen wolle in die Entscheidung über die Geschicke des vielumstrittenen Landes. Das Mißtrauen des Vatikans wurde auch durch die Schenkung der „Dormition de la Sainte Vierge" nicht beseitigt. Im deutschen Volke selbst aber wurde die Besorgnis laut, daß die Abwesenheit des Monarchen um so hemmender eingreifen könnte in den Gang der Reichspolitik, als gerade er überall sich die Initiative und die letzte Entscheidung vorzubehalten gewohnt ist.

Denn es ist eine der schwersten Lasten des königlichen Berufes, daß auch die privaten Neigungen und Wünsche sich dem Bedürfnis des öffentlichen Lebens unterordnen müssen. Unzeitige Jagdlust und die sonst harmlose Freude an den Scherzen des Kabaretts — le roi s'amuse — haben dem Kaiser den Verlust einer Schlacht um die Liebe der Nation gekostet. Wie das Volk mit eifernder Liebe den Schritten des Monarchen folgt, dem es in freiwilligem Gehorsam die Entscheidung über sein Geschick in die Hände gab, so ist weithin sichtbar, was immer er tut, und allzu leicht werden Wirkungen entstehen, die außerhalb des eigenen Willens liegen. Wenn heute der Kaiser, gelockt von dem Ruhme der französischen Hauptstadt, beseelt von dem Wunsche, die Stätten zu sehen, an denen Heinrich von Navarra oder Ludwig der Vierzehnte weilten oder der erste Napoleon über seine ungeheuren Pläne sann, hineilen wollte nach Paris, so würde er unfroh erkennen, daß die höchste Freiheit zugleich die engste Fessel bedeutet, daß ihm versagt bleiben muß, was jedem Privatmann willig erlaubt wird. Wenn der Kaiser die Grenzen seines Landes überschreitet, so bleibt er dennoch der Souverain, der den Willen der Nation repräsentiert. Als nach der Entlassung Fürst Bismarck über die Reise des Kaisers nach Konstantinopel sprach, da erwiderte er wohl auf die Frage, ob hiermit nicht ein Moment der

Beunruhigung geschaffen sei: „Es liegt nichts Wunderbares darin, daß ein junger, von schäumender Tätigkeit erfüllter Souverain, indem er reist, seine Zeit angenehm zu verbringen und etwas die Welt zu sehen wünscht," aber er fügte auch einschränkend hinzu: „Ich war gegen diese Reise, da die Staatsmänner anderer Länder und anderer Völker immer denken werden, daß der Sultan y est pour quelque chose." Das natürliche Mißtrauen eifersüchtiger Nationen wird hinter dem privaten Handeln des Herrschers stets nach den politischen Zielen spähen. Und doch trug vielleicht unter allen Reisen, die den Kaiser in fremde Länder führten, keine so offen den rein persönlichen Stempel, wie die Fahrt in das Land der Hellenen und zum Goldenen Horn. Da klingt in seiner Seele und in jedem seiner Worte die jubelnde Freude wieder, daß es ihm vergönnt gewesen, abseits vom Grau des Alltags die durstigen Augen sattzutrinken an den Herrlichkeiten des Ostens und dort zu weilen, wo Pheidias und Sokrates Unsterbliches schufen. Da drängt es ihn, auch den fernen Kanzler teilnehmen zu lassen an der flutenden Fülle der auf ihn stürmenden Empfindungen: „Nach berauschend schöner Fahrt", so grüßt er ihn, „hier im alten schönen Athen angelangt. Nach herrlichem Empfang von Fürst und Volk war Ihr Telegramm der erste Gruß von der Heimat — herzlichen Dank dafür — sowie mein erstes Wort ins Vaterland ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon her, dessen erhabener Anblick mir tiefen Eindruck machte." Hier fühlte der Kaiser deutsch und nur deutsch. Unbezwingliche Sehnsucht treibt ihn hinaus in die Ferne, dorthin, wo vor zweitausend Jahren die Germanen zuerst zusammenprallten mit der römischen Welt und wo tapfere Griechenherzen für die Freiheit schlugen. Dieses Sehnen, der Werktagssorgen zu vergessen, um losgelöst von allem Kleinlichen mit der Gottheit Zwiesprache zu führen, treibt ihn auch immer wieder hinaus in die weite unbegrenzte

See, zu der düsteren Schönheit des Nordens und dem Geheimnis seiner Fjorde: „Entrückt dem Parteigetriebe des Tages konnte ich die heimischen Verhältnisse aus der Ferne und in Ruhe einer Prüfung unterziehen. Wer jemals auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu verleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat.“ Und bescheiden fügt der Kaiser hinzu: „Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung, und das tut uns allen not.“ Germanisch ist auch das Heimweh, das in ihm erzittert, auch wenn alle Pracht und aller Glanz ihn umgibt: „Beim Verweilen in dem fremden Lande und an den verschiedenen Stätten, wo für uns Germanen der uns so teure Wald und das schöne Wasser so mangelten, fielen mir die märkischen Seen ein mit ihrer dunklen klaren Flut und die märkischen Eichen- und Kiefernwälder, und da dachte ich mir, daß wir es doch, obwohl wir in Europa zuweilen über die Achsel angesehen werden, in der Mark weit besser haben, als in der Fremde.“ Gern und willig folgen dem Kaiser die Gedanken seines Volkes in die Ferne, in der er Erholung sucht von der drückenden Last seines Amtes. Ihm allein ist es nicht vergönnt, selbst in solchen Tagen volle Ruhe zu finden: Zahllose Depeschen folgen ihm nach, Eilboten kommen mit schweren Aktenstücken, wichtige Entscheidungen müssen gefällt werden. Unbarmherzig folgt ihm die graue Sorge bis in die Einsamkeit der nordischen Nacht. Und doch löst sich seine Seele hier mehr denn sonst von den beengenden Fesseln. Froh darf er die Würde seines Amtes zur Seite legen und unter Freunden sich ganz als Mensch fühlen. Offen und frei gibt er sich da und selbst ein Ausbruch derber Ausgelassenheit ist ihm willkommen. Künstler, Gelehrte, weitgereiste Männer

bilden seine Umgebung und das gesellige Talent, nicht das diplomatische oder militärische Genie, bildet die erste Bedingung, der frohen Tafelrunde eingereiht zu werden.

Aber solche Stunden ungetrübten Genießens sind spärlich gesäet. Wenn der Kaiser den Kiel seines Schiffes nach England lenkt oder nach Kronstadt, wenn er als Gast des Königs den Boden Italiens betritt oder in der Wiener Hofburg weilt, so ist der Entschluß schon ein politischer Akt, der prüfende Kommentare findet auch jenseits des Ozeans. Hier tritt selbst das Recht des Verwandten zurück hinter dem Rechte der Politik.

Als im Februar des Jahres 1901 die Königin Viktoria die Augen schloß und Kaiser Wilhelm, gleich jedem schlichten Bürgersmann, das Bedürfnis fühlte, einmal den Hermelin abzulegen und als Mensch mit Menschen zu trauern, da hat man von England aus das natürliche Handeln des Enkels umzumünzen versucht in eine politische Aktion. Eben erst hatte die Presse die häßlichsten Invektiven gegen den Monarchen geschleudert, sie hatte kein Wort des Tadels gefunden, als ein britisches Offizierkorps sein Bildnis aus den Räumen des Kasinos entfernte, sie hatte immer neue Beschimpfungen auf das deutsche Volk gehäuft: jetzt aber wurde plötzlich ein übertrieben herzlicher, ein süßer Ton angeschlagen, eifrige Reden zum Ruhme des Gastes wurden gehalten, ungewöhnliche Freundschaftsbezeugungen wurden ausgetauscht, und ein tiefer Argwohn erwachte von neuem in Petersburg wie in Paris. Da ließ sich ein angesehenes konservatives Blatt aus Paris berichten: „Von allen Seiten erschollen Mahnrufe an die französische Nation, sich von allen gefährlichen Wahnvorstellungen, die gewisse Schritte und Höflichkeiten des Kaisers wachrufen, losreißen und aufs neue die Blicke nach Osten zu lenken, aus dem ein drohendes Ungewitter im Auge sei.“ Zugleich mußten gerade in jener Zeit, in der noch die heiße Sorge um das Burenvolk die deutschen Herzen durchzitterte, die Bestrebungen des Kaisers, durch

das äußerste Entgegenkommen Englands Sympathien zu gewinnen, in der eigenen Heimat bittere Kommentare finden. Die mühsam gedämpfte Verstimmung zwischen dem Kaiser und seinem Volke erhielt neue Nahrung, und dort, wo die Pietät für die Tote den Entschluß des Kaisers bestimmt hatte, erwuchs neues Mißtrauen und neue Verwirrung.

Das Volk hat ein gesundes und natürliches Empfinden auch für die Vorgänge des internationalen politischen Lebens. Es mag einmal ein Teil sich fortreißen lassen durch eine falsche Sentimentalität, wie damals, als man in übertriebener Sympathie sich für die Polen erwärmte oder als man um Bulgarien und den Battenberger in Trauer versank; aber im letzten Grunde wird ein gebildetes Volk von großen und natürlichen Empfindungen bestimmt: „Kein Schein verführt sein sicheres Gefühl" heißt es im „Tell". Wenn aber dieses Imponderabile gleichmütig und kühl behandelt wird, wenn die amtliche Politik die Bahnen verläßt, auf denen die Sehnsucht der Nation daherschreitet, so wird nur ein tiefes, durch reiche Erfolge genährtes Vertrauen, wie in den Zeiten Bismarcks, die leicht sich öffnende Kluft verschließen, oder es wird dort Entfremdung entstehen, wo sie niemals erwachen sollte: zwischen dem Herrscher und der Nation. Der Burenkrieg hat zu dem materiellen auch diesen Verlust geführt, und der Verlust wurde gesteigert durch die Englandfahrten des Kaisers, deren Motive man nicht begriff, deren geheimste Geschichte man mit schmerzlicher Entrüstung erst spät erfuhr, deren Gewinn man nicht erkannte.

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß gerade auf diesem Gebiete der erste schwere Konflikt ausbrach, der sich zwischen dem Kaiser und seinem großen Kanzler erhob. Die zweite Fahrt des Herrschers nach Rußland hat, schon als der Gedanke zuerst entstand, den Widerspruch des Fürsten Bismarck gefunden, der dem hoffnungsreichen Illusionismus den Realismus der Erfahrung, der dem

freudigen Glauben durch den persönlichen Eindruck bestimmend auf die Entscheidung der ernstesten Fragen zu wirken, die Erkenntnis und die Psychologie eines an Erfolgen und Verdiensten überaus reichen Menschenlebens entgegenstellte. Er erkannte die Gefahr, die aus der Überschwänglichkeit erwächst, er vertraute der diplomatischen Note mehr, als einem Zusammensein, als der Behandlung internationaler Probleme aus dem Gesichtspunkte dynastischer Familienpolitik. Es ist kein Zufall gewesen, daß in die Zeit der Fürstenreisen die Preisgabe des Neutralitätsvertrages mit Rußland fiel; in Rohnstadt wurden in persönlichem Verkehr der beiden Monarchen Vereinbarungen handelspolitischer Art getroffen, die das Bündnis schwer belasteten und später in der Rede Caprivis über die Notwendigkeit, den Alliierten wirtschaftlich zu stärken, eine mehr als naive Erklärung fanden. Im engsten Zusammenhang mit kaiserlichen Reisen stand die Preisgabe von Zanzibar und Witu und jenes Geheimabkommen, das über Südafrikas Schicksal entschieden und uns mit Hoffnungen abgespeist hat. Auf einer Kaiserfahrt zum Süden empfing Ledochowski ungewöhnliche Ehren, dort wurden die Keime befruchtet, die in den Ereignissen von Trier und Straßburg die vollsten Blüten ihrer Entwickelung reiften. Bittere und verbitterte Debatten haben sich an alle diese Vorgänge geknüpft und immer höher wuchs die Sehnsucht nach der Wiederkehr vergangener Gepflogenheit. Die Sendung der Kaiserin Friedrich nach Paris, die in der ersten Rosenzeit des Versöhnungsfrühlings erfolgte und die Szenen, die sich auf der überhasteten Reise zutrugen, dürfen zugleich als ein Beweis dafür gelten, daß die edelsten Motive des Erfolges entbehren müssen, wenn sich ihnen nicht eine vorsichtige Auswahl der Mittel ergänzend gesellt.

Mit welchen Hoffnungen wurde die Fahrt des Prinzen Heinrich nach Amerika begrüßt und wie gering ist der Erfolg gewesen! Auch hier sollte das ernste,

nüchterne Arbeiten der Staatskunst ersetzt werden durch das dekorative Schauspiel; ein Schwarm von Reportern schloß sich dem hohen Reisenden an, um jede seiner Mienen zu fixieren, jedes seiner Worte der Mitwelt zu verkünden und der Nachwelt zu bewahren. Sensationsbedürfnis und Eitelkeit der Amerikaner sorgten dafür, daß es an jenen eigenartigen Episoden nicht fehlte, an denen und in denen der Amerikanismus erwächst. In schwungvollen Artikeln feierte man den Prinzen, man schleppte ihn von Festmahl zu Festmahl, die Frauen der Milliardäre stritten darum, ihn beim five o'clock tea zu begrüßen. Als aber Castro, der Präsident von Venezuela, hohnlachend die deutschen Forderungen zurückwies, als dann die deutschen Kriegsschiffe an der Küste erschienen, um den Widerwilligen den Urbegriff von Recht und Anstand beizubringen, da wehte ein Lufthauch das, was Prinz Heinrich geschaffen, in wenigen Stunden hinweg: der alte Jingolärm von Samoa und den Philippinen erscholl vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, Herr Bowen trat in Aktion und mit der Intervention Roosevelts und der Farce vom Haager Schiedsgericht schloß der erste Versuch, der seit Bismarcks Tagen, seit der Entsendung der beiden Kriegsschiffe Nautilus und Albatros nach Spanien, seit der Bluttat von Saloniki und dem Attentat gegen den deutschen Konsul in Nicaragua unternommen worden ist, um deutsche Rechte und deutsche Interessen vor Beeinträchtigung zu schützen.

Immer und immer wieder vereinigt sich mit dem repräsentativen Bedürfnis des Kaisers, mit dem Verlangen, überall zu erscheinen, überall im Krönungszuge mit Flöten und Oboen über die Szene zu gehen, den Marschallstab in der Hand, die Menschheitsgeschichte im Antlitz, der seltsam verwunderliche Glaube an die allein ausschlaggebende Bedeutung der eigenen Gesinnung für das Verhältnis der Völker untereinander und die völlige Unterschätzung der hier wirksamen Realitäten. Das „Ich" steht allein im Mittelpunkt des Werdens, es setzt sich selbstwillig

über das Gegebene hinweg, und glaubt den erbitterten Gegner durch freundliches Geständnis in der gleichen Stunde zu gewinnen, in der er ihm die Abneigung der überragenden Mehrheit der Nation, wenn auch irrtümlich und ohne eindringliche Kenntnis der Tatsachen, naiv gesteht. Was der Historiker von Friedrich Wilhelm dem Vierten sagt: „Auf die Person des Monarchen bezog er alles, was im Staate geschah," das tritt hier in der Psyche des Großneffen noch weitaus klarer zutage. So wird zugleich das Selbstgefühl der Regierten immer wieder gekränkt, und die bedeutenden, zur Führung berufenen Männer, die als getreue Monarchisten dem inneren Konflikt zwischen ihrer völkischen Pflicht und der Pflicht der Opposition gegen solche Auffassung entgehen wollen, treten scheu aus dem Vordergrunde des politischen Lebens zurück. Hier hat wieder nur Bismarck erkannt, daß nicht allein schweigender Gehorsam dem getreuen Vasallen gezieme, und man hat ihn darum mit dem Zuchthause bedroht. Als er tot war, nannten ihn freilich auch die Todfeinde „eine Titanengestalt".

Welche seltsame Verkennung auch, als die ersten unterirdischen Donner von Marokko grollten, die Kaiserfahrt nach Tanger als einen erfolgverheißenden Schritt in die Reihe der diplomatischen Mittel zu stellen! Das war ein Unternehmen, das ein Gleichnis nur in der Ideenwelt und den verhängnisvollen Träumereien Kaiser Ottos III. findet, und vielleicht hat der Kaiser die Gefährlichkeit seines Unternehmens selbst empfunden, als er wenige Tage vor der Fahrt in hallender Rhetorik davon sprach, daß er „nicht nach einer öden Weltherrschaft strebe", daß die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß er für das Deutsche Reich das „absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn erhoffe". Aber hat er sich hier auch heftig gegen die Schöpfer der sogenannten „großen Weltreiche" gewandt, die „im Blute geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen haben", so bot er

doch auch dem Mißverständnis reichen Stoff, als er an der Schwelle eines abenteuerlichen, in seinem Ausgang unerkennbaren Unternehmens die Deutschen „das Salz der Erde“ nannte, als er, über den eigenen Zweck hinfortgerissen, an den Geist von Hohenfriedberg, Königgrätz und Sedan gemahnte, als er auf die großen Aufgaben wies, die uns noch vorbehalten seien, als er die Friedensrede mit ehernen Klängen erfüllte. Denn das Ausland mußte glauben, daß jene „großen Aufgaben“ noch nicht erfüllt seien, wenn Lohengrin im Goldhelm das Meer durchfurchte und die Purpurstandarte durch einige Stunden im Hafen von Tanger wehte; es hat mit Molières Géronte siebenmal die Frage gestellt: „Was zum Teufel hat er auf jener Galeere zu suchen?“ und aus der Fülle der erweckten Stimmungen erhoben sich die Tage von Algeciras als Fazit. Marokko aber ging verloren!

Welch ungeheurer Einsatz aber für ein Spiel, das so, wie es begonnen wurde, nur mit ungeheurem Gewinn schließen durfte, wenn anders der Gegensatz zwischen Mittel und Zweck nicht die grimmigste Ironie wachrufen sollte! Jetzt war man nur im Gewande des Hexenmeisters auf dem Plane erschienen, um zu beweisen, daß man die Geister, die man rief, auch in den Winkel bannen kann. In dem weltgeschichtlichen Kampfe um das Mittelmeer wohl die dürftigste und absurdeste Episode! Absurder freilich noch die Versicherung der amtlichen Presse, daß „der Name der kleinen spanischen Stadt Algeciras in der Weltgeschichte mit größerem und dauernderem Ruhm genannt werden wird, als manche gepriesene Schlacht“. Absurd zugleich und übermäßig gefährlich. Denn die Stimme des Byzantiners erweckt und bestärkt Anschauungen, die in natürlicher Progression zu einer verhängnisvollen Unterschätzung w i r k l i c h e r Arbeit und zu einer verderblichen Verwechselung von Tat und Pose führen.

Und der gleiche Irrtum überall. Wie jede Kaiserfahrt ihrem Helden selbst als Arbeit für die Nation,

als denkwürdige Leistung erscheint, so wird auch jeder Erwiderungsbesuch eines fremden Potentaten als geschichtliches Ereignis gefeiert und dem Gaste wird, immer wieder in seltsamer Verkennung der Realitäten, pathetisch versichert, daß das deutsche Volk „in all diesen Tagen seine Gebete für sein Wohl zum Himmel emporsteigen läßt". Die Schüler werden „auf strengsten Befehl" vom Unterricht befreit, um den historischen Vorgang, der in dem Besuch eines Duodezfürsten liegt, für das Leben im Gedächtnis zu wahren, und das gleiche geschieht, wenn ein Prinz sein Weib heimführt oder auch nur Paraden die Schaulust locken. Hier sprießt noch ein besonderer, verderblicher Einfluß: Wie soll die Jugend den Maßstab für das Bedeutende und Unbedeutende gewinnen, wenn rein höfische Vorgänge wichtig genug erscheinen, um die Arbeit ruhen zu lassen? Schon in die Herzen der Kinder wird die Überschätzung des Äußerlichen gepflanzt, und zugleich spreizt und streckt sich das Byzantinentum, das nach Gnaden und Orden verlangt und durch sein Gebahren wieder den Kaiser in die Irre führt: „Was wollen Sie denn, man jubelt mir ja überall zu!" Bis dann verhaltener Zorn vor der Radbod-Zeche sich in Flüchen gegen den Kaisersohn Luft macht.

Ahnungslos wird so eine politisch entsittlichende Wirkung geschaffen. Die Oberflächlichkeit feiert Feste und wird zur dauernden Stimmung. Und in einer Zeit der finanziellen Beängstigung, die zum guten Teil ihre Wurzel in jener Oberflächlichkeit findet, fließt das Leben des Hofes in prunkvollen Tagen dahin. Das Verhalten des Hofes gibt dann wiederum dem öffentlichen Leben die Farbe. Zweifellos ist deshalb die Kulturgeschichte aller Perioden der Entwickelung Preußens zugleich die Geschichte der Charaktere seiner Herrscher gewesen. Als der sittlich schwache und genußsüchtige Neffe des großen Friedrich auf dem Throne saß, da drang das Gift durch alle Adern des Volktums und verdarb den ganzen Körper, so daß er

morsch und faul unter Napoleons Schwerthieben zusammenbrach; als Wilhelm der Erste schlicht und einfach durchs Leben ging, blieb auch die Nation bescheiden und ernst. Jetzt muß der Kanzler selbst als Bußprediger gegen den Luxus die Reichstagstribüne betreten und beziehungsvoll künden: „Ich nehme niemanden aus, ich meine jeden Deutschen!" Noch gibt es Leute, denen der graue Soldatenmantel des ersten Kaisers und des alten Fritzen zerschlissener Waffenrock besser gefällt, als all die bunten Kleider, die Hofuniformen und die farbigen Schnüre unserer Tage. Nur heute, nur in dieser Zeit der leichtfertigen Gedankenlosigkeit, konnte der Plan auftauchen und ernsthaft verhandelt werden, aus den Taschen der Börsenmänner ein Kapital zu sammeln, um den Offizieren, die nicht unter goldenem Baldachin geboren wurden, die Möglichkeit eines gesteigerten Luxus zu schaffen.

Wehte doch aus dieser Richtung einst ein Sturm, der einen Augenblick selbst das mühsam errichtete Gebäude der guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bedrohte. Als die Äußerung des Kaisers über den neu für Berlin ernannten Botschafter Hill und seine Zweifel bekannt wurden, ob die dem Vertreter Roosevelts zu Gebote stehenden Privatmittel ausreichen würden, um den gesellschaftlichen Anforderungen des Berliner Hofes gerecht zu werden, da fragte man nicht nur in Deutschland, ob denn wirklich die großen Fragen der Weltgeschichte immer nur an der Festtafel gelöst, ob die diplomatischen Posten zuletzt nur der Hochfinanz reserviert werden sollen, sondern man staunte auch jenseits des Ozeans über die mangelnde Wertschätzung persönlicher Tüchtigkeit im neuen Reiche, und man zürnte zugleich über die außergewöhnliche Form der Einmischung in eine Frage, die schließlich nicht von uns, sondern von den Amerikanern zu lösen war.

Und trotz alledem, trotz aller blinkenden Sterne und aller schmetternder Fanfaren will es scheinen, als ob der Prunk vor allem der kaiserlichen Reisen, der Straßen-

fahrten und Feste in umgekehrtem Verhältnis steht zu dem Gewinn.

Hier tritt eben belebend und fördernd jener Zug im Wesen des Kaisers hervor, dessen psychologischer Zusammenhang mit der tief in ihm wurzelnden Auffassung des königlichen Berufes sich leicht ergibt: Die Neigung zum Pompösen, zum Majestätischen, das Bedürfnis, auch durch das äußere Merkmal im bunten Trubel der Tage die Distanz zu bezeichnen, die den Herrscher von den Untertanen trennt. Nirgends vielleicht tritt so deutlich wie hier der Unterschied hervor zwischen jenen alten, eisernen Zeiten, in denen König Wilhelm und seine Getreuen dem Enkel den Thron geschmiedet haben, und dem neuen Geschlecht, das in Reden, Reisen und Festen den öffentlichen Beifall sucht. Gewiß, das deutsche Volk hat, wie Lamprecht sagt, das Bedürfnis, seinen Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu schauen, aber dem Festesjubel folgt allzu leicht und allzu schnell die Reaktion und zweifelnd steht der Skeptiker vor der Frage, ob der für einige Stunden berechnete Aufwand dem Zwecke entspricht. Denn gerade der ernste Zweck wird nur dann erreicht werden, wenn vor dem Auge des Landesherrn die Wahrheit sich nackend zeigt, nicht aber, wenn sie sich hinter silbernem oder goldenem Schleier verbirgt. Die Volksstimmung aber, nicht der Korybantenlärm der Höflinge gibt einem Feste erst Gepräge und Inhalt.

Denkmäler werden enthüllt in unendlicher Fülle, Paraden finden statt, Schiffe werden getauft, Grundsteine und Schlußsteine werden gelegt, Kirchen und Kirchenpforten geweiht, Verkehrsstraßen werden eröffnet, Jubiläen gefeiert, Rekruten werden vereidigt, Burgen restauriert und Krieger nach China entsandt — immer erscheint der Kaiser, immer erwecken prunkende Feste den Eindruck, als solle ein neues, geschichtliches Ereignis gefeiert, dem Volke der Glanz eines neuen, ungeahnten Zeitalters gewiesen werden. Solche Häufung aber spannt ab, sie erleichtert

zugleich den Gegnern der Monarchie die hämische Kritik. Und sie wird um so williger aufgenommen, als allzu häufig in schwungvollen Reden das Temperament sich stärker erweist als der Wille, als endlich an einzelnen Nebenerscheinungen, an dem allzu starken Hervortreten des höfischen und des militärischen Elementes, an der Einschränkung der bürgerlichen Bewegungsfreiheit, die Unzufriedenheit ihre Nahrung sucht.

Als nach einem Vierteljahrhundert die Erinnerung gefeiert wurde an die große Zeit, die in dem Tage von Sedan ihren Gipfel und ihre Erfüllung fand, da stürmten Hunderttausende nach der Reichshauptstadt und fröhlich rüstete sich die Bürgerschaft zum Volksfest. So geschah es, als man das Nationaldenkmal für Wilhelm den Ehrwürdigen enthüllte und als man seinem Gedächtnis die Kirche weihte, so geschah es, als der Tag von Sedan zum nationalen Feiertag erhoben wurde. Aber die Begeisterung und der Jubel inniger Liebe wurde durch Postenketten dem Denkmal ferngehalten, die Pforten der Kirche blieben verschlossen, wie auch der Sedantag kein Volksfest geworden ist. Gewiß, elektrische Scheinwerfer und alle Erfindungen der Beleuchtungskunst taten ihre Schuldigkeit, aber die Reichshauptstadt blieb dennoch innerlich kalt, frostig und leer; Paraden wurden veranstaltet, der Zapfenstreich erklang, Schulkinder wurden zur Spalierbildung kommandiert und genau wurde vorgeschrieben, wann das Volk enthusiastisch die Volkshymne anstimmen, wann es schweigen sollte. Auch Orden wurden verteilt an Minister und Hofbeamte und „Donatoren". Wenn aber wirklich Leute begeistert und froh ihres Weges dahinzogen, dann stießen sie auf Schutzmannsposten, die wichtigsten Verkehrsstraßen blieben gesperrt, und wohltemperiert klang das Hoch. Und doch hat schon Gabriel Honoré Mirabeau das treffende Wort gesprochen: „O, das Volk ist keine wilde Herde, das man anketten muß. Stets ruhig und gemessen, wenn es frei ist, überläßt es sich der Wildheit und dem

Ingrimm nur unter einer Regierung, die es erniedrigt, um das Recht zu haben, es zu verachten." Was ist schöner, als ein Fürst, den sein Volk aus dem freiwilligen Drängen seines Herzens jubelnd begrüßt! Was war ergreifender, als wenn der erste Kaiser am Eckfenster seines bescheidenen Hauses erschien und das ehrwürdige Haupt zum Gruße neigte! Nicht jener Thron steht am sichersten, der mit Festungen und Truppen umgeben ist, den Roß und Reisige schützen, sondern der andere, der in der freiwilligen Liebe des Volkes seinen Halt und seine Stütze sucht. So wurden das Denkmal des ersten Kaisers und seine Kirche dynastische Gaben, die Feste zu seinem Gedächtnis wurden dynastische Feste.

Solche Erscheinungen sind nicht vereinzelt geblieben, sie sind zur Regel geworden. Die Schranken werden nicht fortgeräumt, sondern allzuleicht und allzuoft werden neue Schranken errichtet. Im Festesdunst geht der klare Blick, das rechte Augenmaß verloren. Vergebens stellte man sich die Frage, warum denn Kunstausstellungen mit Kavallerieschwadronen eröffnet werden, warum die Eröffnung des nordischen Kanals als eine Großtat von internationaler Bedeutung gefeiert, warum widerwillige Gäste aus Frankreich und Rußland herbeigeholt wurden. Und wenn diensteifrige Organe das Wort vom Versöhnungsfeste laut in die Weiten jubelten, so fragte man sich bedenklich, ob aus solchen Festen schon jemals zuvor die Versöhnung geboren wurde, und man gedachte von neuem der Fahrt, die einst die Kaiserin Friedrich antrat. Es war ein seltsames Zeichen, daß kaum jemals der Chauvinismus in Frankreich so schroff und bedrohlich hervortrat, wie in den Kieler Tagen, in denen ein bischöflicher Hirtenbrief unter lautem Beifall des ganzen Volkes Gebete anordnete für die im Kriege gegen Deutschland gefallenen Franzosen. In den Kammerdebatten aber zu Paris wurde von autoritativer Seite gerade damals und in deutlicher Absicht der stets vermiedene Ausdruck „alliance" von dem Verhältnis zu Ruß-

land zum ersten Male gebraucht und ein hoher russischer Orden wurde dem Präsidenten der Republik verliehen just in dem Momente, da sich in der nordischen Meerenge die Schiffe der beiden Nationen zum „Golgathawege nach Kiel" vereinten. Wunsch und Wirkung gingen schroff auseinander und ein Kaisertraum wurde zerstört durch die harte Gewalt der Wirklichkeit.

Feste sollen Sinnbilder sein der inneren Harmonie, der Verständigung und Versöhnung. Wo aber Feuerströme den Boden unterwühlen, wo die soziale Unzufriedenheit und die wirtschaftliche Bedrängnis auf Hunderttausenden lagert, da wird das Bild der stetigen, mühevollen und aufreibenden Arbeit, die auf den Schultern des Monarchen lastet, zurücktreten vor dem Eindruck des Geschauten, und es wird etwas von jener Stimmung erwachen, die den Tantaliden erfüllte, wenn er hinübersah zu den goldenen Stühlen und Tischen der Götter. Das Volk der Römer war im Sinken, als es in dem Rufe nach dem Zirkusspiel die ernste Weise der Ahnen erstickte, und alle Pracht des Hofhaltes der Bourbonen hat nicht vermocht, den Schritt der Revolution zu hemmen. Die alte Hansastadt Hamburg sah die glänzendsten Kaiserfeste und doch wurde der wilde Strom des Sozialismus gerade dort zum Meere. Als mit ungeheuren Summen in den Tagen der Kieler Feier die Alsterinsel geschaffen wurde, da hat man an den römischen Imperator erinnert, der einst den Meeresarm zwischen Bajae und Puteoli überbrückte. Lastschiffe wurden, so erzählt Sueton, aus der ganzen Gegend zusammengebracht und in zwei Reihen vor Anker gelegt, auf die Fahrzeuge wurden Erdschichten geschüttet, und eine nach dem Muster der via Appia geebnete Heerstraße wurde mitten hindurch geführt. An zweien Tagen zog dann der Imperator über diese Brücke: einmal hoch zu Roß, angetan mit dem goldig glänzenden Reitermantel, den Eichenkranz auf dem Haupte, zum anderen Male auf dem Renngespann, im schlichten Gewand des Wagenlenkers, hinterdrein der prangende

Troß des Hofgesindes und der Prätorianer. Als die Fahrt beendet war, da war auch der künstlich mit großen Kosten gefügte Brückenbau wertlos geworden. Solche Reminiszenzen aber an die Zeit der römischen Dekadenze fanden eifrige Leser, als man im Alsterbassin die Insel baute mit Leinwand, Gips und Drahtgeflecht, mit Glühlicht, Treibhauspflanzen und Feuerwerk. Und das sorgende Bedenken erhob sich, ob nicht für jene Hunderttausende, die einem flüchtigen Genusse geopfert wurden, Hunderte von Armen gespeist, Bedürftige gekleidet, Waisen getröstet werden konnten.

Acht Jahre später aber wiederholte sich das Bild. Wiederum wurde in Hamburg ein glänzendes Fest gefeiert, als dankbarer Bürgersinn dem ersten Kaiser und seiner Treue ein Denkmal schuf. Wieder war die Feststraße herrlich geschmückt, ein altes Orlogschiff baute man als Kulisse, Musik, Frühstück, Ehrentrunk und weiß gekleidete Jungfrauen — es fehlte nichts an dem zierlichen Beiwerk, mit dem unsere Zeit allzu verschwenderisch umgeht. Als aber die Reichstagswahlen kamen, da hatten sich die Stimmen für Bebel und seine Genossen um neue Tausende vermehrt. Da hat es wundersam berührt, wenn unter den Wimpeln und Fahnen, in der fiebernden Feststimmung aus dem Munde des Kaisers überströmende Worte des Dankes an die Gesamtheit erklangen, wenn das Hurra der sonntäglich Gekleideten als vollgültige Bürgschaft genommen wurde, mit der die Liebe zum Reich alle Herzen erfülle. Hier und nicht hier allein traten die ungeheuren Gefahren in scharfen Rissen hervor, die für das Volk wie für seinen Kaiser sich aus dem Wirbel der Feste erhoben. Stete Feste erziehen zur Oberflächlichkeit, sie trüben den Blick für die Realitäten des Lebens, sie verleihen den Dingen einen phantastischen Schimmer, dessen die Wirklichkeit entbehrt. Die Feststimmung raubt die Fähigkeit und Kraft zum Erkennen. Auch in der Reichshauptstadt vernimmt das Ohr des Kaisers nur Jubelklänge und doch wird Singer mit

siebzig=, wird Ledebour mit achtzigtausend Stimmen gewählt und in fünf von sechs Kreisen flattert triumphierend die rote Fahne. Und nicht nur leise, sondern laut und offen stellt sich das Volk, das mit starker Skepsis allem Geschehen folgt, die unerfreuliche Frage: Läßt sich die ernste und verantwortungsreiche Pflicht des Regierens so leicht vereinen mit jener ungewöhnlichen Wertschätzung des Repräsentativen, die der heutigen Zeit ihr Gepräge verleiht? Sie, die in allen Nöten zur Monarchie zu stehen gewillt sind, wissen es wohl, welch reiche Freude am Schaffen im Kaiser lebt; aber auch das reichste Kapital kann aufgezehrt werden, und zugleich wird der schlichte Verstand sich schwer der Besorgnis verschließen, daß unter dem Nebensächlichen das Wesentliche leide. Und solche Besorgnis wird noch gesteigert, wenn aller Welt verkündet wird, wie man Riesensummen aus den Mitteln der Gesamtheit verwendet zum Aufbau von Kulissen, die nur wenige Stunden zu schöner Täuschung dienen.

Es mochte ein nebengeordneter Umstand scheinen, aber es war dennoch ein eigenes Symptom, daß auf dem Denkmal, das man in jenen prunkreichen Tagen in Hamburg geweiht hat, die Inschrift fehlt. Das Bürgertum der Hansastadt lehnte es ab, der Geschichtsauffassung des Enkels zu huldigen und dem Ahnen den Namen „Wilhelms des Großen“ zu gewähren, es glaubte zugleich mit dem schlichten Worte „Wilhelm der Erste“ die Gefühle des Lebenden zu verletzen. So fügte sich ein neuer Pinselstrich zu dem anderen Bilde, das uns die Pforte des deutschen Reichsparlamentes noch immer ohne Inschrift zeigt. Das sind Differenzen keineswegs gleichgültiger Art, und gerade die Hartnäckigkeit des Versagens deutet darauf, daß hinter dem äußeren ein starker innerlicher Gegensatz, ein Nichtverstehen ruht. Das trat auch hervor in den hallenden Worten von Hamburg. „In langer Friedensarbeit, in stiller Werkstatt reiften die Gedanken, und fertig waren die Pläne des schon zum Greis gewordenen Mannes, als er

uns das Reich wieder erstehen ließ." Das ist eine Auffassung, die hart und scharf den Tatsachen widerstrebt. Wäre der Blick des Kaisers hinausgewandert über die Köpfe der harrenden Menge hinweg bis zu den stillen Wipfeln von Friedrichsruh, hätten seine Gedanken sich versenkt in die Erinnerungen jener quälenden Stunden, in denen Otto von Bismarck schier verzweifeln wollte, weil er den Sinn des greisen Preußenkönigs nicht zu gewinnen vermochte für die Ideen, die lodernd in ihm lebten, hätte er das Bild heraufbeschworen von jener düsteren Stunde, in der ein entmutigter Herrscher dem Thron entsagen wollte, so hätte man ein anderes Urteil vernommen, ein Urteil, das harmonisch sich vereint hätte mit dem Urteil, das die Geschichte längst gefällt hat.

Aus Neigung zum Großartigen, zum Pompösen entwickelt sich dort, wo die Phantasie sich zur Daseinsfreude gesellt, ungesucht ein Zug zur Theatralik. Nicht einmal nur folgten dem Kaiser Reiterschwadronen zu bürgerlicher Verrichtung, und nicht einmal nur hat die Kulisse, hat das Kostüm eine Rolle gespielt. Die Feste von Sanssouci führten zu drückenden Vergleichen, die Erneuerung der längstverschwundenen Griffe des großen Königs wollte sich dem modernen Bedürfnis nicht fügen. Und unter dem Beiwerk verklang fast der hochgemute Ruf, den der Kaiser von den Trümmern der Saalburg herab erklingen ließ, das hochgemute: „Civis Germanus sum". Wenn dieser Ruf nur flüchtigen Eindruck erweckte, so hat nicht nur die Erinnerung an Samoa und Durban, an die Haltung im Burenkriege, so haben nicht nur die Ereignisse, die alsbald in der Abweisung Krügers und seiner Generale ihren Gipfelpunkt finden sollten, die freudige Stimmung gedämpft, sondern schon die Szenerie, die den Kaiser in jenem Augenblick umgab, wollte nicht stimmen zu dem Ernst einer programmatischen Verkündung. Es schien aus dem Wort nicht ein tiefinneres Bedürfnis zu sprechen, sondern das Bedürfnis des Augenblickes, der zufälligen Umgebung.

Auf alter Römerstraße wandert man zu einer jener Stellen, auf denen einst die Weltbezwinger ihre Grenzbefestigungen bauten, und uralt vergangene Zeit enthüllt dem Forscher ihr lang gehütetes Geheimnis. Es ist ein gewaltiges Mauerwerk, droben auf der Saalburg, das die Römer errichteten, um die deutsche Freiheit zu bezwingen und der germanischen Welt ihr Gepräge aufzudrücken. Dankbar begrüßte man darum den Gedanken, aus dem Schutt der Vergangenheit das fesselnde Bild wieder erstehen zu lassen und dem jungen Geschlechte zu zeigen, wie zu allen Zeiten deutsche Art und welsches Wesen sich feindlich gegenübertraten, und wie der letzte Sieg doch stets dem Volke bleibt, das sich die Kraft der Jugend, die stolze Sittlichkeit der Freiheit bewahrt. Und doch wurden die großen Empfindungen, die sich in den Herzen regten, getrübt durch das Bild, das sich dem Auge bot. Der Komödiant, der sich mit Trikots und einer Papprüstung bekleidet, der Schulrektor, der nach den strengen Regeln der Grammatik lateinische Huldigungsverse schmiedet, Weihrauchgefäße schwingende Schulknaben, die der Theaterfriseur altrömisch zugestutzt hat, ehrwürdige Priester, die sonst wohl den Chor in Wagnerschen Opern singen, die Wache, die mühsam gedrillt worden ist, nach der Art der Prätorianer mit den Schwertern zu klirren — sie mochten in ihrer Gesamtheit ein Bild ergeben, das in einem Ausstattungsstück das Auge erfreut. Wenn aber das Theatralische der Wirklichkeit gegenüber in den Vordergrund drängt, so läßt sich schwer der Eindruck bekämpfen, als träten die Repräsentanten dieser Wirklichkeit auf die Schaubühne, um vor der Menge eine wohlstudierte Rolle zu spielen. Und wenn dann ein Dichter zugleich als beredter Priester jener Weltanschauung, in der sich die Vermählung deutschen Geistes mit dem Byzantinertum offenbart, in panegyrischer Weise das „feierlich zum Himmel schlagende Gelodер" und die „zauberisch belebte Stunde" preist, in der das „Wollen auf flügelstarker Spur einherzieht," so fühlt man etwas von dem

Lufthauch einer Zeit, die für immer gebannt sein sollte zu den Schatten. Es ist zu viel Untertänigkeit in allen solchen Kundgebungen und der Maßstab für die Wirklichkeit geht verloren. Und wiederum entschwindet unter dem goldenen Flitterwerk des Theaters das wahrhaft Erhebende: Wenn der Kaiser in ernster Stunde, hinweisend vielleicht auf die übermütig herausfordernde Tat eines Fremden uns das stolze „Civis Germanus sum“ zuruft, so wird eine gewaltig nachhallende Wirkung nicht fehlen. Dazu braucht ein Herrscher, dem sein Volk ergeben ist, nicht des Cothurns und der Maske des Histrionen. Denn gerade Cothurn und Maske verleiten zu irrigem Pathos. So stand auch der Kaiser in den Worten, die er auf der Saalburg sprach, unter dem schimmernden Eindruck jenes Bildes, das in dem Phantasiebegabten der Blick auf die gewaltige Tatenkette eines weltbezwingenden Volkes erwecken muß, und unter solchem Eindruck, und während Gardisten in Tunika und Römerhelm ihn umgaben, erzählte er davon, wie „einst auf das Geheiß des einen römischen Imperators, des Kaisers Augustus, die Legionen der Welt den Willen aufzwangen und sie der römischen Kultur eröffneten, die befruchtend vor allem auf Germanien fiel.“ Die Hörer aber, die nicht dem gleichen Banne folgten, sannen darüber, ob wirklich in des Augustus Tagen und heute der Eine, der Herr ist, der Urheber alles Großen und Guten war, ob nicht längst vor dem großen Julier der Gedanke der Welteroberung das Römervolk durchbrauste. Und weiter sann man: Quintilius Varus, der Feldherr des Augustus, wurde im Teutoburger Walde vernichtet, und ein ragendes Denkmal kündet von der ersten großen Tat geeinigter deutscher Stämme, von dem Kampfe, der von den Germanen geführt wurde „gegen die Kultur, die von Rom aus befruchtend auf sie fiel.“ „Ordre parieren, die Sprache des Korporalstocks, das ist römische Einheit,“ so hat Treitschke einmal gesagt. Gegen diese Einheit haben unsere Altvorderen sich gewehrt, an ihrem Widerstande zerbrach das Weltreich,

das ein Weltsklaventum, eine Weltfrohnde werden sollte, und Germanenblut belebte den welk gewordenen Körper des Römertums. Wenn aber die enthusiastischen Worte des Kaisers im Ausland die Sorge vor deutschen Weltmachtsideen erweckten, so ist diese Sorge nicht begründet. Nicht auf der Vernichtung der Freiheit anderer Nationen soll unsere Zukunft, soll unser Weltreich beruhen, sondern auf dem festen Zusammenschluß der germanischen Volkskraft, auf dem Schutze unserer Volksgenossen, auf der Sicherung ihres Könnens und Leistens für das Vaterland. Das Reich der Cäsaren umfaßte Römer und Griechen, Syrer und Perser, Basken und Gallier, es wollte die Gälen und Kelten Britanniens, die freiheitsstolzen Bataver bezwingen und sandte seine Heere tief hinein in das Land der Skythen, der Perser und bis an den Indus. Da wurde der Kampf das Dauernde, und das Band, das alle einte, war der Haß. Das ist nicht das Zukunftsreich des Deutschen. Auch uns werden Kämpfe nicht erspart bleiben, und unser Schwert darf nicht rosten, aber wir greifen nicht ein in das freie Selbstbestimmungsrecht der anderen, wir halten den Schild nur, gerüstet und stark, vor das Erbe unserer Väter und wir streben danach, daß da, wo noch Freiland ist für unsere Arbeit und für unser Können, uns der Weg nicht gesperrt wird. Solche Gedanken erwachten am Tage des Festes auf der Saalburg. Und sie erwachten um so eher, als wenige Monde vorher in Wilhelmshaven der Kaiser das viel erörterte Wort gesprochen hatte von dem Wellenschlag des Ozeans, der an unseres Volkes Tore klopft und es zwingt, als ein großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten: „Der Ozean beweist, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf. Ich bin nicht der Meinung, daß unser deutsches Volk vor

dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen beiseite schieben zu lassen. Hier die geeigneten und wenn es nötig auch die schärfsten Mittel rücksichtslos anzuwenden, ist meine Pflicht und mein schönstes Vorrecht." In Vereenigung freilich, in der Mandschurei, am Isthmos von Panama, in Stambul und in Wien sind welthistorische Entscheidungen gefallen ohne Deutschland. Der Schimmer der Festesstimmung hält nicht stand vor der Realität des historischen Daseins.

Hat nicht der Kaiser selbst, der sich so oft als Optimisten bekannte, und der gerade dann, wenn er in weithin schallender Rede seine Seele von der Augenblicksstimmung befreit oder wenn er in glänzendem Zuge ins Ausland fährt, doch oft genug düstere Bilder zeichnen müssen? Nur daß er niemals, bis zu dem Tage der Novemberkrise, daran erinnert worden ist, daß er mit den steten Reisen und Reden ein Moment der steten Unruhe schafft und daß er selbst der eigentliche Förderer der unliebsamen Entwickelung wurde! Gewiß, die offiziösen Organe haben auch im Mai des Jahres 1906 gejubelt, als der Kaiser nach Österreich fuhr, wie sie jubelten, wenn er nach England zog, dessen König noch niemals den Boden der deutschen Reichshauptstadt betrat, wie sie jubelten, als er an der Spitze der deutschen Reichsfürsten die szenische Wirkung eines Huldigungsfestspiels vor dem Kaiser Franz Joseph erprobte. Aber solcher Jubel täuscht wie der Jubel auf der Straße. Die Wahrheit liegt in der Stimmung des Alltags, und sie erzählt von manch bitterer Enttäuschung.

5. Kapitel.

Die Reden des Kaisers.

„So ward die erste Zeit seiner Regierung eine lange Kette von Mißverständnissen, und an dieser wechselseitigen Verkennung trug der König ebensoviel Schuld, wie die unklar gährende Zeitströmung", so schreibt von Friedrich Wilhelm dem Vierten Heinrich von Treitschke. Wir alle wissen es, welch gewaltiger Sturm von Leidenschaften am Ende der vierziger Jahre das stille Preußen durchtobte, daß schließlich der König selbst dem Schicksal des Zauberlehrlings verfiel. Wir wissen auch, daß die Schuld daran, daß in den Straßen Berlins der Bürgerkrieg aufflammte, nicht einseitig dem Volke zugemessen werden darf. „Immer atmete er auf", so sagt weiter der Historiker, „wenn er aus dieser Welt der Nüchternheit in sein eigenes reiches Ich sich zurückziehen konnte, wenn er die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ. Sein volles Herz auszuschütten, an Pracht hoher Bilder, an dem Wohllaut der heißgeliebten, mit Meisterhand gepflegten Muttersprache sich zu erfreuen, war ihm Bedürfnis."

Die Gefahren, denen der Ahnherr unterlag, werden überall sich geltend machen, wo ein phantasiebegabter Monarch das Verlangen empfindet, nicht nur in entscheidender Stunde, nicht nur, wenn das Schicksal ihn zwingt, dem Volke zu verkünden, was sein Inneres erfüllt, nicht nur tatsächlich der von der Vorsehung gesetzte Führer

zu sein, sondern auch als der Urheber alles Geschehenen zu erscheinen, hinauszutreten in das freie Licht des Tages, zu mahnen und anzuregen, zu tadeln oder zu preisen. Und dennoch besteht ein wohl erkennbarer Gegensatz zwischen der Weise Friedrich Wilhelms und seines Großneffen. Hier steht eine abgeschlossene, völlig bestimmte Individualität vor uns, von der einst der Erzieher rühmte, daß sie „durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußeren Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat, ein Wesen von kristallinischem Gefüge, das durch alle Taten der Entwicklung sich erhalten, in allen natürlichen Metamorphosen stets seinen Charakter bewahrt hat." Der Ahnherr aber trug das Gepräge jener Ruhelosigkeit, die stets von Plan zu Plan gleitet und niemals zur wirklich schöpferischen Tat gelangt. Gemeinsam ist der rednerische Schwung, der scheinbare Reichtum der Farben, die doch der genauen Betrachtung stets derselben Pallette entnommen erscheinen, die Bilderpracht und die brausende Flut der Gefühle, gemeinsam aber auch die Abneigung, das einzelne Wort sorgsam zu wählen und auf seine Wirkung genau zu berechnen. Auch in der Fülle leidenschaftlicher Empfindungen darf der Redner nicht vergessen, daß seine Hörer dem Instrumente gleichen, auf dem er spielt, daß aber dieses Instrument lebendig ist und seinerseits zurückwirkt. Aber trotz allem spricht der Kaiser nie schlicht und einfach, er verfügt nicht über eine unbewußte und unwillkürliche Beredtsamkeit und noch weniger über die grandiose Plastik eines Bismarck. Ihn kümmern niemals die Hörer und ihre Stimmung und darum sind seine Reden im Grunde genommen niemals differenziert und in ihrer Gesamtheit von einer seltsamen rhetorischen Eintönigkeit.

Wenn der Satz des Cormenin Geltung hätte, daß große Redner, gleich den Adlern, die über dem Gewölke schweben, sich in der hohen Region der Prinzipien halten,

so würde Kaiser Wilhelm vor dem Urteil kaum bestehen. Er spricht stets persönlich, stets subjektiv, stets aus dem Verlangen heraus, seine Augenblicksstimmung der Welt zu offenbaren. Darum knüpft er selbst an die sorgsam geschliffene Staatsrede persönliche Sentiments, und in der Erregung des Augenblicks verläßt er die vorbereiteten Wege, um seiner inneren Stimmung freie Bahn zu schaffen. Und gerade hier tritt am schärfsten jene romantische Auffassung hervor, die in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in dem Selbstgenügen und dem Selbstgenusse des eigenen Ichs ihr Ideal erkennt, die auf den Höhen des Daseins sich ausleben und betätigen will. Aber dort, wo das Temperament die Herrschaft führt, dort erhebt sich auch die Gefahr, daß Verkündungen und Verheißungen laut werden, denen die Erfüllung ausbleiben muß, eben weil nicht mehr wie einst, der Herrscher aus eigenem Willen die Tat vollbringen kann, sondern weil er an die Mitwirkung von Faktoren gebunden ist, denen auch der stark betonte kaiserliche Wille nicht die suprema lex bedeutet.

Vielleicht hat unter der Fülle der kaiserlichen Kundgebungen niemals eine Rede so klar und unverfälscht die ganze Persönlichkeit, die gesamte Weltanschauung des Monarchen offenbart, zugleich aber auch der Kritik so unbekümmert die Bahn erschlossen, wie die Märkerrede vom Februar 1897. Sie sei im Wortlaut zitiert:

„Ich komme eben aus der alten märkischen Haide, wo ich umrauscht war von den alten märkischen Kiefern und Eichen, zu ihrem lebendigen Ebenbild, zu den märkischen Männern, und ich freue mich, wieder ein paar Stunden unter Ihnen zubringen zu können, denn der Verkehr mit den Söhnen der Mark ist für mich stets wie ein neu belebender Trank. Was die märkischen Eichen und Kiefern mir vorgerauscht haben, das hat in sinniger Weise soeben der Herr Oberpräsident erwähnt. Mit hohem Rechte

haben Sie speziell meines hochseligen Herrn Großvaters erwähnt, mein lieber Achenbach. Unser heutiges Fest, wie auch die heutige Zeit, stehen sie doch unter dem aufgehenden Frührot des anbrechenden Morgens, des hundertjährigen Geburtstages dieses hohen Herrn. Da wird der Blick eines Jeden von Ihnen zurückschweifen in die Vergangenheit. Denken wir zurück in der Geschichte: was ist das alte Deutsche Reich gewesen! Wie haben so oft einzelne Teile desselben gestrebt und gearbeitet, zusammenzukommen in einem einigen Ganzen, um teils für das große Ganze ersprießlich zu wirken, teils um den Schutz des gesamten Staates gegen äußere Eingriffe zu ermöglichen. Es ist nicht ausgegangen: das alte Deutsche Reich wurde verfolgt von außen, von seinen Nachbarn und von innen, durch seine Parteiungen. Der einzige, dem es gelang, gewissermaßen das Land einmal zusammenzufassen, das war der Kaiser Friedrich Barbarossa, ihm dankt das deutsche Volk noch heute dafür. Seit der Zeit verfiel unser Vaterland, und es schien, als ob niemals der Mann kommen sollte, der imstande wäre, dasselbe wieder zusammenzufügen. Die Vorsehung schuf sich dieses Instrument und suchte sich aus den Herrn, den wir als den ersten großen Kaiser des neuen Deutschen Reiches begrüßen konnten. Wir können ihn verfolgen, wie er langsam heranreifte, von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkte, wo er als fertiger Mann, dem Greisenalter nahe, zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Beruf vorbereitend, die großen Gedanken bereits in seinem Haupte fertig, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wieder erstehen zu lassen. Wir sehen, wie er zuerst sein Heer stellt und aus dinghaften Bauernsöhnen seiner Provinzen sie zusammenreiht zu einer kräftigen, waffenglänzenden Schar; wir sehen, wie

es ihm gelingt, mit dem Heer allmählich eine Vormacht in Deutschland zu werden und Brandenburg-Preußen an die führende Stelle zu setzen. Und als dies erreicht war, kam der Moment, wo er das gesamte Vaterland aufrief und auf dem Schlachtfeld der Gegner Einigung herbeiführte. Meine Herren, wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so! Seines Grabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre Kinder hin, Fremde gehen hin, um sich des Anblicks dieses herrlichen Greises und seiner Standbilder zu erfreuen.

Wir aber, meine Herren, werden besonders stolz sein auf diesen gewaltigen Mann, diesen großen Mann, da er ein Sohn der Mark war. Daß Gott sich einen Märker ausgesucht hat, das muß etwas Besonderes bedeuten, und ich hoffe, daß es der Mark vorbehalten sein wird, auch fernerhin für des Reiches Wohl zu sorgen. Zusammengefügt wie Eins ist das Hohenzollernsche Haus und die Mark, und aus der Mark stammen und in der Mark wurzeln die Fäden unserer Kraft und unseres Wirkens. So lange der märkische Bauer noch zu uns steht und wir dessen gewiß sein können, daß die Mark unserer Arbeit entgegenkommt und uns hilft, wird kein Hohenzoller an seiner Aufgabe verzweifeln. Schwer genug ist sie und schwer wird sie ihm gemacht; ich meine eine Aufgabe für uns alle, mögen wir sein, wer und wo wir wollen. Zu dieser Aufgabe ruft uns das Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen und in dieser wollen wir uns um ihn, um sein Andenken scharen, wie die Spanier um den alten Cid. Diese Aufgabe, die uns allen aufgebürdet wird, die wir ihm gegenüber verpflichtet sind zu übernehmen, ist

der Kampf gegen den Umsturz mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des Allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden. Ich werde mich freuen, jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr — wenn mir nur geholfen wird in diesem Gefechte! Und das Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich verdanken, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers. Dann werden wir richtig wirken und im Kampfe nicht nachlassen, um unser Land von dieser Krankheit zu befreien, die nicht nur unser Volk durchseucht, sondern auch das Familienleben, vor allen Dingen aber das Heiligste, was wir Deutsche kennen, die Stellung der Frau, zu erschüttern trachtet. So hoffe ich meine Märker um mich zu sehen, wenn sich die Flammenzeichen enthüllen, und in diesem Sinne rufe ich: Die Mark, die Märker Hurra! Hurra! Hurra!"

Wieder strömt hier in reichen Bildern die Auffassung der Romantik hervor. Die märkischen Eichen und Kiefern haben den Monarchen umrauscht, die Poesie der Haide hat ihn umwoben. Und sie haben ihm erzählt von alten Zeiten und von dem aufgehenden Frührot des anbrechenden hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten. Stets erscheint er in den Worten des Enkels als „der hohe Herr", als „mein Herr Großvater", als solle die Distanz, die den Fürsten vom Volke trennt, auch in der Geschichte, in dem Andenken der Liebe bestehen. Neben

dem Weißbart aber erhebt sich die Gestalt des Helden vom Kyffhäuser, des einzigen, dem es gelungen sei, „gewissermaßen das Land einmal zusammenzuraffen.“ Aber wie hier der Hohenstaufe, der in weltentlegener Ferne starb, nachdem ihm trotz endloser Kämpfe sein Lebenswerk mißglückt war, statt der nüchtern-klaren und herrschgewaltigen Sachsenkönige als der Einiger des Reiches genannt wird, so entwickelt Kaiser Wilhelm auch den Charakter und das Streben des ersten Hohenzollernkaisers nicht nach den ruhigen Feststellungen der Geschichte, nicht aus den kühlen Daten der Tatsachen, sondern aus der poetischen Anschauung des Romantikers heraus, und statt der historischen Gestalt führt er uns mit dichterischer Schaffenskraft den phantastischen Kaiser der Legende vor. Ihm scheint er dem Cid Campeador zu gleichen, und um sein Andenken soll man sich scharen zum Kampfe gegen die Partei, die es „wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst vor der Person des Allerhöchsten Herrn nicht Halt macht.“ Wir wissen, daß diesem Hoffen die Erfüllung versagt blieb. Zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen dem temperamentvollen Wort und der schlichten Tat gibt es unzählige Stufen, und die zündende Losung bedeutet noch keine gewonnene Schlacht. Auch der mächtigste Schall verhallt, auch der Kanonendonner rollt in der Ferne dahin. Königsworte leben aber nur, wenn sie Taten sind, in der Nachwelt weiter.

Es mag dem Wunsche und dem Wesen des Kaisers entsprechen, gerade deshalb in der Form der Rede sich immer wieder an sein Volk zu wenden, weil sie naturgemäß den Mittelsmann ausschaltet, den die Verfassung für alle Staatsakte in dem verantwortlichen Minister gestellt hat. Allerdings hat Fürst Hohenlohe wie nach ihm Graf Bülow den Versuch gemacht, nachträglich dennoch den konstitutionellen Schein zu wahren und die Verantwortung zu übernehmen selbst für Reden, an deren Abfassung sie nie-

mals mitgearbeitet, über deren Opportunität sie nie befragt worden sind. Aber das Künstliche, Konstruierte übt niemals eine Wirkung in der Nation. Sie läßt sich nicht blenden und nicht beirren, und sie rechtet in ihrem Innern mit dem Kaiser, nicht aber mit Kanzler und Minister. Hier schafft auch die nachträgliche Korrektur, das amtliche Siegel keinen Wandel. Was der Kaiser spricht, das bleibt nicht verborgen und es soll auch nicht verborgen bleiben, denn im letzten Grunde hat das Volk ein Anrecht darauf, zu hören, was sein Kaiser sagt. Und klingen die Worte aggressiv, so hat es auch das Recht, sich zu wehren, in der von der Ehrfurcht gezogenen Grenze auch des eigenen Herzens Kümmernisse zu verkünden. Dann aber erheben sich Konflikte, dann treten Reibungen und Reizungen ein, die wieder erneute Abweisung herausfordern, und es entstehen jene unseligen und vielbeklagten Wirren, die schon aus der ersten Märkerrede erwuchsen, um immer wieder befruchtet und erweitert zu werden, bis sie ihren Niederschlag fanden in der ungeheuren Vermehrung der sozialistischen Stimmen und in der leidenschaftlichen Abwehr der Novembertage 1908.

Im Oktober 1894 sprach bei der Weihe von 132 neuen Fahnen der Kaiser zu den Mannschaften der Garde. Feierliches Gepräge umgab den symbolischen Akt. Zahlreiche Fürsten nahmen teil und auch der junge König der Serben war Zeuge des farbenprächtigen Schauspiels. Deutschland ist ein militärisches Land; die geschichtliche Entwickelung und der von den Vätern ererbte kriegerische Charakter bilden den Grund, daß der Soldatenstand auch heute noch als der erste Stand des Landes gilt, daß die Arme der Stolz der Nation wurde. Auch Kaiser Wilhelm ist dieser gewaltigen Schöpfung froh, und mit berechtigtem Stolze ließ er den Blick zurückschweifen auf die Zeit der Siege. Dann aber sprach er, hingerissen von den Erinnerungen und den Eindrücken der Stunde das befremdende Wort: „So wie einst, im Jahre 1861, als mein Großvater die Reorgani-

sation seiner Waffen vornahm, mißverstanden von vielen, angefochten von noch mehreren, wurde er in Zukunft glänzend gerechtfertigt. Wie damals, so herrscht auch jetzt Zwietracht und Mißtrauen im Volke. Die einzige Säule, auf der unser Reich besteht, war das Heer. So auch heute!“ Hat Kaiser Wilhelm geglaubt, durch diese Verkündung Zwietracht und Mißtrauen zu ersticken und die Herzen mit freudiger Zustimmung zu erfüllen? Dann lebte er in verhängnisvollem Irrtum. Bittere Empfindungen wurden überall wach. Denn eine Kränkung schien es, daß nur das Heer noch das Zeugnis der Treue und Opferbereitschaft empfing, daß aber das kaiserliche Wort achtlos vorüberglitt an all den Schätzen, die noch im deutschen Bürgertum aufgehäuft und nie gemindert worden sind. Wenn in dem Kaiser nicht die Überzeugung lebte, daß jeder Widerspruch gegen seine Vorschläge, jede noch so sachliche Opposition gegen seine Pläne einen Akt bewußter Feindseligkeit bedeute, so hätte er sich des Wortes erinnert, das so oft zu ihm heraufschallt, daß nicht Roß und Reisige die steile Höhe der Throne schützen, daß die dynastische Treue nicht abhängt von den Maßregeln einer Regierung, daß, wenn abermals ein Feind die Grenzen bedrohen sollte, wiederum der letzte Bürger und der letzte Bauer zu den Waffen greifen würde für seinen Kaiser.

Darum hat noch tiefer die Weiherede die Herzen verletzt, die der Kaiser hielt, als das Regiment Alexander die neue Kaserne bezog. Gewiß, es war nicht lange vorher in Bremen von der Hand eines Verkommenen ein Eisenstück gegen ihn geschleudert worden und es mochte deshalb in doppelter Lebendigkeit vor ihm, dem sein Gewissen sagte, daß er stets das Beste gewollt hat, das Gespenst des Umsturzes erscheinen. Da mochten die Lichtfluten, die aus der Liebe und Verehrung der Nation zu ihm drangen, nicht bis an sein Herz gelangt sein. Und so erklang zuerst die Scheltrede gegen jede Kritik an der Krone, gegen den Rückgang der monarchischen Gesinnung,

und dann die Mahnung an die Garde, die berufen sei, die Leibwache des preußischen Königs zu sein: „Ihr müßt bereit sein, Tag und Nacht Euer Leben in die Schanze zu schlagen, Euer Blut zu vergießen für Euern König." An sich wäre es nicht befremdlich, wenn der Kaiser, angeregt durch die kastellartige Lage der neuen Kaserne, neben der Erinnerung an andere ruhmvolle Überlieferungen des Regimentes auch die Erwähnung der schwersten Probe auf die Soldatentreue, den Schutz von Thron, Gesetz und Ordnung gegen Aufruhr und Widersetzlichkeit in seine Rede eingeflochten hätte. Aber Kaiser Wilhelm hat das weite Gebiet der Vergangenheit verlassen und den Soldaten zugerufen: „Wenn es aber der Stadt einfallen sollte, sich jemals wieder gegen ihren Herrscher zu erheben, dann wird das Regiment mit dem Bajonett die Ungehörigkeit des Volkes gegen seinen König zurückweisen." Diese Worte sind über den Kreis der Soldaten hinausgedrungen zu einem großen Kreise von bürgerlichen Zuhörern. Sie waren sicherlich nicht das Produkt kühler Vorbereitung, sondern lebhaften Augenblicksempfindens, so daß ihr Text zahlreiche Variationen erfuhr. Wurde doch sogar verbreitet, daß der Monarch davon gesprochen habe, daß die Soldaten, „wenn die Stadt noch einmal mit Frechheit und Unbotmäßigkeit sich erheben sollte," dazu ausersehen seien, „mit der Spitze der Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben."

Auch Kaiser Wilhelm der Erste hat Zeiten schwerster Bitternis erfahren. In einer Stunde tiefsten Leidens war er bereit, auf die Krone zu verzichten. Nach seinem ehrwürdigen Haupte zielte Hödel, von Blut überströmt fuhr er, als Nobiling ihn traf, die Linden hinauf zum Schloß. Und vorher, da hatte er es erlebt, daß der Haß der Revolution vor allem gegen ihn gerichtet war, und er hatte lange die Heimat, das Land der Hohenzollern, meiden müssen. Stunden der Verzagtheit mochten auch über ihn kommen. Wo aber erheben sich heute so schwarze Schatten?

Wohin soll die Phantasie sich versenken, um den Urstoff zu finden, aus dem sich der dunkle Pessimismus der Rede des Enkels formte? Das Volk ist nicht epileptisch geworden. Gewiß, es hat sich eine gewaltige Bewegung besonders der Arbeitermassen bemächtigt, und ihre Wellen dringen gegen die Autoritäten. Aber solche Bewegungen erregen die Menschheit in jeder Epoche der Geschichte, und der Hochflut folgt die Ebbe. Wo sind die Wahrzeichen eines Sturmes, der den Thron, der das Leben des Kaisers bedroht? Fehlen aber solche Zeichen, fehlt die Gewißheit, fehlt selbst die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Sturm droht, liegen die Täler im Sonnenglanz und sind die Sinne der Menschen auf Frieden und Stetigkeit gerichtet, dann ist es nicht wohlgetan, Schatten der Vergangenheit und Schatten der Zukunft heraufzubeschwören, wurzellose Gebilde ohne Wesenheit und Blut. Wer hat denn in dem Kaiser den Glauben genährt, daß „die Stadt Berlin" sich erheben könnte gegen sein Regiment? Wer hat in seine Seele die Keime so unseligen Zweifels gelegt? Die Rede des Kaisers zeigte, daß er seinem Volke mißtraut, daß in seinen Gedanken das Bild einer Wiederkehr der Märztage lebt. Kann es das Vertrauen, das die Nation zu ihrem Führer hat, in Wahrheit stählen, wenn ihr vom Throne her solches Mißtrauen kund wird? Noch niemals hat das Spiel mit Möglichkeiten eine heilsame Wirkung gehabt.

Die kaiserlichen Reden in all ihrem Pathos, die Mahnungen, die hier wie in dem Jubiläumsjahre der deutschen Siege erklangen, sind ohne eigentliche Wirkung geblieben. Nur eine Institution von der Kraft des germanischen Kaisertums aber kann es ertragen, daß dieser Widerspruch zwischen Verkündung und Erfüllung immer wieder sich hervordrängt. Aber gerade in unseren an Erschütterungen überreichen Tagen sollte mit sorgsamer Obacht jeder Schritt vermieden werden, der die Autorität der höchsten Instanz vermindern kann. Wir haben in dem Kampfe gegen den Umsturz, in den sozialen Erlassen,

in jener Rede über die Schulreform, die eine neue Auffassung der Historie empfahl, in den Ansprachen an die Arbeiter, in der Rede von Dortmund, in den Tagen, da die Vorgänge in China die Entrüstung des Volkes wachriefen, wir haben auch in den Bismarcktagen allzu oft Gelegenheit gehabt, das Maß zu suchen zwischen dem Wort und der Tat, zwischen dem Stimmungsausdruck und dem politischen Resultat. Indem der Monarch, wie in dem Prozeß Heinze, wie in der Geburtsstunde der Umsturzvorlage und des sogenannten Zuchthausgesetzes selbst seinen Willen in den Vordergrund stellt und das Wort ergreift, um in autoritativer Form bestimmte Forderungen zu stellen, tritt er nicht nur in einen Kampf ein, der auch Wunden bringt, sondern er übernimmt zugleich die persönliche Führung, und der Ruhm des Sieges, aber auch die Trauer der Niederlage knüpft sich an seinen Namen. Das Wort des Sallust hat auch heute Bedeutung: „Wer im Dunkel einer niedrigen Stellung lebt, mag wohl einmal im Zorn einen Fehltritt tun; wenige nehmen davon Kenntnis. Aber wer mit großer Gewalt bekleidet ist und eine hohe Stellung einnimmt im Leben, dessen Tun kennt alle Welt. Er darf weder dem Übereifer, noch der Verstimmung, am wenigsten dem Groll Raum geben."

Es ist die selbstverständliche Pflicht der öffentlichen Meinung gewesen, zu jeder der kaiserlichen Reden Stellung zu nehmen. Wer aber rückschauend den Kommentaren folgt, die sich allzu oft an solche Kundgebungen geknüpft haben, wer noch einmal die Äußerungen erwägt, die in der Volksvertretung fielen, der wird nicht überall das sichere Gefühl haben, daß stets die politische Nützlichkeit die Begleiterin des Wortes gewesen ist. Es kommt hinzu, daß solche Reden, zumal wenn sie nicht vorher genau im Wortlaut festgestellt wurden, stets einen anderen Charakter tragen müssen, als Kundgebungen und Schriftstücke, deren einzelne Worte und Wendungen genau auf ihre Tragweite geprüft und gewählt worden sind. So tritt ein Moment

in die Politik, das den Eindruck des konstanten Zusammenhanges mindert, es werden Überraschungen geschaffen, die zuweilen, gerade weil der Voraussetzung die letzten Konsequenzen fehlen, den Eindruck der Überreilung, des allzu Hastigen hervorrufen mußten. Eine politische Aktion ist nur dann ihres Erfolges sicher, wenn auch die letzten Folgen und Möglichkeiten vorgesehen, alle Chancen berechnet sind, wenn für den Fall des Mißlingens bestimmte und unabänderliche Beschlüsse bestehen.

Mitten in dem Kampf um den großen Kanal hat Kaiser Wilhelm die Rede von Dortmund gehalten und während die Volksvertreter, getreu ihrer Pflicht und ihrem Gewissen, über den Plan der Regierung berieten, erklang das Wort, daß der Kaiser „fest und unerschütterlich" entschlossen sei, das Werk zu vollenden. Ungeschützt und ungedeckt durch die verfassungsmäßigen Träger der Verantwortung begab sich hiermit der Herrscher hinein in das Getümmel der Schlacht, so daß sein Name zur Losung und zum Feldgeschrei wurde. Wer möchte es der Kritik verargen, daß sie sich wehrte, dem einzelnen, und war es auch ein Kaiser, die Entscheidung in allen Fragen des staatlichen Lebens zu überlassen, die Volksvertretung aber herabgedrückt zu sehen zu der Bedeutung einer Arabeske! Vielleicht wäre dann, wenn eine ablehnende Entscheidung im preußischen Landtag erfolgt war, der rechte Augenblick gekommen, durch eine von den Ministern gedeckte amtliche Kundgebung dem Volke die Meinung und den Willen der Krone darzulegen. Dann wäre es vermieden worden, daß der Kaiser der Mittelpunkt der Parteikämpfe wurde, dann wären auch alle jene Bitternisse nicht eingetreten, die später gefolgt sind. Denn auch die Konservativen vom altpreußischen Schlage, in deren Reihen gerade die eifrigsten Kanalgegner fochten, fühlen sich nicht mehr als eine Art von Leibgarde der Hohenzollern, die bereit ist, auf den Ton des Kommandos in Zügen einzuschwenken, sie mußten durch das Kaiserwort in ein peinliches Dilemma, in einen

schweren Konflikt ihrer Pflichten gestürzt werden. Denn jeder Volksvertreter soll nach seiner Überzeugung, und nur nach seiner Überzeugung stimmen, er hat nicht als Offizier zu handeln, sondern als Vertreter freier Bürger, als der Träger des Vertrauens seiner Wähler. Aber der freie Entschluß wird durchbrochen durch die Parteinahme des Monarchen, die sachliche Opposition gewinnt den Charakter der persönlichen Fronde. Es war kein erfreuliches Zeichen, daß die konservativen Organe nach der Dortmunder Rede ihren Gesinnungsgenossen die Niederlegung der Mandate empfahlen, und nicht wohltätig wirkt die Erinnerung, daß erst in den Zeiten Kaiser Wilhelms des Zweiten der Begriff eben jener Fronde in den politischen Kampf eingeführt wurde, die einst den König mit dem Degen in der Faust und in blutigen Schlachten bekämpfte. Die Maßregelung und die Wiederanstellung der konservativen Beamten hat später die unerfreuliche Wirkung der verfehlten Aktion noch gesteigert.

Aber diese Episode war nicht vereinzelt. Schon in dem Kampfe um die Handelsverträge trat jene Auffassung über das Verhältnis der Krone zur Volksvertretung hervor, die später in der Streichung des Grafen Limburg-Stirum von der Hofliste ihre letzte Konsequenz ziehen sollte.

Auch damals schon, in der ersten Blütezeit des neuen Kurses, war man beflissen, die sachliche Opposition umzustempeln zur persönlichen Gegnerschaft, und man wurde in dieser Auffassung bestärkt durch die Reden des Kaisers. So hat er in Königsberg die charakteristischen Worte gebraucht: „Ich habe tiefbekümmerten Herzens bemerken müssen, daß aus den mir nahestehenden Kreisen des Adels meine besten Absichten mißverstanden, zum Teil bekämpft worden sind; ja sogar das Wort Opposition hat man mich vernehmen lassen. Meine Herren, eine Opposition preußischer Adliger ist ein Unding. Wie einst der erste König ex me mea nata corona sagte und sein großer Sohn seine Autorität als einen rocher de bronze stabilierte, so

vertrete auch ich das Königstum von Gottes Gnaden.“ Ein bekanntes Wort dagegen sagt: „Adel verpflichtet“; er verpflichtet auch dazu, eine ehrliche Meinung ehrlich zu sagen, auch im Widerspruch zum Königswillen. Wo dem Willigen Lohn verheißen, dem Widerstrebenden Strafe angedroht wird, muß die politische Ehrlichkeit Schaden erleiden. Auf dem Boden der Königsberger Rede erwuchs der Bund der Landwirte, dessen „sensationelle Agitation“ wiederum ohne Zwang ein Kaiserwort rügte. Damals schrieb ein Mitglied des deutschen Adels: „Hat der Adel noch einen Beruf, so besteht dieser außer seiner militärischen Dienstleistung und seinen landwirtschaftlichen Bestrebungen darin, die Regierung und das Staatsoberhaupt vor Irrwegen zu warnen, auf denen sie zu wandeln beginnen. Von diesem Beruf und dieser Pflicht entbindet sie auch die Ansicht des Kaisers nicht, daß er ein souveräner Herr aus sich selbst sei.“ Und als die Opposition gegen die Handelsverträge den scharfen Tadel des Monarchen fand, da schrieb der Führer der Rechten: „Wenn die konservative Partei einsehen könnte, daß das der Landwirtschaft angesonnene Opfer wirklich zum Wohle des Staates notwendig ist, so würde es gebracht werden ohne Murren. Aber das unnötigerweise preisgegeben zu sehen, wofür die konservative Partei jahrelang mit aller Energie gekämpft hat, muß das bittere Gefühl hervorrufen, welches entsteht, wenn man für loyale und treue Unterstützung ungerechte Behandlung erfährt.“ Graf Limburg, der diese Worte schrieb, verfiel der disziplinarischen Maßregelung als ein Mann, dessen Kritik geeignet sei, „unsere auswärtige Politik im In- und Ausland herabzusetzen.“ Der grundsätzlichen Auffassung des Monarchen von seiner persönlichen Stellung und dem Wesen der Opposition entsprach es, wenn er beim Festmahl in der ostpreußischen Hauptstadt ausrief: „Ausgelöscht sei alles, was geschah.“ Verstimmungen konnten ausgelöscht werden, aber nicht sachliche Überzeugungen und Argumente.

Die Wirkung kaiserlicher Worte endet nicht an den

Grenzen des Reiches. Auch in der Fremde hat man sich gewöhnt, eifrig seinen Reden zu lauschen und ihren Inhalt zu prüfen mit all der Schärfe, die das Mißtrauen und die Eifersucht gebieten. Die Folgen, die das vielbesprochene Telegramm mit sich geführt hat, das nach dem Jameson-Raid an den Präsidenten Krüger gerichtet wurde, sind nachhaltig und tief gewesen, und wiederum hat es die nationalen Kreise in Deutschland schmerzlich berührt, als in der Depesche, die das Geschenk der Börse für die hungernden Hindus begleitet hat, die Versicherung gegeben wurde, daß „Blut dicker sei als Wasser". Denn in der Betonung der engen Verwandtschaft mit England gerade in einer Zeit, in der das ganze deutsche Volk mit den Niederdeutschen in Süd-Afrika fühlte und litt, schien die demonstrative Hervorhebung des inneren Gegensatzes zu ruhen, der zwischen dem Kaiser und der Nation bestand. Oder sollte jenes Wort ein Programm, sollte es die autoritative Anerkennung des nationalen Prinzips sein, sollte es eine Verwahrung gegen jene Politik bedeuten, die des Blutes Kraft herausstreicht aus ihren Kombinationen, die ängstlich zittert, wenn in Deutschland kraftvolle Sympathien sich regen für die kämpfenden Brüder in Österreich, die mit Unwillen es buchte, wenn wir die Siege der Buren mit unserem Jubel ihr Unglück mit unserer Trauer begleiteten? Sicherlich hat Kaiser Wilhelm ein Wort gesprochen, das in die Herzen dringen konnte, aber das Wort erklang nicht zur rechten Zeit und am rechten Ort. Das Nationalitätenprinzip hat seine Wirkung nie so scharf geäußert, wie gerade jetzt. Was hat die Italiener aus tiefer Zerklüftung, was hat die Deutschen aus langer Pein gerettet und sie zusammengeschweißt zu untrennbarer Einheit? Das Blut, das dicker war als alles Wasser. Was ist es, das unsere Fäuste durchzuckt und unsere Herzen in Flammen setzt, wenn wir hören, daß im alten Siebenbürger Lande Gewalttat geschieht, wenn der Sterbesang der Balten erschallt und

das Slaventum im Osten neue Siege erringt? Der Kaiser hat es gesagt, wenn auch am unrechten Ort. Als Friedrich der Große bei Roßbach die Franzosen schlug, da erklang lauter Jubel vom Meeresgestade bis zu den Firnen der Alpen, und er erklang auch dort, wo die Landessöhne, dem Gebot ihrer Fürsten folgend, in den Reihen der Feinde des Preußenkönigs fochten. Die ewige Stadt ist der Stimme des Blutes gefolgt und die Hauptstadt des neugeeinten Italien geworden, obwohl auf ihr durch anderthalb Jahrtausende der Schatten des Papsttums ruhte. Napoleons kosmopolitisches Werk wurde zerschmettert an den Felsen des nationalen Prinzips: Stärker als das Wasser, das die Welt umflutet, das unter seinen Wellenbergen ungezählte Menschen begräbt, das Dämme zerreißt und in Augenblicken mühsames Menschenwerk vernichtet, ist das Blut, das in dünnen, schmalen Kanälen durch den Menschenleib strömt, das erwärmt und ihn fortreißt, das ihn beherrscht und zwingt. Aber die Kraft des deutschen Blutes ist noch immer nicht stark, sein Nationalgefühl nicht wirksam genug, und darum ist es gut, wenn auch ein Kaiser einmal in packendem Bilde zum Volke spricht und über das nüchterne Alltagsgrau der Politik einen Schimmer von Poesie ergießt. Und doch — es hat sich damals um Geldsummen gehandelt, die von Berliner Börsianern und Exporteuren gesammelt worden sind für Untertanen der britischen Krone, für bemitleidenswerte Geschöpfe, aber das Volk hätte gern hier die Sorge dem reichen England überlassen, es gab seine Spenden den Feinden Englands. Und es gab sie um so williger, weil es der Schmach von Durban und Samoa gedachte und all des Herzeleids, des offenen und stillen Hasses, den England gegen unser Volk seit den Tagen Friedrich des Großen bewies. So mußte ein gutes Wort die unrechte Stätte finden, das schön Empfundene löste widerstrebende Gefühle aus.

Wie anders aber, wenn der Kaiser in Wahrheit der

Wortführer der Nation wird, sein rednerisches Pathos hell und klar zusammenklingt mit dem, was die Herzen des Volkes erfüllt! Auf dem Schlachtfelde von Wörth hat er, als am Geburtstage seines Vaters von dem Denkmal die Hülle fiel, den Ausdruck für die Gefühle gefunden, die jeden Deutschen beseelten, und er hat zugleich eine Warnungstafel für jene Träumer errichtet, die von ihm, dem Friedenskaiser, die Preisgabe des einst Errungenen hofften: „Was wir fühlen angesichts dieses Standbildes und in Anbetracht der fünfundzwanzigsten Wiederkehr der großen Zeit der Wiedergeburt unseres Vaterlandes, zumal hier, wo zuerst süddeutsches und norddeutsches Blut zu dem Kitte sich vereinigten, der unser Deutsches Reich wieder hat bauen helfen, das bewegt tief unser aller Herz. Und wir Jüngeren vor allem, wir geloben im Anblick des hohen Siegers, unseres verewigten Kaisers, das zu halten, was er uns erfochten hat, und die Krone zu wahren, die er schmiedete, und dieses Reichsland, gegen wen es auch sei, zu schirmen und deutsch zu erhalten, so wahr uns Gott helfe und unser deutsches Schwert!"

Lothringen und Elsaß ist deutsch und wird deutsch bleiben. Die Jahrhunderte, in denen die Reichslande der Heimat entfremdet waren, sind nur noch ein böser Traum. An die alte deutsche Vergangenheit knüpft die neue Gestaltung an. Wenn in den Spinnstuben oder am Herde die Ahne aufhorchenden Enkeln Märchen und Sagen erzählt, dann entnimmt sie die Fäden zu ihrem Gespinst dem Kreise deutscher Erzählung, dann verkündet sie selbst wider Willen, daß der Zusammenhang mit dem Einst niemals verloren ging, auch als die Sprache der Allemannen zurückgedrängt wurde von der Sprache der Soldaten der Revolution. Mit dem Efeu, der das Gemäuer umrangt, so sagt Treitschke, schlingt die deutsche Sage ihr wundersames Gespinst um die hundert Burgen des Sundgaus. Hier am rauschenden Wasserfall stieg die Riesenjungfrau der Riedeck hinauf und trug das Bäuerlein mit samt dem Pfluge

und den Rossen in der Schürze. Dort auf Tronje hauste der grimme Hagen der Nibelungen, droben auf dem Wasgenstein tobten die wilden Kämpfe des Walthariusliedes. Hier im Tale der Zorn ging Fridolin zum Eisenhammer; dort an der Bergkirche fließt ein Tränenbrunnen der schmerzensreichen, heiligen Ottilie, wie jenseits ein zweiter in der stillen Talschlucht bei Freiburg. Überall tummelte sich in dem lustigen Ländchen deutscher Humor, deutsche Laune und Lebenslust. Nur einmal hat sich ein Band zu spinnen gesucht zwischen französischer Tradition und reichsländischer Phantasie: Napoleon sollte nicht gestorben sein, er sollte in einem Berge der Wiedererrichtung seines Reiches harren. Aber auch das ist nur die alte deutsche Wotans- und Rotbartsage, und seltsam genug und als ein Fruchtstück drolligen Humors will es erscheinen, den kleinen Korsen im wallenden Mantel des alten Götterkönigs sich zu denken.

Gerade hier, in den Reichslanden, hat Kaiser Wilhelm die Tendenz, die sein ganzes Wirken durchzieht, stets mit besonderer Freude betont: Jene konservative Tendenz, die das Erworbene erhalten und bewachen und ausbauen will. In Urville hat er sich ein Schloß erworben, die Hohkönigsburg ließ er wiedererbauen, alljährlich weilt er im Lande. Auf seine persönliche Anregung fiel der Paßzwang und der Diktaturparagraph. In dem phantasiebegabten, leichter erregbaren, vom romantischen Wesen stark berührten Westen mußte der Elan, das Temperament des Kaisers eine weitaus stärkere Wirkung üben, als im nüchternen, stetigen, arbeitsamen und arbeitreichen Osten. So haben wir hier trotz der zweifelhaften Leistungen einzelner Beamten einen starken Gewinn zu verzeichnen, für den der Kaiser noch größeren Dank verdiente, wenn er nicht doch noch im Jubel der Versöhnungsstimmung und in dem Hasten nach sichtbaren Erfolgen zuletzt die Politik der Energie verlassen und ein System der belohnenden Nachgiebigkeit eingeführt hätte. Immerhin

bleibt noch die Hoffnung, daß sich das erfülle, was Fürst Bismarck im Jahre 1879 im Reichstage sagte: „Ich habe noch Vertrauen zu dem deutschen Keime, der ungestört, wenn auch überwuchert von dem glänzenden Firnis der französischen hundertjährigen Angehörigkeit, vorhanden ist, und glaube, daß die früher französisch gezogene, von uns frisch geschützte deutsche Eiche kräftig wieder ausschlagen wird, wenn wir Ruhe und Geduld haben!"

Auch ihren Lieblingen gewähren die Götter nicht steten Erfolg. Als im September 1897 der Kaiser in der ungarischen Hauptstadt, in dem Herzen des Landes weilte, in dem das Deutschtum den schweren Verzweiflungskampf um seine nationale Sonderart durchkämpfen muß, da strömte sein Mund über von dem Preise der magyarischen Ritterlichkeit, der magyarischen Vaterlandsliebe und Königstreue, von der Bewunderung des Opfermuts, mit der „Arpads Söhne stets das Kreuz verteidigten" — solche Worte aber haben den Übermut des Magyarentums noch gesteigert und ihnen das System, die Deutschen im Lande zu unterdrücken, in das Licht eines feierlich bezeugten Wertes gerückt. In all den späteren Zeiten hat man den Deutschen das Kaiserwort zitiert und hier die Begründung hergeleitet, noch schärfer als bisher das Herrenrecht des Magyarentums zur Geltung zu bringen. Wenn aber damals der glänzende Empfang, der stürmische Jubel, der den Kaiser in Ungarn begleitete, allzu lebhaft auf ihn wirkte, so trat eben wieder die ungeheure Gefahr zutage, die in solchen Kundgebungen ruht. Sie täuschen hinweg über das wirkliche Bild, sie erwecken Festesstimmung und Festesreden, die nicht standhalten vor dem nüchternen Betrachten. In den „Erinnerungen eines alten Preußen" erzählt der Oberstleutnant von Malachowski, der damals Flügeladjutant Friedrich Wilhelm des Dritten war, was er im Jahre 1814 als Kommandant der französischen Stadt Abbéville erlebte: Da sollte Ludwig der Achtzehnte auf seiner Reise nach Paris den Ort berühren. Gewaltige

Vorbereitungen wurden getroffen. Fahnen, Girlanden, Ehrenpforten, weißgekleidete Jungfrauen, alles war bereit. Als der König sich verspätet, reitet ihm der Kommandant entgegen, ohne ihn jedoch zu treffen. Bei seiner Rückkehr machte er sich den Spaß, den Harrenden zu sagen: „Nicht der König, sondern Napoleon wird kommen, die Verbündeten haben sich mit ihm vertragen." Bestürzt stierten ihn alle an, und als er schließlich die Wahrheit mitteilte, erhielt er die klassische Antwort: „A bah, das ist egal, wenn nur einer von beiden kommt, es ist alles so schön arrangiert."

Es scheint zuweilen in der Tat, als ob das Theatralische, das naturgemäß mit all den Empfängen und Festlichkeiten, das nicht nur mit höfischen, sondern auch mit den Veranstaltungen des Volkes verbunden ist, die leicht beschwingte Phantasie den Monarchen mehr noch, als irgend einen seiner Ahnen, gefangen nimmt und fesselt. Er besitzt unstreitig einen starken Sinn für das Äußerliche, der ja in militärischen Dingen sich ebenso geltend macht wie in der Schöpfung neuer Orden, in der Verleihung von Dekorationen an Hunderttausende, deren Verdienst in einem Zufall bestand, in der eifrigen Spende von Titeln und Würden selbst für Leistungen, die keineswegs den Rahmen alltäglicher Pflichterfüllung überschreiten, in der Belebung friderizianischer Feste wie in der alljährlichen Wiederkehr pompöser Kavallerie-Attacken, deren militärischer Wert fast durchweg den stärksten Zweifeln begegnet. Jener eigentümliche Wesensgang aber mußte am stärksten hervortreten, als plötzlich das an dem deutschen Gesandten verübte chinesische Verbrechen die Phantasie hinausführte über die Grenzen alles Erlebten und weithin über den Ozean das ungeheure Gebiet der Weltpolitik sich erschloß. Aber gerade hier, wo das Mißtrauen der fremden Nationen doppelt wachsam auf dem Posten stand, mußte kühle Zurückhaltung, nüchterne Bewertung des Zweckmäßigen und Nützlichen eher willkommen geheißen

werden, als jener Überschwang, der die Wirklichkeit verläßt, um froh zu wandeln durch das bunte Reich der Möglichkeiten. Der Krieg in China mit den Erscheinungen, die ihm zur Seite gingen, hat eine Reihe von internationalen Mißverständnissen heraufbeschworen, die keineswegs beschränkt waren, auf die bekannte Note des amtlichen russischen Blattes, er hat schwere Opfer an Gut und Menschenleben gefordert, und doch haben wir keinen Gewinn geerntet, und das resignierte Wort, das Graf Bülow am Ende der Wirren von Kreta brauchte, das er nach der Mission des Admirals Diederichs nach Manila anwenden konnte: „Doch ach, schon auf des Weges Mitte verloren die Begleiter sich, sie wandten treulos ihre Schritte, und einer nach dem andern wich", hatte tiefe Geltung auch für den Zug nach Ostasien, und Geltung hatte auch das andere Wort: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling; still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Fünfmal hat Kaiser Wilhelm gesprochen, als die deutschen Soldaten den Weg in das ferne Reich des Ostens antraten: „Die deutsche Fahne ist beleidigt und dem Deutschen Reiche Hohn gesprochen worden. Das verlangt exemplarische Bestrafung und Rache." „Ihr werdet einem Feinde gegenüberstehen, der nicht minder todesmutig ist als ihr." „So sende ich euch hinaus, um das Unrecht zu rächen, und ich werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen, vereint mit denen der anderen Mächte, siegreich über den chinesischen wehen und, auf den Mauern Pekings aufgepflanzt, den Chinesen den Frieden diktieren," so klang es aus der ersten Rede. Und wenige Wochen später: „Eine große Aufgabe harrt eurer: ihr sollt das schwere Unrecht, das geschehen ist, sühnen. Die Chinesen haben das Völkerrecht umgeworfen, sie haben in einer in der Weltgeschichte nicht erhörten Weise der Heiligkeit des Gesandten, den Pflichten des Gastrechtes Hohn gesprochen." „Ihr wißt es wohl, ihr sollt fechten gegen

einen verschlagenen, tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr an ihn, so wißt: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht, führt eure Waffen so, daß auf tausend Jahre hinaus kein Chinese mehr es wagt, einen Deutschen scheel anzusehen." Wieder vernahmen wir wenige Tage später den Satz, daß der Chinese von Natur wohl feige sei wie ein Hund, aber hinterlistig: „Halten Sie besonders auf strenge Manneszucht, schonen Sie die feindliche Bevölkerung, doch seien Sie schonungslos gegenüber denjenigen, die Ihnen mit der Waffe in der Hand gegenübertreten." In einer Ansprache an die Offiziere sagte der Kaiser: „Ruhen Sie nicht eher, als bis der Gegner, zu Boden geschmettert, auf den Knien um Gnade fleht. Damit Sie, meine Herren, wenn Sie von anderen, fremdherrlichen Offizieren gefragt werden, Bescheid wissen, will ich Ihnen gleich meine politischen Absichten sagen: Unterdrückung des Aufstandes, exemplarische Bestrafung der Aufrührer, Wiederherstellung des status quo ante, Einsetzung einer starken Regierung, die uns die nötigen schriftlichen Garantien dafür bieten kann, daß solche Zustände nicht wieder eintreten. Wer das sein wird, weiß ich noch nicht; es heißt ja auch, die Kaiserin sei schon geflohen. Außerdem scheint neben dem Chinesenaufstand noch ein Mandschuaufstand ausgebrochen zu sein. Einer Aufteilung des weiten chinesischen Reiches werde ich mich auf das Entschiedenste widersetzen." „Der Chinese ist ein braver Soldat, der auch am Schießen Freude hat, und in der Hand tüchtiger Führer ein nicht zu unterschätzender Gegner. Bilden Sie sich stets ein, einen gleichwertigen, europäischen Gegner vor sich zu haben." Graf Waldersee endlich wurde entlassen mit den Worten: „Ich spreche Ihnen meinen Glückwunsch aus, daß ich Sie nochmals an dem heutigen Tage als Führer der vereinigten Truppen der zivilisierten Welt begrüßen darf. Von hoher Bedeutung ist es, daß Ihre Ernennung zum Ausgangspunkt hat die Anregung und

den Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen, des mächtigen Herrschers, der weit bis in die asiatischen Lande hinein seine Macht fühlen läßt. Es zeigt dies wiederum, wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind, und ich begrüße es mit Freuden, daß auf die Anregung Seiner Majestät hin die gesamte gesittete Welt ohne Unterschied aus freiem Antrieb Eure Exzellenz nunmehr mit dem Kommando über ihre Truppen betraut. Wir können als preußische Offiziere dankbar und mit Stolz erfüllt sein ob der Aufgabe, die Ihnen zugefallen ist. Denn es wird darin eine einheitliche Anerkennung für unser ganzes militärisches Leben und Wirken ausgesprochen, sowie für das militärische System und für die Ausbildung und Führerschaft unserer Generale und Offiziere."

Die Geschichte hat uns eine andere Weise gelehrt, als sie aus den enthusiastischen Worten des Kaisers zu uns klang. Sie hat vor allem erwiesen, daß die Mahnung, daß Pardon nicht gegeben werden darf, zum Mißverständnis selbst dort führen muß, wo man nicht mit eifersüchtigem Übelwollen dem Fluge des deutschen Adlers folgt, sie hat uns gezeigt, daß die Auffassung, die der Kaiser von dem Gegner gehabt hat, gegen den sich unsere Waffen wandten, im Widerspruch stand zu den Tatsachen, sie hat, mit einem Worte, das Mißverhältnis festgestellt, das zwischen der Inszenierung und dem eigentlichen Schauspiel bestand. Dieses Mißverhältnis aber trat am deutlichsten hervor gerade in der Entsendung und den Taten des Grafen Waldersee, der wiederum an Hoffnungen reich hinauszog, um reich an Enttäuschungen heimzukehren.

Die Geschichte dieser Mission ist auch heute noch nicht völlig geklärt. Der Versicherung des Kaisers, daß die Initiative von dem Zaren ausging, stellte man in Petersburg, wohl um den Eindruck zu mildern, den diese Worte in Frankreich hervorrufen mußten, die Erklärung entgegen, daß der Vorschlag von Berlin aus gemacht worden sei. Eine

Wolke von Dunst und Weihrauch war durch das Land gezogen, als die Kunde in die Öffentlichkeit drang, daß ein deutscher General zur Führung in dem Kriege berufen worden sei. Diese Wolke zerfloß jedoch, als die russische Note erschien, als man weiter erfuhr, daß die beiden angelsächsischen Nationen nur mit Widerwillen ihre Zustimmung gaben, daß die französischen Klauseln das ganze Werk zur Dekoration herabpreßten, und bald löste die Skepsis die Begeisterung ab: Haften wir nicht allzu stark am Sensationellen? Hätte man nicht unter der Herrschaft Bismarckscher Staatskunst, wenn anders man wirklich deutschen Ehrgeiz befriedigen und es nicht vorziehen wollte, sich die Russen auf billige Weise zu verbinden, bei den einzelnen Regierungen erst sorgsam sondiert und die Bedingungen vertraulich gestellt, um erst mit dem fertigen Werk an das Tageslicht zu treten? Hätte man es nicht zu vermeiden gewußt, daß der russische Minister, anspielend auf die Wendungen in den Reden des Kaisers, an die „menschenfreundlichen Vermächtnisse" erinnerte, die „stets" den Ruhm der russischen Armee gebildet haben? So ist es denn seltsam genug gekommen: Tausende von Chinesen wurden von den Hütern jenes menschenfreundlichen Vermächtnisses in die Fluten des Amur gejagt, ohne daß die Welt sich entsetzte, in Südafrika hat das gesittete England um den Ruhm eines Dschingis-Chan erfolgreich geworben — nur von deutschen Hunnengräueln hallte es überall wieder und über die Zucht des deutschen Heeres zuckte man höhnend die Achseln.

Auch die Ereignisse selbst haben sich verschworen, den Traum des Kaisers zu zerstören. Das Programm, das Graf Waldersee ausführen sollte, war erfüllt, ehe er den Heimatsboden verließ, und der Held eines Dramas wurde zum Helden einer Operette, die Tat verschwand im Meere des Ewig-Ungeschehenen. Deutschland hat keinen territorialen Gewinn erzielt, die positiv gerichtete Staatskunst Englands hat an der Mündung des Yangtsekiang sich wertvollen Ein-

fluß gesichert, trotz der kaiserlichen Warnung vor der Aufteilung Chinas hat Rußland die Mandschurei besetzt, gegen den deutschen Handel wird der Haß der Chinesen mobil gemacht. Und der moralische Gewinn? Aus den Reden des Generals Voyron haben wir vernommen, wie trügerisch die Hoffnung war, durch die Kameradschaft des gemeinsam geführten Krieges die Herzen der Franzosen zu versöhnen, vor den Schansipässen brach der alte Haß mit elementarer Kraft hervor, und uns selbst blieb der Ruhm, undisziplinierte Haufen vor uns hergejagt zu haben, die wenige Jahre zuvor vor den Japanern in unaufhaltsamer Flucht davongeeilt waren. Weder der „Feldherrnblick“ noch das „diplomatische Genie“ des Grafen Waldersee fanden Gelegenheit, sich genügend zu bewähren.

Aber es traten noch weitere Momente hinzu, um den Eindruck des Unerfreulichen zu steigern. Vergebens wird man in den Annalen der Wilhelminischen Epoche forschen nach Staatsmännern und Generalen, die außerhalb der Parlamente mit Reden und Kundgebungen vor die Öffentlichkeit traten. Heute ist es anders geworden. Die Söhne des Kaisers gefährden durch unnötig verletzende Reden die Volkstümlichkeit der Jugend, Minister und Staatssekretäre reisen und reden, Diplomaten, die als Botschafter hinausgesandt werden, legen im Stile der Jugendpolitik ihr Programm dar oder versichern emphatisch, daß die Grundsätze Bismarcks antiquiert sind, als Diplomat in partibus infidelium konnte der deutsche Vertreter in Wien bezeichnet werden, General von Loë sprach von kirchenpolitischen Fragen, und grimmig schrieb der Führer der liberalen Opposition von den „Vorschußlorbeeren“, die Graf Waldersee, ehe er zu Felde zog, bei Festmälern einzusammeln sich mühte. Und ebenso grimmig klang es aus den Blättern des alten Kurses: „Graf Waldersee reist und redet, feierlich begrüßt man ihn hier und dort, und rühmend erzählt er, daß noch nie in der Weltgeschichte ein Feldherr so viel Truppen verschiedener Nationen befehligte, und daß er

beweisen wolle, wie er wirklich der rechte Mann am rechten Platze sei. Das Volk aber, dem noch die Gestalt des großen Schweigers, der ohne Ansprachen und ohne Festmusik zu seinen unsterblichen Taten auszog, lebendig vor Augen steht, — das Volk bildet sich in vertrauten Stunden den Satz: „Es wird heute zu viel gereist und zu viel geredet. Wir stürmen von Fest zu Fest und darum werden wir oberflächlich, urteilslos, selbstzufrieden. Wir berauschen uns an schönen Worten und wir sehen unter den prangenden Blumen nicht die Löcher am Wege."

Allzu reich an Superlativen waren die Vorbereitungen, allzu reich auch der Ausgang des wundersamen Unternehmens. Es war nicht ohne Bedenken, daß bei der Heimkehr der Chinakämpfer die Erinnerung an jene Tage geweckt wurde, in denen siegreiche deutsche Truppen aus Frankreich mit der Kaiserkrone heimgekehrt sind. Das Gefühl der Ziellosigkeit des ganzen Feldzuges mußte um so stärker sich geltend machen, als die Federn der Diplomaten selbst das wenige zu vernichten verstanden, was man im Volke als realen Gewinn für alle Opfer erhofft hatte. Der Vers, den Graf Bülow den „Idealen" Schillers entnommen hatte, wurde weiter zitiert: „Wie groß war diese Welt gestaltet, so lang die Knospe sie noch barg; wie wenig, ach, hat sich entfaltet dies Wenige, so klein und karg!" So lebhaft und allgemein die Zustimmung gewesen war zu der Antwort, die unmittelbar nach der Ermordung Kettlers Kaiser Wilhelm dem Kaiser der Chinesen erteilte, so wenig konnte man dem theatralischen Schlußakt Billigung gewähren, der sich in dem Festsaal von Sanssouci abgespielt hat.

Im Herbste 1900 hatte Kaiser Kwangsü sich erboten, durch Brandopfer und Prozessionen den Mord von Peking zu sühnen. Da hat ihm Kaiser Wilhelm eine so mannhafte und so kerndeutsche Antwort erteilt, daß der lebhafte Wunsch entstand, es möchte auch in Zukunft nur noch die gleiche Sprache ertönen:

„An Seine Majestät den Kaiser von China.

Ich, der Deutsche Kaiser, habe das Telegramm Seiner Majestät des Kaisers von China erhalten. Ich habe daraus mit Genugtuung ersehen, daß Ew. Majestät bestrebt sind, die schändliche, jeder Kultur hohnsprechende Ermordung Meines Gesandten nach Brauch und Vorschrift Ihrer Religion zu sühnen, doch kann Ich als deutscher Kaiser und Christ diese Untat durch Brandopfer nicht als gesühnt erachten. Neben Meinem ermordeten Gesandten ist eine große Anzahl von Brüdern christlichen Glaubens, Bischöfe, Missionare, Frauen und Kinder vor den Thron Gottes getreten, die um ihres Glaubens willen, der auch der Meinige ist, unter Martern gewaltsam gestorben sind und als Ankläger Sr. Majestät erscheinen. Reichen die von Ew. Majestät befohlenen Brandopfer für alle diese Unschuldigen aus? Ich mache nicht Ew. Majestät persönlich verantwortlich für die Unbill, welche gegen die bei allen Völkern für unantastbar geachteten Gesandtschaften verübt, noch für die schwere Kränkung, welche vielen Nationen, Konfessionen und den Untertanen Ew. Majestät, die Meinem christlichen Glauben angehören, zugefügt worden ist, aber die Ratgeber des Thrones Ew. Majestät, die Beamten, auf deren Häuptern die Blutschuld des Verbrechens ruht, das alle Nationen mit Entsetzen erfüllt, müssen ihre Schandtat büßen, und wenn Ew. Majestät sie der verdienten Strafe zuführt, so will Ich dies als eine Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt. Wollen Ew. Majestät Ihren kaiserlichen Arm dazu leihen und hierbei die Unterstützung der Vertreter aller beteiligten Mächte genießen, so erkläre Ich Mich Meinerseits damit einverstanden, und würde Ich die Rückkehr Ew. Majestät nach der Hauptstadt Peking zu diesem Zwecke gern begrüßen. Mein Generalfeldmarschall Graf Waldersee wird den Be-

fehl erhalten, nicht nur Ew. Majestät zu unterstützen und würdig und ehrenvoll zu empfangen, sondern auch Ew. Majestät jeden Schutz zu gewähren, den Sie wünschen und vielleicht auch gegen die Rebellen bedürfen. Auch Ich sehne Mich nach Frieden, der die Schuld sühnt, das begangene Unrecht in vollem Umfange und nach jeder Richtung wieder gut macht und allen Fremden in China volle Sicherheit bietet an Leib und Leben, Hab und Gut, besonders aber an freier Ausübung ihrer Religion.

Wilhelm I. R."

Kein Wort in diesem Schriftstück ist zu wenig und kein Wort ist zu viel gesagt. Durch das Schreiben weht ein Geist von unerschütterlicher Entschlossenheit und festem Bestehen auf dem, was rechtens ist. Schon im Eingang bildet das Schreiben eine Anklage von ergreifender Wirkung. Der Kaiser macht den Beherrscher Chinas verantwortlich für das, was geschehen ist, aber wie er „als Kaiser und Christ" es ablehnt, für den schändlichen Mord ein Brandopfer als hinreichende Sühne entgegenzunehmen, so spricht er auch das eherne Wort aus, daß die letzte und schwerste Verantwortung vor Gott und der Geschichte auf dem Kaiserhause von Peking ruht. Und in Ironie schloß sich die Frage an: „Reichen die von Eurer Majestät befohlenen Brandopfer für alle die Unschuldigen aus?"

Dann aber, ein Jahr später, ersetzte der Kotau des Prinzen Tschun das Brandopfer des Kaisers Kwangsü. Eine Ehrenkompagnie empfing ihn, die Generalität versammelte sich, Hofmarschälle traten in Aktion, als der Mandschuprinz im himmelblauen, seidenen Gewande mit gelbem Gürtel und Kragen erschien, nachdem er schon im fernen Hafen wie an der deutschen Grenze reiche Ehrenbezeugungen empfangen hatte. Wieder zog vor dem Volke, das noch nicht zu vergessen gelernt hat, die Erinnerung an Bismarck herauf: Ob in seinen Tagen nicht ein Donner-

wetter vom Sachsenwalde herangezogen wäre, wenn ein beflissener Höfling die Litanei vom Bauchrutschen begann, wenn in die Welt des Realen sich plötzlich der Operettenchor gedrängt hätte? Verständig schrieben damals die „Times", es sei schwer zu begreifen, daß die Regierung eines aufgeklärten Volkes im Ernst vorhabe, den Deutschen das erbauliche Schauspiel vorzuführen, daß ihr Monarch als Hauptperson in einem extravaganten, der servilen Etikette des fernen Ostens entlehnten Ritus auftritt: „Während wir glauben, daß der Kotau in der Stadt, wo Voltaire der Gast Friedrich des Großen war, zum mindesten Mißverständnissen ausgesetzt sein würde, sympathisieren wir durchaus mit dem Gefühl des deutschen Volkes, daß dem chinesischen Gesandten ein Begriff von dem Sühnencharakter seiner Mission beigebracht werden sollte. Es genügt nicht, daß Prinz Tschun nur sein Bedauern wegen des abscheulichen Verbrechens ausdrücke; es ist nur gerecht, daß seine Regierung veranlaßt werde, die Demütigung zu kosten, die sie über sich hereingebracht hat. Sie muß anerkennen, daß Ketteler das Opfer eines Mordes war, sie muß wegen seiner Ermordung ausdrücklich um Verzeihung bitten." Die Verzögerung des Sühneaktes durch den Aufenthalt des „Sühneprinzen" in Basel hat die Verstimmung im Volke noch gesteigert, jene Verstimmung, die stets eintreten wird, wo das Theatralische sich allzu eifrig geltend macht, und die Genugtuung über das, was wir erreichten, wurde wahrlich nicht gesteigert durch das wegwerfende Urteil, das in der Debatte über Venezuela Graf Bülow über den Schlußakt des chinesischen Dramas gefällt hat. Jetzt ist der tief gedemütigte Prinz der Kaiser von China geworden!

Aber auch hier, in der Entwicklung dieser seltsamen Episode, mochte der in dem Kaiser ruhende, stark romantische Zug seinen Einfluß auf den Ausgang üben. Es mochte vor seiner Phantasie die Gestalt des großen Karl sich erheben, vor dessen Thron einst die Fürsten und

Gesandten der Mauren erschienen und die Vertreter Leos des Chazaren und Constantins sich beugten. Otto der Große, Friedrich der Hohenstaufe, und noch der spanische Karl hatten in Macht und Hoheit gethront, wenn aus fernen Welten überwundene Könige sich bittend nahten — so mag der gleiche Schimmer auch die neue Zeit des jüngsten Hohenzollernkaisers umgolden und die Scheu vor seiner Macht die Herzen selbst dort erfüllen, wohin nie der Fuß der Sachsen und Hohenstaufen drang, selbst an den Gestaden des stillen Meeres und in der entlegenen Hauptstadt der Chinesen.

Ob dieser Krieg dereinst, wenn die Ereignisse unserer Zeit der Prüfung der Enkel unterliegen, in dem Jahrbuch deutscher Großtaten verzeichnet werden wird? Vielleicht wird gerade das Mißverhältnis zwischen der emphatischen Verheißung und der bescheidenen Erfüllung auf lange Jahre uns hindern, freudig des Vollbrachten zu gedenken. Aber gerade dieses Mißverhältnis sollte auch deutlich die Gefahr erweisen, die in dem allzu häufigen, durch keinen Zwang bedingten rednerischen Auftreten des vornehmsten Führers der Nation gegeben ist. Es sollte daran erinnern, daß die Männer der Tat nicht immer auch große Redner waren. Vor Trafalgar sagte Nelson seinen Tapferen nur die Worte: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tut" und an der Moskwa befeuerte, als die Sonne emporstieg, Napoleon seine Offiziere mit dem Ausruf: „Voilà le soleil d'Austerlitz." Die Hohenzollern sind schweigsam gewesen, von dem Großen Kurfürsten und auch von Friedrich dem Einzigen sind uns keine Reden erhalten. Darum ist es manch wackerem Mann, darum vor allem dem älteren Geschlecht durch lange Zeit überaus schwer gewesen, sich in das Neue und Ungewohnte zu fügen und ihm Beifall zu schenken. Deshalb und weil allzu oft die kaiserliche Rhetorik an unser Ohr dringt, deshalb wird die Gefahr erwachen, mit der stets der Gewohnheitsredner rechnen muß: daß der Eindruck auch

dort abgeschwächt wird, wo uns Großes und Gutes gesagt wird, daß man unter der Fülle des Gebotenen auch das nicht genügend bemerkt, was wir uns für immer in das Herz graben sollten. Reden, die nicht unter dem Zwange der Zeit, unter dem harten Druck der Notwendigkeit stehen, werden zu Kauserien, zu Plaudereien, die nur noch um des Redners willen Interesse erwecken.

Wer konnte es der Nation verargen, daß sie, die noch völlig unter dem Banne der an Krüger gesandten hochtönenden und tapferen Depesche stand, die täglich und stündlich das Echo der Empörung vernahm, das von England herüberdrang, auch die Rede, die wenige Wochen später der Kaiser vor den Märkern hielt, in einen inneren Zusammenhang brachte mit dem, was das ganze Volk bewegte? Am 13. Februar hatte im Reichstag Herr von Marschall unter dem Jubel der Volksvertretung verkündet, daß wir weder die faktische noch die staatsrechtliche Änderung der bestehenden Verhältnisse in Südafrika dulden würden, er hatte versichert: „Wir wünschen die Erhaltung der Selbständigkeit der Republiken und stehen in scharfem Gegensatz zu den Bestrebungen, die diese Selbstständigkeit beseitigen wollen. Wir würden, falls diese Bestrebungen Erfolg haben, darin eine schwere Schädigung unserer Interessen erblicken.“ Das hatte wie die eherne Sprache eines Ultimatums erklungen. Wenige Tage darauf sprach der Kaiser. Kriegerisch klangen seine Worte, hell und klar wie eine Fanfare, wie ein feuriger Appell an das nationale Gewissen. Er führte uns hinaus auf die blutgetränkten Schlachtfelder von Metz, er eröffnete uns den Blick in die Empfindungen, die ihn, den Enkel, den Erben der Vergangenheit, erfüllten beim Verweilen an der erinnerungsreichen Stätte. In schwungvollen Allegorien zeigte er, wie dem deutschen Volke einst düstere Wolken sich ballten, wie die Blitze zuckten und die Donner grollten und wie dennoch zuletzt das hemmende Tau zerrissen wurde, als die ersten Strahlen der Sonne das Ge-

wölk zerteilten. Ein ergreifender Appell an das Gottvertrauen schließt die Rede, die hier im Wortlaut zitiert sein mag, zugleich als ein Zeugnis der blendenden rhetorischen Macht, über die der Kaiser verfügt, zugleich aber auch als ein zwingender Beweis für die Notwendigkeit, stets das rechte Verhältnis zwischen Verheißung und Erfüllung zu finden:

„Ich war im Herbst dieses Jahres, als Ich das Schlachtfeld bei Metz bereiste, an einem Punkte, der hell in der Geschichte unseres werdenden Reiches dasteht. Ich war auf die Höhe hinaufgegangen, an der einst das märkische Korps ansetzte, um für seinen König und Markgrafen die Kaiserkrone erstreiten zu helfen. Ich habe bewegten Herzens und feuchten Auges auf das Gefilde gesehen und im Geiste die Kompagnien und Regimenter der alten Märker geschaut, wie sie vorüberzogen, ihren blutigen Lauf verfolgend. Ich habe sie im Geiste fallen sehen, ringen mit dem Tode, das brechende Auge gen Himmel gewandt, mit der festen Überzeugung des Sieges im Herzen und der gewonnenen Schlacht. Und da ist Mir zum ersten Male die volle Größe der Tat, die die Mark für ihren großen König im Kriege getan hat, klar geworden, und in Meinem Herzen regte sich das Gelübde, daß für die Leute, die solches haben tun können, nichts zu hoch, nichts zu viel sei, als daß es ihr Markgraf tun müßte, um sich bei ihnen dafür zu bedanken. Dies der Rückblick in die große Zeit, die wir soeben in der Erinnerung erlebten. Nun lassen Sie Mich Ihnen ein Bild vorführen aus der Zeit des Jubiläums des vergangenen Jahres. Wir Menschen pflegen gern die Ereignisse in der Natur, die sich um uns abspielen, in Verbindung zu bringen mit dem Finger der Vorsehung, unseres Gottes. Als sich die „Hohenzollern“ der Einmündung des Kaiser Wilhelm-Kanals näherte, war die Nacht im Ver-

schwinden. Ein schweres Gewitter stand über uns und Blitz und Donner wechselten rasch miteinander ab — ein gewaltiges Schauspiel! Es schien die Natur in großer Aufregung zu sein. Da ein solches Gewitter die Eröffnung, ja die ganze Feier in Frage stellen konnte, regte sich die Besorgnis in Meinem Herzen, ob uns auch dies wohl gelingen möge. Denn es war das große Werk, welches Mein Herr Großvater angefangen hatte, welches unter den Augen der gesamten Welt der Vollendung entgegenging, und eine angsterfüllte Bitte rang sich aus Meinem Herzen, ob der Himmel uns wohl ein gnadenreiches Zeichen gebe, ob es uns beschieden sein würde, den schönen Tag zu erleben. Das Schiff schwenkte in die Schleuse ein, lief durch, und auf der anderen Seite, wo der Kanal begann, waren zwei mächtige Türme aufgestellt von Holz, wie sie in der alten Zeit die Kreuzfahrer bauten und errichteten, um die Mauern von Burgen und Städten zu brechen. Von den beiden Türmen hingen deutsche Fahnen herab, und ein gewaltiges Seil spannte sich über den Kanal, und langsam, in tiefer Totenstille bewegte sich das gewaltige Schiff vorwärts. Hinter uns rollten die letzten Donner und zuckten die letzten Blitze, und vor uns war ein dämmernd düsteres Gewölk, aus dem bereits ein goldener Glorienschein anfing aufzugehen. Das Schiff erreichte das Tau; es spannte sich; der Widerstand schien unüberwindlich; die Türme krachten — doch das Seil riß, und das Schiff lief in den Kanal. In demselben Augenblicke stiegen die ersten Strahlen der leuchtenden Sonne durch das Gewölk empor, dasselbe zerteilend — und, eine kurze Stunde darauf leuchtete die volle Sonne. Auf das hehre Zeichen aber eröffnete sich der Kanal, und es erschien das Schiff mit der Landesflagge des neugeeinten Reiches, begrüßt von dem Donner der Schiffe der ganzen

Welt. Nun, meine Herren, das ist das Fazit, das wir aus den vergangenen fünfundzwanzig Jahren gezogen haben; dies ist der Rückblick. Nun erwächst aber auch für uns die Pflicht für die Zukunft. Das, was wir erlebt, das, was geschehen, verdanken wir doch nur dem großen Kaiser Wilhelm und seinem Gottvertrauen. Die ganze Feier, die sich im letzten Jahre abgespielt hat, gipfelte nur in der Verherrlichung dieser uns geradezu heilig gewordenen Persönlichkeit. Sie verkörpert für uns die Vereinigung unseres vielersehnten neuen deutschen Vaterlandes. Es ist für uns die heilige Pflicht, diese Person, das geheiligte Andenken an diesen hohen Herrn rein und hehr zu verteidigen gegen jedermann, er möge kommen, von wo er auch will. Ich bin der festen Überzeugung, daß, wie Ich einst den Appell an Sie gerichtet habe, den Sie auch heute so warm beantwortet haben, sich um Mich zu scharen und Meinem Werke zu helfen, wir mit anderer Hilfe noch weiter kommen werden. Ich denke dabei an die deutschen Frauen und Jungfrauen. Ich dachte ihrer auf dem Felde von Vionville, wie sie freudig ihre Söhne, Gatten, ihre Bräutigame dahingegeben haben, um uns unser Vaterland wieder zu erstreiten. An ihnen ist es, uns neue tüchtige Männer heranzuziehen. In unserer Mutter, unserer guten deutschen Frau liegt eine gewaltige Macht, die niemand zu überwinden vermag. Möge sie in ihrem Beruf stets dessen eingedenk sein, von welch ungemeiner Wichtigkeit sie ist, und mögen speziell die Märkerinnen dessen stets eingedenk sein, daß sie uns eine brave tüchtige Generation junger Märker voll Gottvertrauen und Zuversicht heranbilden helfen. Sie aber, meine Herren, die Sie hier schlagenden und pochenden Herzens und gehobenen Sinnes versammelt sind, Sie fordere Ich auf, Mir das Gelöbnis zu erneuern, in

der Devise gipfelnd, die auf dem Orden, der dem Andenken Kaiser Wilhelms gewidmet ist, steht, im Andenken an Kaiser Wilhelm zu wirken, ein jeder an seinem Fleck, was er sei, ob Abgeordneter, ob Landrat, ob einfacher Bauer: zu stehen und zu arbeiten für das Wohl unseres Vaterlandes."

Der Fanfare, die in allen Herzen die Freude an der Tat, das Vertrauen wachrief, daß die Energie der Alten auch im neuen Geschlechte nicht erstorben sei, ist die Chamade gefolgt, der Appell an das Gottvertrauen verhallte im Fluß der Ereignisse und von all dem Schönen und Guten blieb uns der bittere Nachgeschmack. Denn das Urteil, das einst der Bildhauer Rietschel über die Reden eines anderen Hohenzollern fällte, trifft in gewisser Beziehung auch auf die Reden Wilhelms des Zweiten: Sie sind echte Kunstwerke, nicht gemacht, sondern geworden, unmittelbare Ergießungen seines bewegten Inneren, und eben darum ohne gesicherten politischen Inhalt, jeder Deutung und Mißdeutung unterworfen und fähig.

Es ist ja der große Irrtum des Kaisers, daß er jede Möglichkeit einer Mißdeutung verachtet und, selbst gefühlsselig, die gleiche Gefühlsseligkeit auch in all den anderen sucht. Auch im privaten Gespräch, in dem er alle durch Vorsicht und Berechnung gezogenen Schranken verschmäht, obwohl doch auch hier ein Fürstenwort sein Gewicht behält. Verletzende Urteile über Persönlichkeiten bringen keine Freunde, sie haben einst dem Fürsten Kaunitz die Koalition gegen Preußen geschaffen. Und trüber noch ist die Wirkung, wenn der im Privatgespräch doch immerhin erhoffte Rahmen der Vertraulichkeit völlig fehlt, wenn Hunderte die Zeugen peinlicher Reden wurden! Vor den Rekruten von Wilhelmshaven sprach der Kaiser von der üblen Art des russischen Christentums, und wenige Wochen darauf vernahmen wir in Straßburg aus dem Munde des Herrschers, daß die russischen Offiziere im Feldzug versagten, weil sie durch Unsittlichkeit und Alko-

holgenuß entnervt waren. Jetzt habe Deutschland, nachdem Rußland seine Schwäche gegenüber der gelben Gefahr gezeigt, unter Umständen die Aufgabe, der Ausbreitung dieser Gefahr entgegenzutreten. Die Russen verkommen, die Japaner eine Gottesgeißel! Ist es ein Wunder, wenn man hier wie dort sich feindselig gegen uns wendet?

Und wann haben den Kaiser solche Empfindungen und Gedanken bewegt? Just in den Tagen, da die ganze Nation in seltener Einmütigkeit den Manen Schillers huldigte, dessen hundertjähriger Todestag heraufgezogen war. Der Kaiser hat diesen Tag ignoriert, er sagte ihm nichts und das Volksempfinden ließ ihn unberührt. Das Volk hatte das Fest ja aus eigenem Willen gerüstet, es wurde kein Kaiserfest. Und während in Straßburg, auf dem Boden, den eine reiche Geschichte, den aber auch der Geist Goethes geweiht hat, in der Aula der Universität das Gedächtnis des Mannes gefeiert wurde, der uns der Dichter des deutschen Idealismus wurde, hielt der Kaiser, nur ein paar hundert Schritte entfernt, eine Parade über die Garnison ab. Welch seltsamer, unwillkommener Gegensatz! Welch seltsame, unerfreuliche Betonung der modernen Überschätzung alles äußerlichen Wesens gegenüber dem Enthusiasmus eines Volkes, das in einer seltenen Feierstunde, in einer Stunde der Einkehr und des Besinnens auf sich selbst, sich losgelöst fühlte von den dürftigen Absichten des Tages! Wo aber lagen die psychologischen Wurzeln dieses Vorgangs? Ruhten sie in der Abneigung des auf sein Führeramt stolzen, vom Majestätsbewußtsein erfüllten Souveräns gegen das belanglose Treiben der misera plebs, die sich die Initiative anmaßte, statt geduldig der höheren Weisung zu harren? Oder ruhten sie in einer inneren Abneigung gegen den Dichter, der seinem ersten Werke das Motto „In tyrannos“ mitgab, der dem Zwange der Militärschule entfloh und der Ehrenbürger der Revolution geworden ist? Sah das Auge des Kaisers nur den gärenden Most des Stürmens und Drängens, nicht den geklärten

Wein der gereiften Entwickelung? Wie dem auch sei, — es ist mit Bitterkeit empfunden worden, daß der Kaiser, der doch vor öffentlichen Kundgebungen sich wahrlich nicht scheut, gerade dort sich in starres Schweigen gehüllt hat, wo er durch ein starkes Band sich die Herzen seines Volkes verbinden konnte. Was war uns Coligny, was sind uns all die Mumien der Vergangenheit, die niemals auf den deutschen Geist eine Wirkung übten, und die dennoch in höfischen Feiern zum Leben erweckt werden sollten? Was sind uns die Lauff und Neßler, die Knackfuß und Ebhard, die Ohnet, Leoncavallo und Kippling, die lauten Beifall fanden und dennoch spurlos dahinfahren werden, schon vergessen, ehe sie noch starben? Aber Friedrich Schiller ist lebendig geblieben und die Spuren seiner Ehrentage werden in uns haften, so lange ein deutsches Volk zu seinem Herrgott betet und festhält an dem Beruf, der Welt der Pfadfinder zu den schimmernden Höhen der Ideale zu sein.

Da ist denn der Kaiser immer wieder erstaunt und tief verletzt, wenn sich ihm der Pessimismus des Volkes als Ertragsstimmung all seines Strebens enthüllt. Die Wurzeln der überall erstarkten nationalen Opposition bleiben seinen Blicken verborgen. Er meint es gut, und darum muß alles gut sein. Sonst wüßte er längst, daß gerade seine Reisen und Reden dem Pessimismus die vornehmste Nahrung geben. Das ist keine Erscheinung von heute, das ist die Frucht einer langen Entwickelung. Schon Fürst Bismarck suchte die nationale Opposition zu organisieren, und acht Jahre nach seinem Tode haben die Führer aller bürgerlichen Parteien sich zu der gleichen Stimmung bekannt. Im Herbste 1906 sprach der Führer der Freikonservativen von „Entgleisung nach der absolutistischen Seite", die „Kreuzzeitung" versicherte, daß das Volk „vielfach mit einer gewissen nervösen Bedenklichkeit auf den Herrscher blickt" und Herr Bassermann legte die Hand an die Wunde, indem er ausrief: „Der König von England reist auch, aber schweigsam durch die Welt!" und laut

klagte er vor dem Reichstage die Telegramm- und Geschenkpolitik, die Unstetigkeit, das Hasten nach Erfolgen als Grundursachen der Mißgeschicke an, Fürst Bülow aber fand wohl die Antwort, daß der Kaiser „ein gerader Charakter und ein klarer Kopf“ sei, aber er mußte doch gestehen, daß „einseitige Avancen und unerbetene Höflichkeiten kein taugliches Mittel sind, um die Weltstellung der Nation zu machen“, und daß „bei unruhigem Empressement selten etwas Gutes herauskommt“. Graf Limburg-Stirum endlich fand das Gleichnis von dem Landgut, das man „in Hurrastimmung in ein paar Jahren herunterwirtschaften kann“.

Die Krisis vom November 1908 war eben seit langem bereitet, ihr Ausbruch war nur gehemmt durch den günstigen Ausfall der Wahlen, der, allein ein Werk des Volkes, nur erreicht wurde, weil der Kaiser schwieg, und der ihm dennoch das Bewußtsein seiner Erfolge nur stärkte. Der Pessimismus wurde zur stehenden Stimmung. Vergebens suchte sie der Kaiser in mahnenden und klagenden Worten zu bekämpfen, und indem er sich zu freudigem Optimismus bekannte, die Zögernden mit sich zu reißen. Der Versuch mußte mißlingen, weil nicht Worte, sondern nur Taten entscheiden. Was half es, daß er klagte, wie das Reisen mit so vielen Umständen verbunden sei, wie man immer einen großen Apparat in Szene setzen muß, und wie nötig ihm doch bei all der Fülle der Arbeit eine gewisse Zeit der Erholung sei“ — die Nation fragte vergebens nach dem zwingenden Grunde, daß immer und immer das Festgepränge aufgesucht wurde, und der Pessimismus wuchs noch empor, als man erkannte, wie tief in dem Kaiser der Glaube an den entscheidenden Wert von Nichtigkeiten wurzelt und wie das Ende der Lohengrinstimmung niemals kommt. Das Wort von der „Reichsverdrossenheit“ wurde geprägt — die Verdrossenheit galt nicht dem Reiche, sondern der ungewohnten und unerfreulichen Art des Regierens; der Kaiser aber hielt jeden

Tadel seiner Methode für eine Verletzung seiner Person und ihrer Rechte, und die Kluft wurde weiter.

Er hat sich zum Optimismus bekannt. Das ist die natürliche Stimmung eines Mannes, der keine Hindernisse kennt, weil er seine Persönlichkeit für sieghaft und für stärker hält, als alles Widrige, das die Welt ihm entgegenstellt. Er fühlt sich als Bezwinger, gleich dem Jüngling in Longfellons Gedicht, der doch zuletzt leblos daliegt „in des Zwielichts kaltem Weh'n", er möchte Euphorion gleichen: „Dorthin! Ich muß! ich muß! Gönnt mir den Flug!" und vergißt den letzten Seufzer des Sohnes der Helena: „Laß mich im düstern Reich, Mutter, mich nicht allein!" In Wahrheit wird dieser Optimismus, dieses wundervolle Vertrauen zugleich in alles, was Menschenantlitz trägt, im politischen Leben niemals Großes erreichen. Denn schöpferisch ist nur der Wirklichkeitssinn. Nicht jenes verbitterte und hoffnungslose Mißtrauen, das niemals einen Schritt nach vorne wagt, weil der Steg zerbrechen oder der Fuß plötzlich straucheln kann, wohl aber jenes kluge und vorsichtige Mißtrauen, das den Stab, der als Stütze dienen soll, erst sorgsam prüft, und dann erst, wenn es geprüft hat, rüstig vorwärtsschreitet. Der Kaiser hat allerdings gesagt: „Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht an sich selbst; wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist"; aber die Ergänzung muß lauten: „Wer in solcher Stellung zu vertrauensselig ist, begeht ein Unrecht an den anderen." Noch ist keiner von den Großen der Geschichte mit dem seligen Vertrauen der Kindheit durch das Leben gewandert, und die Aufgabe, die im Uhrwerk das Gewicht zu spielen hat, wird im politischen Leben allein das Mißtrauen ausfüllen können.

So versichert der Kaiser mit Heftigkeit vom Fürsten Bismarck, dieser Mann sei ihm zu mißtrauisch gewesen, und dieses Mißtrauen habe ihn seines hohen Amtes unwürdig gemacht. Dieses Wort, das so gar nicht die Be-

rechnung der auf der Gegenseite wirkenden Kräfte als erste Pflicht der Politik erkennt, beleuchtet heller als alle Reden und Taten das innerste Wesen des Kaisers, es gibt den Schlüssel zu diesem scheinbar so komplizierten und doch so einfachen Charakter. Und auch zu seinem Schicksal, das ihm noch manch bittere Enttäuschung vorbehält. Hier fehlt nicht nur das Augenmaß für die eigenen bescheidenen Erfolge, sondern auch für die ungeheure Leistung des Mannes, der „zu mißtrauisch" und freilich nur ein Handlanger war. Ja, wenn edles Wollen stets nur auf edles Wollen stieße, wenn der Mensch und die Menschheit ein einfacher Mechanismus wären, den Fürstenhände spielend regulieren, dann schimmerte der Stein der Weisen längst in der Krone Wilhelms des Zweiten. Aber das Leben gestaltet sich nicht nach dem Glauben des Enthusiasten. Darum ist nur der Mann des Mißtrauens, der politische Pessimist, gegen Enttäuschung gesichert, eben weil er das Leben nicht durch das bunte Kristall der Illusionen anschaut. Wer die Welt immer und immer nur im rosigen Lichte erblickt, wer das Auge abwendet von den Schatten, die selbst das Gefilde der Seligen streifen, der wird leicht in jene Selbstzufriedenheit versinken, die allen Willen und alle Tatkraft lähmt; wer nur das Dunkel sieht und das Auge schließt gegen das helle Licht, das selbst die trübsten Tage des Daseins durchbricht, dem wird die Verzweiflung den Arm lähmen und die Hoffnungslosigkeit wird ihn an der Entfaltung seiner Kräfte hemmen; wer aber von beidem eine Dosis besitzt, wer pessimistisch genug ist, zu glauben, daß das Errungene niemals das letzte Ziel sein kann, weil es nie genügt, und wer zugleich Optimist genug ist, auf sich und die Zukunft zu vertrauen, der hat das beste Teil erwählt.

Gerade im politischen Leben wird ein gewisser Pessimismus stets ein Triebrad des Fortschritts sein. Zeiten des äußersten Optimismus sind stets die Vorbereitungszeiten des Verfalls gewesen. Niemals hat er in so hohem

Maße die Gemüter erfüllt, als vor hundert Jahren, in den Tagen, auf deren Ausgangspforte der Name Jena steht. Auch Friedrich Wilhelm der Zweite hat geglaubt, daß er sein Volk herrlichen Zielen entgegenführen werde, und als er zum Throne gelangte, da hat ihn jubelnde Hoffnung begrüßt. Aber seine Zeit blieb ruhmlos, weil er und sein Volk behaglich an dem Kaminfeuer sich wärmten, das der große Vorgänger angezündet hatte, weil sie in rosigem Optimismus sich mit dem Ererbten begnügten. Keine Zeit wiederum war von solchem Pessimismus erfüllt, wie die Zeit, die auf Jena und Tilsit gefolgt ist. Und doch wurde in diesen sieben Jahren alles Erstorbene mit scharfem Messerschnitt losgetrennt und die Grundlage zu dem modernen Staate geschaffen. Und in diesen Jahren schufen Stein und Hardenberg, Scharnhornst, Blücher und Gneisenau, Grolmann und Boyen, Niebuhr, Schleiermacher und Fichte. Es kamen die Tage von Leipzig und Waterloo.

Auch für uns und unser Geschlecht ist es gut, nicht in blindem Optimismus der kommenden Dinge zu harren oder auch nur im Vertrauen auf die Tatkraft des Kaisers und auf die Ziele, die er uns verheißt, die Arme ruhen zu lassen. Die Vergangenheit mag vergangen sein und der Lebende mag Recht behalten. Aber auch die Toten haben nicht für sich allein, sondern auch für uns gelebt; sie haben das Recht, auch dann noch von uns gehört zu werden, wenn ihr Leib vermodert ist. Die Kenntnis der Geschichte erwirbt der Jugend den Verstand der Alten. Es ist keine Willkür und es entspringt auch nicht dem Bedürfnisse des Nörgelns, wenn heute immer wieder an die Epoche des ersten Kaisers und seines großen Kanzlers, wenn an jene Zeit der ungeheuren Erfolge erinnert wird, in der Tat an Tat sich drängte. Gewiß, auch hier kann das Übermaß schaden, weil vor dem Maßstabe des Größten das als unbedeutend erscheint, was nicht außergewöhnlich ist, und weil doch das Außergewöhnliche von der Vorsehung

nur für die Festtage der Menschheit reserviert bleibt. Es mag den Kaiser empfindlich berühren, daß der Vergleich der heutigen Zeit immer wieder zurückgreift auf die Zeit des eisernen Kanzlers; dieser Empfindlichkeit mögen die herben Anklagen entstammen, die er so oft schon in öffentlicher Rede erhob. Aber vielleicht hätte gerade der Pessimismus im deutschen Volke niemals so tiefe Wurzeln geschlagen, wenn nicht allzuoft in feierlichen Worten Erwartungen angeregt worden wären, die sich kaum erfüllen konnten, wenn nicht die Hoffnung Noras auf das Wunderbare, das in ihr Leben treten soll, immer wieder beschwingt worden wäre. Je höher die Erwartung gespannt wird, je heller die Verheißung erklingt, desto bitterer wird stets die Enttäuschung sein. Die Schwarzseher wachsen im Lande, weil sie vergebens harren. Man sucht nach Erfolgen, aber man späht umsonst. Wer mag heute die Stellung Deutschlands im internationalen Leben der Stellung gleich setzen, die es einst einnahm, als das Abendrot das Haupt des ersten Kaisers umspielte?

Die Novemberkrisis hat den Optimismus gelähmt, wer fünfzig Jahre durchlebte, der kann die Grundlage seines Wesens nicht mehr verändern: Er erträgt Tadel und Demütigung, aber er revoltiert dagegen, langsam schwinden Erinnerung und Eindruck, es bleibt nur das Gefühl erlittener Unbill, genährt durch die Stimme der Schmeichler, und hinter der Krisis steht finster drohend die Katastrophe.

---

6. Kapitel.

Die Bismarcktragödie.

Die schicksalschwerste Tat Kaiser Wilhelms des Zweiten ist die Entlassung des Fürsten Bismarck gewesen. Sie mochte den einen als eine Befreiung, den anderen als eine Katastrophe erscheinen — sicherlich war sie nicht das Resultat einer flüchtigen Laune, noch weniger ist sie eine historische Notwendigkeit gewesen, wohl aber war sie unvermeidliche Folgerung aus all den Prämissen, die in der Persönlichkeit des Kaisers ruhen. Und ebenso und in noch höherem Maße waren die Ereignisse, die gefolgt sind, war jener schwere Konflikt, der zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart entbrannte und der alsbald ganz Deutschland in Flammen setzte, das notwendige Produkt der in den beiden Gestalten verkörperten Ideenwelt. Hier, nicht in dem Unterschied der Jahre, lag das entscheidende Moment. Denn Fürst Hohenlohe war, als er zum Kanzleramte berufen wurde, so alt, wie der eiserne Kanzler war, da man ihn entließ, und das Bild von dem alten Waffenmeister, der den jungen Königssohn zum ersten Kampf geleitet, um ihn mit seinem Schilde gegen den Schwerthieb zu decken, ist germanischem Wesen wohlvertraut.

Der freien und klaren Natur Bismarcks war alles Mystische, war jede Romantik fremd. Willig hat er noch in seiner Grabschrift das Verdienst seines Lebens seinem in Gott ruhenden alten Herrn gewidmet, auf dem freien Marktplatz von Jena hat er noch in den Tagen der Un-

gnade der Welt verkündet, daß er eingeschworen sei auf ein evangelisches Kaisertum, aber wie seine ganze Natur, wie seine Kraft und seine Überzeugung sich der Meinung widersetzte, daß der Staatsmann, daß der Kanzler nur das Werkzeug jenes höheren Willens sei, der in dem Herrscher sich verkörpert, so hat er auch später, als seine Nachfolger den geraden, von ihm gewiesenen Weg verließen, um auf dem ungepflegten Wege einer neuen Doktrin zu wandeln, mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit den gefährlichen Irrtum bekämpft. Er wußte, daß die Politik nicht einfach sei, daß kein einzelner die ungeheure Last der Arbeit bewältigen und in jedem konkreten Falle die Entscheidung treffen kann. Weder Stimmungen des Gemütes noch Launen, weder persönlicher Haß noch persönliche Liebe dürfen ihren Einfluß üben, nicht der Erfolg des Augenblicks, sondern der Segen der Zukunft sichert den geschichtlichen Namen. Zwei Dinge sind dem Staatsmann unentbehrlich, um die großen Bewegungen der öffentlichen Meinung, an denen sie teilnehmen, zu lenken: das vollständige Verständnis dieser Bewegungen und die Leidenschaft, deren Ausdruck diese Bewegungen in einem Volke sind. Und ebenso wußte er, daß ein Leben der Praxis, wenn es nützlich sein soll, auch ein Leben der Kompromisse sein muß; ein Staatsmann ist oft genötigt, Maßregeln zu billigen, die ihm mißfallen, um nicht den Erfolg jener Maßregeln zu gefährden, in denen er ein Lebensinteresse erblickt. Solcher Auffassung aber des staatsmännischen Berufs widerstrebt die ganze Persönlichkeit des Kaisers, die sich sträubt gegen alles vorsichtige Tasten und sorgsame Prüfen, die rasch und eifrig den Erfolg verlangt. Die großen Ereignisse aber der vergangenen Epoche waren geboren gerade aus dem wundersamen Zusammenklang der genialen Leidenschaftlichkeit Bismarcks und des ruhig-nüchternen Sinnes seines Herrn, aus der Kühnheit, die neue begeisternde Ideen schuf und der Besonnenheit, die sie einengte, wenn sie hinausstürmten über das Ufer. Kaiser

Wilhelm der Zweite aber müßte das Wesen beider Männer, ihre Leidenschaft und ihre Genialität, ihre Besonnenheit und ihren nüchternen Sinn für das Zweckmäßige, die Weise des feurigen Renners und die ruhige Kraft des Reiters in sich vereinen, wollte er seiner Zeit ein Andenken sichern, wie es die Göttin der Geschichte freudig der Epoche des ersten Kaisers und seines Kanzlers gewährt hat.

In der Staatsschrift, in der Fürst Bismarck die Gründe für seinen Rücktritt angab, hat er vor allem deshalb an der Kabinettsorder vom Jahre 1852 festgehalten, weil er in ihr die Gewähr gegen die Gefahren des Absolutismus erblickte. Darum trug folgerichtig jede Kundgebung des ersten Kaisers die Gegenzeichnung seines obersten Vertrauensmannes, und auch dann, wenn er direkt zu seinem Volke sprach, war seine Brust gedeckt durch den Schild der Verantwortlichkeit seines Ministers. Keine seiner Botschaften, keine seiner Reden war ein Privatakt. Sie waren Regierungsakte, wohlberaten und sorglich geprüft, Akte, deren Gewicht und Bedeutung gesteigert werden sollte, indem man die Autorität des Monarchen in die Wagschale legte. Kaiser Wilhelm der Zweite aber schuf neben der amtlichen die persönliche Aktion, und wenn auch die Späteren widerstandslos der neuen Lage sich fügten, so mußte doch ein aufrechter Mann um so leichter in endlose Konflikte gestürzt werden, je häufiger der Monarch den Impulsen des Augenblicks nachgab.

Die Redaktion der sozialen Erlasse war das letzte Kompromiß zwischen dem Willen des Kaisers und der Überzeugung des Kanzlers. In dem Kaiser aber mußte schon hier, mußte schon vorher, als zuerst der Gedanke des zweiten Besuches in Petersburg auftauchte, das Gefühl einer unerträglichen Beschränkung erwachen, er fühlte die eigene Initiative beengt, er glaubte nicht mehr der Herr seines eigenen Willens, nicht mehr der Lenker der Geschichte zu sein. So trieb es zur Lösung, zur Katastrophe. Fürst Bismarck, der tief in der Seele der Menschen und

auch des Kaisers las, hat sie vorausgesehen, aber er war nicht arm genug an Selbstbewußtsein, um in einer plötzlichen Trennung nicht eine schwere Gefahr zu erblicken. Und auch der Kaiser schien zuerst bereit, sich dem Plane zu fügen, der eine allmähliche Trennung des Fürsten Bismarck von seinen Ämtern voraussah. Erst die Hast und, sagen wir es getrost, die Überstürzung, die in den entscheidenden Stunden hervortrat, haben jene harte Belastungsprobe der monarchischen Gesinnung verursacht, deren Wirkungen noch heute nicht vergessen sind. Nur so konnte es auch geschehen, daß vom ersten Tage an in dem Verhältnis zwischen dem Kaiserschloß und dem schlichten Waldsitz, dessen Dach fortan das Haupt des großen Kanzlers schirmen sollte, eine Reizbarkeit sich geltend machte, die immer wieder zu unwillkommenen Episoden führte. Schon das herbe Wort von dem „Begräbnis erster Klasse", das Wort „Mir gibt man beim Leben die Ehren des Todes, mich begräbt man wie Malborough", fand in den Herzen ein erschütterndes Echo. Fürst Bismarck hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er nicht freiwillig ging, er hat sich auch geweigert, die formelle Verantwortung für seinen Abschied zu übernehmen. Er wollte *entlassen* sein, um seine Schultern zu befreien von aller Last und Schuld der Zukunft.

Schon in der ersten Differenz zwischen den beiden Männern, die so tief eingreifen sollten in die Geschichte des deutschen Volkes, trat die eigenartige Auffassung des Kaisers von dem Wesen und den Mitteln der Politik bestimmend und charakteristisch hervor. Fürst Bismarck hatte stets das Hauptgewicht seiner Mühen auf die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland gelegt, ihr hatte er einen großen Teil seiner Nerven und seiner Kraft geopfert. Die ernstesten Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen" sind diesem Problem geweiht, sind dem Verlangen entsprungen, noch Kindern und Enkeln den heilsamsten Weg zu zeigen. Wenn er dennoch der zweiten

Reise des Kaisers an den Hof des Zaren widerstrebte, so geschah es in genauer Kenntnis des Charakters Alexanders des Dritten und in dem Bewußtsein, welch ungeheure Gefahren in der Politik aus der Überschwänglichkeit erwachsen. Der Kaiser wiederum glaubte durch die bestechende Kraft seiner Persönlichkeit in schnellem Fluge zu erreichen, was andere in mühevoller Arbeit vorsichtig angestrebt hatten. Er glaubte andrerseits, daß die persönlichen Beziehungen zwischen den Regenten allein entscheidend seien für die Gestaltung der Beziehungen zwischen den Nationen. Auf welcher Seite der Irrtum lag, das haben die Tage von Kronstadt und Toulon, das hat in gewissem Sinne auch die Preisgabe des Neutralitätsvertrages erwiesen.

Aber der Schatten der Verstimmung schien entschwunden, noch am Neujahrstage 1890 schloß der Kaiser seinen Glückwunsch an den Fürsten Bismarck mit den Worten: „Ich weiß sehr wohl, welch reicher Anteil an den Erfolgen des letzten Jahres Ihrer aufopfernden und schaffensfreudigen Tatkraft gebührt, und bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten." Neue Differenzen mußten hinzutreten, um den Bruch herbeizuführen, und mit peinlicher Geschwindigkeit haben sich jetzt die Ereignisse entwickelt.

Stimmungen der Fürsten bleiben nie verborgen, und wo selbst der leise Schatten nur der Ungnade, der Gereiztheit, des Mißvergnügens sich zeigt, wo das Vertrauen zu schwanken beginnt und der Zweifel sich regt, dort wird die Beflissenheit der Höflinge den Zweifel, das Mißvergnügen steigern, den Schatten verdichten. Auch der größte Staatsmann hat Feinde, auch das strahlendste Verdienst findet Neider, auch ihm gegenüber wird das egoistische Wort „ôte-toi que je m'y mette" von allen angewandt werden, die sich zurückgesetzt fühlen, die unter dem Druck seiner überragenden Persönlichkeit sich nicht entfalten konnten,

die vielleicht des Glaubens leben, daß sie, was Bismarck geleistet, aus eigener Kraft in gleicher Weise vollbracht hätten, wenn eben nicht der Eine, Rücksichtslose ihnen im Wege stand. Aus allen Winkeln her, von Gegnern und Neidern, von den Kleinen, die aus Instinkt die Größe hassen, von dorther, wo man um ihrer selbst willen die Intrige liebt, kroch es gegen den großen Staatsmann heran und vor den Augen wurde das Bild des Riesen lebendig, den tausend und abertausend unscheinbare Fäden der Zwerge an den Boden fesseln.

Ehrgeizige Neigungen einzelner Minister, kirchliche Bestrebungen, römische Einflüsse, die Enttäuschung von Diplomaten und Beamten haben das Werk vollbracht. Denn auch für den Monarchen, der willenskräftig ist und in dem Gottesgnadentum wurzelt, gilt das Wort des Egmont: „O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit: Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her!“ Niemand beherrscht den Kaiser, aber er bleibt dennoch nur ein Mensch, abhängig von klug gebrauchtem Einfluß. Klar und bestimmt hieß es darum im September 1891 in dem publizistischen Organ des ersten Kanzlers:

„Dem Kanzler wurde das Aushalten wesentlich erschwert durch die Bestrebungen anderer, sich zwischen ihn und den Kaiser zu schieben und dem Kaiser näher zu treten, als ihm der Kanzler stand, der nach der Verfassung der alleinige Ratgeber des Kaisers und der dem preußischen Staat für die Gesamtpolitik vorzugsweise verantwortliche Ministerpräsident war. Diese Zwischenschiebungen waren es zunächst, welche die Haltbarkeit der verfassungsmäßigen Stellung des Reichskanzlers beeinträchtigten; sie fanden von mannigfachen Seiten her statt: von militärischer Seite, von Privatleuten, welche das Ohr des Kaisers suchten, von Kollegen des Kanzlers, von konservativen Fraktionsführern und auch von höheren Stellen aus. Am wirksamsten waren die Beziehungen, welche

Kollegen des Kanzlers und der Umgebung des letzteren unter Bekämpfung seiner Politik und unter Benutzung ihres amtlichen Zutritts zur höchsten Stelle erlangten."

Das Feld, auf dem sich diese Bestrebungen zunächst zusammenfanden, die Stelle, an der sie einsetzten, um den Monarchen in einen prinzipiellen Gegensatz zu seinem ersten Ratgeber zu stellen, war auf dem Gebiete der Sozialpolitik und mit der Frage gegeben, ob dem drohenden Ansturm der Sozialdemokratie durch Reform oder durch Repression zu wehren sei. Auch für Bismarck handelte es sich nicht ausschließlich um eine Frage der Gewalt — er war ja der Urheber der sozialen Reform gewesen, er hatte das Wort von dem Rechte der Enterbten gesprochen, seinem Geiste entstammte der Gedanke der staatlichen Fürsorge für die Alten und die Invaliden der Arbeit. Aber er wußte auch, daß der Gewährung auch die Energie zur Seite stehen muß, die den übertriebenen Forderungen gegenüber die Versagung ausspricht, er glaubte nicht, daß alle Gegensätze durch Entgegenkommen, Güte und Liebenswürdigkeit beseitigt werden können. Sozialpolitische Dilettanten, Schwärmer, die das in der Studierstube Ersonnene in das reale Leben zu übertragen gedachten, vereinten sich mit dem Kaiser, die Menschheit zu beglücken, und der Monarch fühlte sich doppelt sicher auf seinem Wege, weil gerade in diesen Tagen der Entscheidung die Reichstagsmehrheit das Sozialistengesetz abgelehnt hatte. Es war eine tiefgreifende Konzession, die der Kanzler seinem Herrn machte, als er das Handelsministerium abtrat und das Haupt der sozialpolitischen Apostel, Herrn von Berlepsch, in das Kabinett aufnahm. Als er aber dennoch versuchte, seine ernsten Bedenken gegen die von dem Kaiser geplanten Erlasse geltend zu machen, als er die Konzessionen, die den Sozialisten gemacht werden sollten, mit dem Tribut verglich, den die Niederschotten den Hochschotten zahlten, damit sie von den Räubereien verschont blieben, fand er nicht mehr

das Ohr seines Herrn. Denn inzwischen war die Gereiztheit des Kaisers gegen seinen ersten Diener geflissentlich verstärkt worden, in geheimen Konventikeln nannte man bereits den Namen des Herrn von Caprivi als den des künftigen Kanzlers, das böse Gerücht von dem Morphinismus und der Trunksucht des Fürsten Bismarck war bis zum Monarchen gedrungen.

Doch noch einmal schien der Sturm vorüberzugehen; ohne Gegenzeichnung des Kanzlers erschien am 4. Februar der Erlaß, der den weiteren Ausbau der Arbeitergesetze ankündigte, nachdem Fürst Bismarck ihm die redaktionelle Form verliehen und den Gedanken einer internationalen Konferenz hinzugefügt hatte. Hierüber hat sich in einer späteren Unterredung der Kanzler geäußert: „Die Erlasse waren seit langem eine Lieblingsidee des Kaisers. Hinzpeter, Douglas und andere, kurz solche, die nicht im Dienste waren, haben mit Seiner Majestät darüber Beratungen gepflogen. Der Kaiser versprach sich von den Erlassen Erfolg bei den Wahlen. Mir wurde eine Redaktion gezeigt, die weitergehend war als die, welche erschienen ist. Ich war prinzipiell gegen die Erlasse; sollten sie aber dennoch erscheinen — und der Kaiser bestand darauf — so wollte ich wenigstens meine Redaktion durchsetzen, damit die Erlasse gemildert würden. Ich übernahm deshalb die Redaktion und schrieb die Erlasse in der jetzigen Form nieder als Diener des Kaisers. Ich fügte noch die internationale Konferenz ein; ich dachte, sie sollte gleichsam ein Sieb sein, eine gewisse Hemmung des humanen, arbeiterfreundlichen Planes unseres Herrn."

Die volle Unfruchtbarkeit der internationalen Konferenz, die in der Tat stets nur ein Schaustück ohne eigentlichen Inhalt geblieben ist, so daß Bismarck von ihr als von einer einzigen Phraseologie zu sprechen ein Recht hatte, hat ebenso wie die später vom Kaiser in der Form des Umsturzgesetzes und der sogenannten Zuchthausvorlage unternommenen Versuche, zu der Bismarck-

schen Politik der Repression zurückzukehren, wie seine scharfen Reden gegen die Sozialdemokratie und die ungeheure Vermehrung der für die Anhänger Bebels abgegebenen Stimmen, den Beweis dafür erbracht, daß der letzte Sieg in diesem Streite der Weltauffassungen nicht dem Kaiser, nicht dem Träger weltbeglückender Illusionen beschieden ist, sondern dem Manne, der mit einer reichen Erfahrung den klaren Sinn für die Wirklichkeiten verband und der es voraussah, daß jede Konzession nur die Begehrlichkeit steigern würde. Kaiser Wilhelm hatte davon gesprochen, daß man ihm allein die Sozialdemokratie überlassen soll, er werde mit ihr fertig werden; Fürst Bismarck sah in ihr eine Kampfpartei, mit der man nicht paktieren dürfe, es sei denn, daß man einem Heere, das gegen uns heranzieht, einen Diplomaten oder Rechtsgelehrten entgegenschicken wolle, um mit dem Feinde über das Recht oder Unrecht seines Angriffs zu verhandeln. Unter dem Einfluß der Berlepsch und Hinzpeter rief der Kaiser den Großindustriellen entgegen: „Die moderne Gesellschaft liegt nicht auf dem Tische der Großindustrie und ist kein Objekt, an dem die großen Herren dieser Industrie nach ihrem Vergnügen herumschneiden dürfen", einem Abgeordneten aber sagte er: „Ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen ernten, ich werde darin nicht erlahmen. Ich habe die Überzeugung, daß die staatliche Fürsorge zu dem Ziele führen wird, die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben diese Bestrebungen mir für alles, was wir tun, ein ruhiges Gewissen."

Fünf Jahre später hat im Namen des Kaisers Herr von Berlepsch im Reichstag die Kapitulation vor der Anschauung Bismarcks vollzogen. Noch vor der endgültigen Veröffentlichung der Erlasse hatte Fürst Bismarck den Kaiser gebeten, sie in das Feuer werfen zu dürfen, damals hatte allerdings auch der Kaiser den General von Caprivi zu sich entboten, und ihm, dem Schützling des Welfen

Windthorst, die Nachfolge Bismarcks verheißen: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich für alle Fälle bereit halten. Über kurz oder lang wird der Reichskanzlerposten vakant. Ich habe Sie zum Nachfolger Bismarcks designiert. Mein Großvater hat bereits Sie mir als solchen bezeichnet, nämlich für den Fall des Todes Bismarcks. Es scheint aber, daß ich mich von ihm früher trennen muß. Er ist meinem Vorgehen in der Arbeiterfrage so abgeneigt und bequemt sich demselben so schwer an, daß unsere Wege nicht lange mehr werden zusammengehen können.“

An dem Tage, an dem die Erlasse erschienen, hatte im Heim des Kanzlers eine parlamentarische Zusammenkunft stattgefunden, an der auch der Kaiser teilnahm. Hier bemerkte der Kanzler einer Gruppe von Gästen gegenüber, daß er die Last der Jahre immer mehr fühle und dem Gedanken gern praktischen Ausdruck geben würde, die preußischen Angelegenheiten jüngeren Kräften anzuvertrauen. Er fügte hinzu: „Der Kaiser hat mich ja ganz gern, aber imponieren kann ich ihm nicht; versuchen Sie einmal, ob Sie es können.“ Schon am Vormittag hatte eine Unterredung stattgefunden, in deren Verlauf der Kanzler an seinen kaiserlichen Herrn die Frage stellte: „Bin ich Eurer kaiserlichen Majestät im Wege?“ Hier erfuhr er auch zum ersten Male einen Tadel darüber, daß er den Ministern verboten habe, Immediatberichte einzureichen. „Ich will durchaus, daß meine Minister sich mir persönlich vorstellen.“

Es war in den Schicksalsbüchern nicht bestimmt, daß die Trennung zwischen den beiden Männern sich in der schonenden und versöhnlichen Form vollzog, wie sie Fürst Bismarck selbst, vor allem aus den auf die auswärtige Politik gebotenen Rücksichten, dem Kaiser vorgeschlagen hatte. Der Streit um die Kabinettsordre von 1852 mochte kurzsichtigen Toren wie ein Kampf um des Kaisers Bart erscheinen, in Wirklichkeit stießen hier zwei diametral ver-

schiedene Weltauffassungen so hart gegeneinander, daß eine Versöhnung oder auch nur eine Verständigung unmöglich war. Diese Ordre bildet in Wahrheit den letzten Kern unseres verfassungsmäßigen Lebens, weil sie allein die Einheitlichkeit der Regierung in Preußen verbürgt und so die notwendige Ergänzung für die in der Verfassung und in dem Stellvertretungsgesetz niedergelegten Grundsätze über den Verkehr der Staatssekretäre mit dem Kaiser bildet. Dieses war der Wortlaut der Ordre:

„Ich finde es nötig, daß dem Ministerpräsidenten mehr als bisher eine allgemeine Übersicht über die verschiedenen Zweige der inneren Verwaltung und dadurch die Möglichkeit gewährt werde, die notwendige Einigkeit darin, seiner Stellung gemäß, aufrecht zu erhalten und Mir über alle wichtigen Verwaltungsmaßregeln auf Mein Erfordern Auskunft zu geben. Zu dem Ende bestimme Ich: 1. über alle Verwaltungsmaßregeln von Wichtigkeit, die nicht schon nach den bestehenden Vorschriften einer vorgängigen Beschlußnahme des Staatsministeriums bedürfen, hat sich der betreffende Departementschef vorher, mündlich oder schriftlich, mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen. Letzterem steht es frei, nach seinem Ermessen eine Beratung der Sache im Staatsministerium, auch nach Befinden eine Berichterstattung darüber an Mich zu veranlassen. 2. Wenn es zu Verwaltungsmaßregeln der angegebenen Art, nach den bestehenden Grundsätzen, Meiner Genehmigung bedarf, so ist der erforderliche Bericht vorher dem Ministerpräsidenten mitzuteilen, welcher denselben mit seinen etwaigen Bemerkungen Mir vorzulegen hat. 3. Wenn ein Verwaltungschef sich bewogen fühlt, Mir in Angelegenheiten seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten, so hat er den Ministerpräsidenten davon zeitig in Kenntnis zu setzen, damit derselbe, wenn er es nötig findet, solchen Vorträgen beiwohnen

kann. Die regelmäßigen Immediatvorträge des Kriegsministers bleiben von dieser Bestimmung ausgeschlossen. Charlottenburg, den 8. September 1852. gez. Friedrich Wilhelm. gegengez. Manteuffel."

In der Staatsschrift, die man als das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck bezeichnet, hat er mit zwingender Logik die Notwendigkeit erwiesen, diese Ordre aufrecht zu erhalten: „Sie ist seit ihrem Erscheinen entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben. Und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Ministeriums zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemutet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahieren kann ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine solche Bestimmung entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus ohne ministerielle Verantwortlichkeit zurückkehrten."

In der Tat konnte kein Mann von aufrechter Gesinnung, sobald die Ordre fiel und der Kaiser mit Umgehung des Präsidenten in dauernden direkten Verkehr mit den einzelnen Ministern trat, die Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik übernehmen. Dann traten schließlich die Aktionen der Regierung im gleichen Maße als persönliche Aktionen des Kaisers an die Öffentlichkeit wie der größte Teil seiner Reden, dann mußte jeder, auch der sachlich begründete politische Kampf, ein Kampf gegen den Kaiser werden, dann trat an die Stelle der Früchte, die uns die konstitutionelle Entwickelung gebracht hat, der nackte

Absolutismus. In solcher Erkenntnis mußte schon im Jahre 1892 Graf Eulenburg im preußischen Landtag erklären: „Daß die Aufgabe des preußischen Ministerpräsidenten nicht bloß darin bestehe, die Verantwortung zu leiten und die Stimmen zu zählen, bedarf, glaube ich, keines Beweises; es ist die Aufgabe des Vorsitzenden des preußischen Staatsministeriums, für einen gleichmäßigen und in gleicher Richtung sich bewegenden Gang der Staatsgeschäfte zu sorgen und das gesamte Ministerium, wo es nötig ist, zu repräsentieren." Auch hier hat also die Erfahrung und die tiefgehende Kenntnis der Grundlagen unseres politischen Lebens, über die Fürst Bismarck verfügte, auch hier hat seine prophetische Voraussicht der kommenden Gefahren den Sieg davongetragen über die rasche Impulsivität des Monarchen. Hier war aber zugleich der zwingende Beweis geliefert gegen jene Anschauung, die den uralten Begriff des Gottesgnadentums noch steigert, so daß er emporwächst zu einer von Gott eigens gewollten, mit aller Weisheit begabten und nur ihm verantwortlichen Selbstherrlichkeit.

Und wiederum erscheinen die letzten Vorgänge, die unmittelbar zur Katastrophe führten, als eine notwendige Konsequenz der Psychologie, und wieder ist die Annahme unabweislich, daß verschlagene Männer ihre tiefgründige Kenntnis der kaiserlichen Psyche benutzten, um das letzte leise Zögern des Kaisers in einen raschen Entschluß, um das „Niemals" des Ahnen in ein hartes „Sofort" umzuwandeln. Die Unterredung des Zentrumsführers Windthorst mit dem Fürsten Bismarck fiel nicht aus einem Zufall in jene Stunden der heftigsten Verstimmung des Monarchen gegen seinen ersten Diener, sondern sie wurde herbeigeführt in der tückischen Absicht, dem Monarchen sofort gemeldet zu werden und in ihm den Eindruck zu steigern, der bereits durch das Festhalten Bismarcks an der Kabinettsordre erweckt worden war: daß der Kanzler entschlossen sei, gleich den Hausmeiern der Merowinger

die wichtigsten Entscheidungen des politischen Lebens selbständig zu treffen und dem Monarchen die Kenntnis seiner Schritte vorzuenthalten. So kam es zu jener Unterredung vom 15. März, die den Schlußstein des Wirkens bilden sollte für den größten Staatsmann, den das deutsche Volk besessen, den die Welt vielleicht jemals gesehen hat. Hier traten Vergangenheit und Zukunft, Verdienst und Anspruch einander unvermittelt gegenüber, hier wurde aber auch dem Glauben an das monarchische Prinzip die schwerste Prüfungsstunde bereitet. Was nie geschehen sollte, das geschah hier: der treue deutsche Diener Kaiser Wilhelms des Ersten trat dem Enkel schroff und abweisend entgegen und auf die Frage, ob er von seinem Verkehr mit parlamentarischen Führern auch dann keine Auskunft geben wolle, wenn der Kaiser als sein Souverän es befehle, erklang die entschlossene Antwort: „Auch dann nicht.“ Es ist, als ob in diesem Worte schon der Schatten künftigen Schicksals sich ausbreite. Von dieser Stunde an wurde Fürst Bismarck durch das Selbstbewußtsein, mit dem er das Recht der Untertanen dem Throne gegenüber wahrte, das Vorbild und der Spiegel nationalen Mannestums, er wuchs in heißem Kampfe hinaus über die eigenen Taten, er wurde zu dem Alten vom Sachsenwalde, zum Ekkehard mit den blitzenden Augen und mit der ernsten Stimme des Warners. Das Amt mochte seiner nicht mehr bedürfen, aber das Volk verlangte nach ihm, der Stein, der von den Baumeistern verworfen wurde, ist zum Eckstein geworden. Ein Bismarck, der ruhig dem Geschicke sich beugte, der auch nur in der Stunde der Ermattung sich der Verantwortung für sein Volk als ledig ansah, der die Tage der sinkenden Sonne des Lebens still auf seinem Landgut verträumte, der hätte sich und seinem Wesen, seiner Vergangenheit und seinen Taten widersprochen. So zog die Tragik ein in sein Leben, aber zugleich sank auch ein tiefer Schatten auf die künftigen Werke des Kaisers. Denn die Königstat mißlang. Die Geschichte der

folgenden Jahre hat uns nur von kargen Erfolgen, sie hat uns von manchem Anlauf, von manchem raschen Entschluß, aber kaum von Taten berichtet, die in der Geschichte fortleben und unserer Zeit den Stempel der Größe aufdrücken werden. Daher auch jene Empfindlichkeit des Kaisers, die in den wechselnden Stimmungen, die in dem wechselnden Verhältnis zu Friedrichsruh zum Ausdruck kamen, die vielleicht die Wurzel gebildet haben zu der seltsamen Erscheinung, daß der frohen Verkündung „der Kurs bleibt der alte" durch lange Jahre der konsequente Versuch gefolgt ist, auf neuen Bahnen zu neuen Zielen zu gelangen. Auch der Reichste wird arm, wenn er aus seinem Schatze den kostbarsten Stein verwirft, und es entstand die Gefahr, daß das reiche Gut des nationalen Empfindens, das der einsame Mann in Friedrichsruh gehäuft hatte und das in der persönlichen Verehrung für ihn eines der kostbarsten Stücke besaß, dem Kaisertum und dem monarchischen Gedanken verloren ging, daß aus dem Zwiespalt, in den ohne Wunsch und Willen die treuesten Söhne des Vaterlandes versetzt wurden, eine tiefe und dauernde Mißstimmung sich erhob. Es war nicht gleichgültig für die Entwickelung des Reiches, ob zwischen dem Kaiser, der uns zum Herrn gesetzt ist und dem großen Staatsmann, dem die Geschichte das vornehmste Verdienst um die Schaffung des Kaisertums zuschreibt, das Verhältnis des Vertrauens bestand oder der Abneigung; es war nicht gleichgültig, weil eben Fürst Bismarck ein anderer war als selbst die besten, weil auf seinem Scheitel jener Glanz ruhte, den die Götter nur ihren Lieblingen, den ein Volk nur seinem Größten verleiht.

Vielleicht hat unbewußt die Haltung des Kaisers nach der Entlassung des Fürsten Bismarck unter dem Einfluß gestanden, den die Haltung der öffentlichen Meinung auf ihn ausüben mußte. Die Verteidiger des Entlassenen in der Presse und in den Parlamenten blieben vereinzelt; die große Masse aller publizistischen Organe schien erdrückt

zu sein unter der lastenden Wucht des Konfliktes, der sich plötzlich vor ihren Augen erhob. Von George Washington schrieb, als er nach Mount Vernon ging, ein Amerikaner, daß er seinem Volke ein Heiliger, ein so unendlich ehrwürdiger Mann war, daß es ihn ehrte wie den Gottmenschen! „Wehe dem Buben, der vor uns George Washington lästern wollte, sei es mit Worten, sei es nur in der Presse.“ „Nein, die Deutschen sind kein großes Volk; das Pantheon, das Himmelszelt wäre uns nicht groß genug gewesen, um diesen Mann hineinzusetzen,“ so schrieb nach Bismarcks Entlassung Paul de Cassagnac, ein Franzose. „Man hätte glauben können,“ so urteilt Otto Mittelstädt über jene Zeit, „Mut und Wahrhaftigkeit und jegliche Erinnerung für Deutschlands Größe seien auf deutschem Boden ausgestorben. Der Abgrund von Niedertracht und Erbärmlichkeit, den die deutsche Presse in ihrem Verhalten zu dem in Ungnade gefallenen, dem wieder zu Gnaden aufgenommenen, dem von neuem in den Winkel zurückgestellten Bismarck klaffend vor aller Welt aufgetan, ist durch kein Maß von Verachtung mehr auszufüllen. Bismarck als Feind des Reiches und der Krone öffentlich des Hoch- und Landesverrats angeklagt — tiefer und allgemeiner konnte das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes nicht der Entsittlichung und dem Wahnwitz anheimfallen.“ Kaiser Wilhelm — das ist das Seltsame in diesem komplizierten Charakter — hat stets das Bedürfnis nach Popularität gehabt, er ist mehr als einmal, vielleicht ohne es zu ahnen, in Abhängigkeit getreten von der öffentlichen Meinung. So bereits mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit, so mit dem Prozeß Heinze, so mit der Einführung der Öffentlichkeit im militärischen Strafverfahren und mit den Orders gegen das Duell. Er mußte nach der Entlassung des Fürsten Bismarck glauben, daß tatsächlich ein Block aus dem Wege geräumt sei, der die freie und glückliche Entfaltung der Zukunft verhindert, daß Bismarck, von Vorurteilen beengt, den Sinn

verloren habe für die Bedürfnisse einer modernen Zeit. Wer sollte ihm die Wahrheit künden? Wer sollte ihn auf die Gefahr weisen, die in dem Augenblicke sich erheben mußte, da eine gewaltige historische Persönlichkeit wie ein Kanzleibeamter entlassen wurde? Wer sollte ihm zeigen, daß fortan jede Tat und jedes Mißlingen zum Vergleich herausfordern würde mit dem, was Bismarck getan und geleistet? Das Wort, daß nichts schwerer sei, als eines großen Mannes Nachfolger zu werden, galt nicht für den zweiten Kanzler allein — es galt auch für den Kaiser. Die Geschichte wägt und ihr Urteil ist hart, wo der Gewogene zu leicht gefunden wird.

In der Tat konnte der Schritt, den der Kaiser mit der Trennung von dem Fürsten Bismarck unternahm, eine Begründung nur finden, wenn sich ihm auch eine durchgreifende Wandlung des politischen Systems zugesellte. Der Kurs konnte nicht der alte bleiben, wenn anders das Rätsel eine Lösung finden sollte, die nicht auf dem Gebiet des Persönlichen lag. Nur eine volkstümliche Politik, eine starke Nachgiebigkeit gegen die vorhandenen populären Strömungen konnte eine Art von Rechtfertigung des folgenschweren Entschlusses bringen; man mußte den Parteien möglichst willig entgegenkommen, die bisher die Träger der gegen den Kanzler gerichteten Bestrebungen gewesen waren, die konservativen Tendenzen mußten abgelöst werden durch den Liberalismus, dort, wo der Kampf das Gefilde erfüllt hatte, mußte der Frieden geschlossen werden selbst unter den schwersten Bedingungen. Die Verhältnisse zeigten sich stärker als die Menschen, sie waren auch stärker als der Kaiser, der davon träumte, daß eben „nur ein Mann über Bord" sei und daß man „Volldampf voraus" weiter segeln könne auf der alten Bahn. Und weil es so kam, weil die Politik, zuerst unbewußt und dann in klar erkanntem Gegensatz zum ersten Kanzler geführt werden mußte, deshalb wurde Fürst Bismarck zur Opposition gedrängt: er war verpflichtet die Grundsätze

zu verteidigen, nach denen er sein Lebenswerk gestaltet hatte, und wie er seit seiner Jugend jeden Schlag, der ihn traf, zurückgab, wie er stets den Hieb für die beste Parade hielt, wie auf der anderen Seite der Kaiser in dem Vollgefühl seiner von Gott gewollten Sendung in jedem Widerspruch eine Minderung seines Rechtes erblickte, so mußte der Kampf, der sich zwischen den beiden Männern erhob, überreich werden an leidenschaftlichen Momenten.

Als die ersten Schatten des verhängnisvollen Zwistes sich über Deutschlands Zukunft senkten, da schrieb ein ausländisches Blatt: „Des Fürsten Bismarck Autorität beruht nicht auf dem Umstande, ob er noch Kanzler ist oder nicht, sondern sie ist das historische Ergebnis eines Menschenalters voll Ruhm, Erfolg und Verdienst. Sie hängt am Manne, nicht am Amte. Das Wort des Fürsten Bismarck wird Geltung und Autorität behalten, so lange er unter den Lebenden wandelt.“ Zur selben Stunde aber, am 23. Mai, als seit dem Scheiden des ersten Kanzlers kaum acht Wochen ins Land gegangen waren, erging an sämtliche amtliche Vertreter Deutschlands im Auslande ein Erlaß, der allerdings erst zwei Jahre später, in den Tagen der Wiener Reise veröffentlicht wurde, der aber schon damals zur Kenntnis des Friedrichsruher Kreises gekommen ist. Dieser Erlaß hat zwar die Unterschrift des Herrn von Caprivi getragen, aber er ist so reich an Bezugnahmen auf den Willen und der Meinung des Kaisers, daß die öffentliche Meinung die Initiative zu diesem Schritt seit Anbeginn dem Monarchen zuerkannt hat. Kaiser Wilhelm hat später mit schönem Freimut eingeräumt, daß er damals in einem tiefen Irrtum verstrickt war — wir sehen förmlich die heimlichen Zuträger an der Arbeit, die in der ungeheuren Angst vor der Wiederkehr des Gefürchteten die Verleumdung bis zu den Ohren des Kaisers tragen, die ihm unehrerbietige Worte zuflüstern, in denen der Entlassene seinen Trotz und seinen Zorn bekundet habe,

die ihm erzählten, wie er am Werke sei, den eigenen Ruhm zu vernichten, wir hören schon leise die Verdächtigung durchklingen, daß Bismarck, um dem Bedürfnis seines Hasses zu genügen wie Coriolan sein Vaterland an die Volsker, wie Alcibiades den Staat an Lacedämon verraten hat.

Dies war der Erlaß:

„Euer (Titel) wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, solange jene Äußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indes der Überzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der tatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder weniger richtig aufgefaßter, hier und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Teil zu Personen von anerkannter Feindschaft gegen Deutschland getaner Äußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmannes zu trüben.

Indem ich Euer (Titel) hiervon mit der Ermächtigung erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie akkrediert sind, den Äußerungen der Presse in bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden.

von Caprivi.

In dem Schreiben, das die Entlassung des Fürsten Bismarck aussprach, hatte der Kaiser die Hoffnung geäußert, daß sein Rat und seine Tatkraft, seine Treue und seine Hingebung auch in Zukunft dem Vaterlande nicht fehlen würden, zwei Tage darauf hatte er an den Grafen Görtz telegraphiert: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist mir aber von Gott einmal bestimmt, also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zugrunde gehen sollte.“ Der tiefgehende Unterschied zwischen diesen Dokumenten und dem Geist des Rundschreibens an die Gesandten würde nur dann eine vollgültige Erklärung finden, wenn in der Tat Fürst Bismarck sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht hätte. Was aber war geschehen? Es waren ein paar auswärtige Journalisten empfangen worden. Mit ihnen hatte der Fürst über die soziale Frage, über die Zeiten Napoleons und vom großen Kriege, von der Notwendigkeit starker Heere und der Friedfertigkeit der deutschen Politik gesprochen. Er hatte sich bemüht, die Irrtümer, die in der öffentlichen Meinung des Zarenreiches über die Absichten Deutschlands vielleicht bestanden, zu zerstreuen und das Vertrauen zur deutschen Politik zu stärken. Allerdings hat man sechs Jahre später authentisch erfahren, daß gerade damals, als Fürst Bismarck sich über den Wert der russischen Freundschaft aussprach, Herr von Caprivi das Angebot des Zaren zurückwies, den Neutralitätsvertrag zu erneuern. Fürst Bismarck hatte noch

aus der amtlichen Zeit von diesen Verhandlungen Kenntnis. Er hatte gerade deshalb seine Entlassung noch verzögern wollen, um hier seinen Nachfolgern den gesicherten Grund zum Weiterbauen zu schaffen — konnten hier in Wahrheit die Wurzeln jenes tiefen Grolles ruhen, der in dem Erlaß sich aussprach?

Der Kampf war eröffnet und nicht Fürst Bismarck war es, der zuerst die Waffen von der Wand nahm. Wohl aber traten immer stärkere Beweise zutage, daß die Versuche vor den Augen des Kaisers das Bild des ersten Kanzlers zu entstellen, nicht erfolglos gewesen sind. So wurde bald darauf eine Unterredung bekannt, die der Monarch mit dem französischen Botschafter Herbette gehabt hatte. Damals sagte der Kaiser:

„Der Herzog von Lauenburg scheint mir immer noch zu zürnen, weil ich seine Entlassung als Reichskanzler veranlaßt und angenommen habe. Ich gestehe, daß es mir ungeheuer peinlich war, mich endgültig von diesem alten und erprobten Diener meines Großvaters und meines Vaters zu trennen. Aber wie sollte ich anders handeln? Seit jenen Tagen folgt der Herzog Gefühlen, die seiner unwürdig sind. Er ist von dem Piedestal, auf das die Anerkennung der Nation und meine eigene ihn erhoben hat, herabgestiegen und hat sich kopfüber in eine maß- und würdelose Opposition gestürzt. Mit unerhörter Heftigkeit mißbilligt, verurteilt und greift er alles an, was meine Regierung tut, und führt gegen sie einen durchaus unerträglichen Kampf in der Presse. Glauben Sie aber nicht, daß ich, wie man behauptet, beabsichtige, durch Eingreifen des Reichsgerichts mit Gewalt zu erzwingen, was der Herzog mir mit Liebe nicht gewähren will. Nein, niemals wird der deutsche Kaiser der Welt das traurige Schauspiel geben, daß ein Fürst den Mann, der ein begeisterter Diener Deutschlands und Preußens war, und den trotz der Fehler seines Alters die Nachwelt als einen der größten Staatsmänner der Jetztzeit be-

trachten wird, in seinen alten Tagen in Anklagezustand versetzt."

Hier war das Wort vom Anklagezustand und vom Reichsgericht gefallen, die Ergänzung hätte das Wort vom Landesverrat gebildet und vom Zuchthaus. Wer mochte vor dem Kaiser solche Ideen entwickelt oder auch nur angedeutet haben? Wer hat den Anlaß gegeben, daß nach dem Tode Moltkes unter allen Rittern des Schwarzen Adlerordens nur einer, Fürst Bismarck, nicht zur Feier geladen wurde? Warum wurde, als bald darauf die Friedensklasse des Ordens „pour le mérite", die der Feldmarschall getragen, auf den Wunsch zahlreicher Ritter dieses Ordens dem ersten Kanzler zugewendet werden sollte, dem Wunsche die Erfüllung versagt? Warum blieb am 1. April der Geburtstagsglückwunsch des Kaisers aus? Fürst Bismarck war in den Reichstag gewählt worden, aber er hatte ihn nicht besucht. Allerdings hatte er sich geweigert, sich jeder Kritik der politischen Vorgänge zu enthalten: „Die Pflicht zu reden, welche sich gerade aus meiner Sachkenntnis ergibt, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich." Er hatte Opposition gemacht gegen die Übereilung der Handelsverträge, gegen die neue Landgemeindeordnung, von der er die Preisgabe altpreußischer Traditionen voraussah, er wandte sich gegen das Abkommen mit England, das uns Witu und Zansibar raubte, er protestierte gegen die Herausgabe des Welfenfonds an die geschworenen Feinde des neuen Deutschen Reiches, er warnte vor den Illusionen, die aus dem Hofgang des Herrn von Koscielski erwuchsen, er mißbilligte die Wandlung in unserem Verhältnis zu Rußland, und der Hast, mit der man sich anschickte überall neue Wege zu beschreiten, neue Wünsche und neue Begehrlichkeiten wachzurufen, stellte er sein mahnendes „Quieta non movere" entgegen. Überall hat die Geschichte ihm Recht gegeben. Niemand bekennt sich heute noch als einen Anhänger des zweiten Kanzlers, kein Gedanke, kein Wort von ihm ist

Gemeingut des deutschen Volkes geworden, während das, was der Entlassene sagte, forthallt in Millionen von Herzen und jetzt, wo er tot ist, selbst von seinen Feinden zitiert wird zum Beweise dafür, daß sie den rechten Standpunkt wählten.

Und dennoch war die erste gewaltige Steigerung in der Tragödie Bismarcks und des deutschen Volkes noch nicht erfolgt. Sie trat erst ein in jenen Tagen, als das Hochzeitsfest des Sohnes den greisen Staatsmann nach dem Süden führte und abermals der zweite Kanzler mit Berufung auf seinen Souverän in der schroffsten Weise Stellung nahm gegen den, der das Reich geschaffen hatte. Am 9. Juni, vier Tage, nachdem die Absicht des Fürsten, an dem Familienfeste teilzunehmen, in Berlin bekannt geworden, erging an den deutschen Botschafter in Wien, den Prinzen Reuß, folgende Depesche:

„Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich Eurer usw. nach Vortrag bei Seiner Majestät folgendes ergebenst mit:

Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung ein Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen.

Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Form zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit aber auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß

Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden.

Eurer . . . sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen.

Graf von Caprivi."

Dieses Schriftstück ist erst später, am 7. Juli, vom „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden, aber Fürst Bismarck hatte seinen Inhalt bereits in Wien erfahren, wie er dort bereits in Kenntnis gesetzt worden ist von den erfolgreichen Bestrebungen seiner Nachfolger, den Empfang in der Hofburg zu hintertreiben. Erst von jetzt ab, wo er in die Kategorie von Persönlichkeiten verwiesen wurde, die man nicht empfangen kann, wo man vor dem Verkehr mit ihm gewarnt hatte, wurde seine Sprache leidenschaftlich und schroff, und als ihm dann in offiziösen Blättern vorgeworfen wurde, daß er sein eigenes Werk zerstöre und der Vernichtung preisgebe, daß niemand den Schaden ermessen könne, den er seinem Vaterlande zuzufügen gewillt sei, da erwachte der Nibelungenzorn in ihm. Und das Wort des Berlichingers erklang auf dem Marktplatz von Jena aus seinem Munde. Da erwachte aber auch in dem deutschen Volke, das sich loslöste von dem Banne der Vergangenheit, jene stürmische Bewegung, die in Dresden und München, in Kissingen und überall, wohin der große Staatsmann seinen Fuß setzte, die in den zahllosen Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh so gewaltig emporbrauste. Nicht durch Tage und Wochen allein strömte der Jubel der Begeisterung zum Fürsten Bismarck empor. Widerwillig mußten selbst die Gegner gestehen, daß es hier kein künstliches Erzeugnis gab, sondern daß diese Huldigungen emporsprudelten aus dem Born des ursprünglichsten, klarsten und edelsten Empfindens. Denn die besten Taten der Völker entspringen niemals aus der erwägenden, kühlen Vernunft, sie strömen empor aus jenen tiefen Winkeln der Seele, in denen die Begeisterung lebt. Gerade

damals, als die Ungnade am schwersten auf ihm lastete, wurde er zum angebeteten Helden der Nation. Und doch konnte man des Anblicks nicht völlig froh sein. Denn bewußt oder unbewußt lag in dieser Bewegung eine starke Opposition gegen den Kaiser, der monarchische Gedanke mußte gerade dort in Gefahr geraten, wo er bisher wie ein heiliges Gut am sorgsamsten gepflegt worden war. Man sehnte sich nach einem erlösenden Wort vom Kaiserthrone aus, man harrte um so gespannter auf eine persönliche Kundgebung des Enkels Wilhelms des Ersten, als man noch immer nicht sich in den Gedanken finden wollte, daß wirklich die Verdienste, die der Schöpfer des Reiches sich erwarb, ausgelöscht sein sollten in dem Gedächtnis des Mannes, dessen Thron auf diesen Verdiensten ruhte.

Da plötzlich durchbrach ein leichter Sonnenstrahl das Gewölk. Als Fürst Bismarck in Kissingen erkrankte, da mochte das Wort, das einst Prinz Albrecht zu ihm sprach: „Wenn Bismarck stirbt, ohne daß Du Dich mit ihm ausgesöhnt hast, was wird die Mit- und Nachwelt dazu sagen?" in dem Herzen des Kaisers lebendig werden, da mochte vor der Majestät des Todes Groll und Verstimmung dahinschwinden und zugleich das politische Bedürfnis erwachen, einen Teil der Ernte an Volkstümlichkeit, die Fürst Bismarck in seinen Scheuern gesammelt hatte, der Monarchie nutzbar zu machen. Am 19. September 1893 erging an den Fürsten Bismarck nach Kissingen folgendes Telegramm:

„Ich habe zu meinem Bedauern jetzt erst erfahren, daß Euer Durchlaucht eine nicht unerhebliche Erkrankung durchgemacht haben. Da mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche ich meine wärmste Freude darüber aus. In dem Wunsch, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte ich Euer Durchlaucht bei der klimatisch weniger günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh, für die Winterzeiten in meinen in Mittel-Deutschland gelegenen Schlössern Ihr Quartier aufzuschlagen. Ich

werde nach Rücksprache mit meinem Hofmarschall das geeignete Schloß Euer Durchlaucht namhaft machen."

Es war nicht ein pedantisch erwogener politischer Akt, nicht das Produkt einer neu gewonnenen, zutreffenden Auffassung von der Haltung des ersten Kanzlers, das den Kaiser zu der froh begrüßten Tat trieb, sondern es war ein rascher und edler Impuls, den der Augenblick gebar. Aber es ist bezeichnend für das Leben der Höfe, für das Wirken derer, die den Monarchen umgaben, daß erst dann die Kunde von dem schweren, das Leben bedrohenden Leiden des großen Staatsmanns bis zum Träger der Krone drang, als die Gefahr schon überwunden war. Als dann die Schutzwand, die zwischen dem Kaiser und den Tatsachen des Lebens errichtet war, durchbrochen wurde, da hat allerdings Kaiser Wilhelm in rascher Tat bewiesen, daß auch er teil habe an dem Empfinden des Volkes. König Ludwig von Bayern war ein Romantiker bis zu seinem Ende im Starnberger See; er vergrub sich vor der rauhen Wirklichkeit in die Einsamkeit der bayrischen Berge und in die Pracht seiner Schlösser. Als ihn der Schrecken des Schicksalstages packte, da zerbrach sein lyrisches Herz und die Wellen des Sees murmelten über seinem traurigen Antlitz das letzte romantische Lied. Er war der Romantiker des Leidens, aber Kaiser Wilhelm ist der Romantiker der Tat. Er will in Wirklichkeit umsetzen, was sein Herz bewegt, sein Wille ist stark und rücksichtslos und er räumt aus dem Wege, was sich ihm entgegenstellt. Ungehindert will er den Impulsen des Augenblicks folgen und schnell ist unter dem Eindruck der Kissinger Nachricht die Bitterkeit vergessen, die ihn vorher erfüllt hat. So tat er offen und frei vor aller Welt den ersten Schritt dem Manne entgegen, vor dem sein eigener Kanzler die Welt gewarnt hat.

Aber Kaiser Wilhelm hat jetzt und auch später nicht den Gedanken gehegt, von neuem den Rat des großen Staatsmanns einzuholen, und auch die Hoffnung, die

damals erwachte, als im Januar 1894 der Kaiser seinen Adjutanten zum Sachsenwalde entsandte, um mit einer Flasche alten Weines dem Genesenden seine Glückwünsche zu überbringen, blieb ohne Erfüllung. Als Fürst Bismarck, um dem Kaiser zu danken, seinen Einzug in die Stadt hielt, aus der er vier Jahre vorher geschieden war, da gab der Kanzler, da gaben die Minister wohl mit höflichem Lächeln die Karte ab, aber schon in der Form des Empfanges prägte sich die Absicht des Kaisers aus, nicht den einstigen Kanzler, sondern den Generalobersten zu ehren. Politische Erörterungen fanden nicht statt, und auch dann, als der Kaiser der Gast des Fürsten war, mußte die Vorführung einer Feldausrüstung den Gesprächsstoff liefern. Immerhin sind niemals dem Kaiser so enthusiastische Ovationen dargebracht worden, wie an jenem denkwürdigen Nachmittag, als ihm der altvertraute Ruf entgegenklang: „Hoch Kaiser Wilhelm! Hoch Bismarck!“ Plötzlich wußte sich die Volksseele wieder eins mit dem Herrscher, und die Verstimmung wich dem Gefühl der Befreiung von einem lähmenden Druck.

Hier wie überall erkennen wir in dem Handeln des Kaisers das gleiche psychologische Gesetz: Eine Ehrung des Staatsmanns mußte ihn in Widerspruch setzen zu seinen eigenen Taten, mußte das Geständnis eines begangenen Fehlers bedeuten. Die Mission des Herrschers aber, wie er sie auffaßt, duldet solches Geständnis nicht. Er konnte auch dem Fürsten Bismarck niemals wieder einen politischen Einfluß oder selbst das Recht des Beraters einräumen. Denn er will vor der Geschichte den Ruhm seiner Taten allein tragen. Bismarck wiederum konnte niemals danach streben, ein geheimer Ratgeber, der Chef einer Kamarilla zu werden. Er hatte sein Leben lang jeden Einfluß, der nicht von der Verantwortlichkeit getragen war, mit ganzer Leidenschaft bekämpft, er konnte niemals einen Rat erteilen, dessen Ausführung er nicht überwachen, nicht erzwingen oder nach den wechselnden Bedürf-

nissen der Stunde auch modifizieren konnte. Darum fuhr er fort, wie er begonnen, und vom Sachsenwalde her erklang seine Stimme nicht anders als zuvor. So blieb er auch, als Graf Caprivi entlassen wurde, so blieb er trotz des Telegramms, das in so heftigen Worten die Haltung des Reichstags an Bismarcks achtzigstem Geburtstag rügte.

Auch hier hat der Impuls des Augenblicks den Entschluß diktiert, es sprach das Gefühl, aber nicht die politische Berechnung. Sonst wäre eine Aktion, wäre vielleicht die Auflösung des Reichstags erfolgt, der nach dem eigenen Zeugnis des Monarchen seine tiefste Entrüstung wachgerufen und sich „in vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und Völker" gestellt hatte. Gerade die scharfe Form der Kundgebung mußte der Erwartung, daß die kaiserliche Politik sich von den Mehrheitsparteien lossagen und mit Hilfe von Neuwahlen neue Bahnen einschlagen werde, die gesicherte Grundlage geben. Als die Folgerung ausblieb, bildete die Enttäuschung der einen und der Groll der anderen den einzigen Gewinn.

Allerdings mußten schon die nächsten Tage volle Sicherheit schaffen, daß wiederum, wie zwei Jahre zuvor, der alte Offizier, nicht der alte Staatsmann gefeiert werden sollte. Als am 26. März der Kaiser nach Friedrichsruh zog, da befanden sich in seinem Gefolge nur Generale; Kürassiere und Husaren, Infanterie und Artillerie stellten sich auf zur Parade, ein Schwert hat die Geburtstagsgabe gebildet, und im Namen des Heeres wurde die Festrede gehalten. Kurz und prägnant erklang die Antwort Bismarcks: „Euer Majestät wollen gestatten, Ihnen meinen untertänigsten Dank zu Füßen zu legen. Meine militärische Stellung Euer Majestät gegenüber gestattet es mir nicht, Euer Majestät meine Gefühle weiter auszusprechen. Ich danke Euer Majestät." Erst später, erst als die offiziellen Linien scharf umrissen waren, schlug der Kaiser einen warmen, versöhnlichen Ton an. Er überreichte dem Achtzigjährigen das goldene Petschaft, das

Kaiser Wilhelm der Erste täglich benutzt hatte, er führte ihm den jungen Sohn, den Erben der Krone zu, damit sich in die Seele des fürstlichen Knaben die unauslöschlichen Eindrücke des großen Tages gruben. Und beim Festmahl nannte er unter erneuter Betonung, daß nicht an den großen Staatsmann, sondern an den Offizier seine Rede sich richte, drei Worte, die ihm von besonderer Bedeutung erschienen für Bismarcks Art: Das Wort, das fünfundsechzig Jahre vorher, am 31. März 1830, Friedrich Schleiermacher dem jungen Konfirmanden auf den Lebensweg gab: „Was Ihr tut, tut Ihr dem Herrn und nicht dem Menschen", den Waffenspruch des Grafen Mansfeld: „Dennoch", der den unerschrockenen Mut des Mannes verkündet, wenn er den starrenden Lanzen der Feinde die Brust entgegenstellt, und den Spruch auf der Standarte der englischen Dragoner: „Spectemur agendo, an unseren Früchten soll man uns erkennen".

Während aber durch lange Monate noch zahllose Scharen zum Sachsenwalde zogen, die Wünsche ihres Herzens nachträglich ihrem Lieblingshelden darzubringen, bereitete sich eine neue Entfremdung zwischen dem Kaiser und seinem ersten Kanzler vor. Und wieder fand diese Entfremdung ihren Niederschlag in amtlichen Kundgebungen, die einen schroffen Stimmungswechsel verrieten. Fürst Bismarck hatte in einer Rede an die Vertreter des Bundes der Landwirte noch einmal Kritik geübt an den Handelsverträgen. Er hatte von klebenden Ministern gesprochen, und obwohl er geschlossen hatte mit einem Hoch auf den Kaiser als den „berechtigten und verpflichteten Schutzherrn der Landwirtschaft und aller produktiven Gewerbe", so boten doch einzelne Wendungen, so boten vor allem die gegen die Drohnen und die Streber gerichteten Worte nicht nur den Anlaß zu einem überaus heftigen Feldzug in der Presse, sondern es trat auch alsbald eine tiefgehende Verstimmung des Kaisers hervor. Gerade in den nächsten Tagen fand die feierliche Eröffnung des Nord-

ostseekanals statt, eines Werkes, an dessen Durchführung niemand mit so ungeheurer Ausdauer und solcher Tatkraft gearbeitet hatte, wie Fürst Bismarck. Und doch erklang aus dem Munde des Kaisers kein Wort des Dankes, für ihn, wohl aber wurde auf das Haupt des Herrn von Böttícher eine Fülle von Ehren gehäuft. Unbestreitbar trat es hier zutage, daß die Beziehungen zwischen dem Kaiserschloß und Friedrichsruh immer dann von neuem sich verschärften, wenn es den Anschein gewann, daß Fürst Bismarck einen Tadel aussprach gegen die Männer, die der Kaiser sich zu Helfern gewählt hatte, daß er in irgendwelcher Form sein persönliches Recht und seine politische Erfahrung in Gegensatz stellte zu dem Reichtum der Erfahrung seiner Nachfolger.

Vielleicht waren es die Eindrücke der Erinnerungszeit an das Jahr des großen Krieges, die den Kaiser veranlaßten, im Dezember 1895 von neuem den Weg nach Friedrichsruh anzutreten. Auch dieser Beschluß trug einen spontanen Charakter, er war nicht vorbereitet, sondern eine Improvisation, aber er bot die Möglichkeit, daß am Krönungstage sich die Nation ohne Hintergedanken des Austausches herzlicher Kundgebungen zwischen den beiden Männern erfreuen konnte. Niemals aber mußte das Bild von den Wellen, die zu Berge steigen und zu Tale gehen, so lebhaft vor die Augen aller treten, als jetzt, wo der dritte Kanzler, des kaiserlichen Beifalls sicher, in seiner Festrede den Fürsten Bismarck pries als den Mann, „der mit sorgendem Blick die Geschicke des Reiches verfolgt und manch mahnendes Wort an die Epigonen der großen Zeit richtet". Sechs Jahre vorher hatte ein anderer Kanzler in einem amtlichen Schriftstück von der Bedeutungslosigkeit aller Bismarckschen Kundgebungen gesprochen, da war das Wort gefallen, daß die Nachfolger gezwungen seien, ihre Arbeit vor dem Mann zu schützen, dessen Schöpfung sie erhalten wollten, daß niemand imstande sei, den Umfang des Schadens zu ermessen, den

er dem eigenen Vaterlande zuzufügen willens sei. Noch lebte Fürst Bismarck und noch lebte Graf Caprivi.

Noch einmal erhob sich ein schwerer Konflikt, dessen Motivierung abermals an die Zeiten erinnerte, in denen man den Schöpfer des Reiches des Hochverrates zieh. Am 24. Oktober 1896, zu einer Zeit, in der in Frankreich der Russentaumel seine üppigsten Blüten trieb, erschien in dem Hamburger Organ des Fürsten Bismarck ein Artikel über seine Beziehungen zu Rußland. In einer Polemik mit der freisinnigen Presse wies er den Vorwurf, daß schon zu seiner Zeit der Draht zwischen Berlin und Petersburg zerrissen worden sei, mit der Erinnerung an Skierniewice und die Zustände des Jahres 1890 zurück. „Bis zu diesem Termin", so hieß es weiter, „waren beide Reiche im vollsten Einverständnis darüber, daß wenn eines von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle. Dieses Einverständnis ist nach dem Ausscheiden Bismarcks nicht erneuert worden, und wenn wir über die Vorgänge in Berlin richtig unterrichtet sind, so war es nicht etwa Rußland, in Verstimmung über den Kanzlerwechsel, sondern Graf Caprivi war es, der die Fortsetzung jener gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war". Diese kurzen Bemerkungen erregten einen ungeheuren Sturm, und auch in dem Kaiser erwachte von neuem eine so tiefe Verstimmung gegen den Fürsten Bismarck, daß er in einem amtlichen Erlaß als ein Mann hingestellt wurde, der die strengsten Staatsgeheimnisse preisgegeben und wichtige Staatsinteressen verletzt habe. Man übersah, daß die russisch-deutschen Verhandlungen seit Jahren der Geschichte und den Archiven angehörten und daß über die Frage, von welchem Zeitpunkt an diplomatische Vorgänge den Charakter von Staatsgeheimnissen verlieren, das Sachverständnis bei dem ersten Kanzler und nicht bei seinen Nachfolgern lag. Aber es schien, als wenn in den Kreisen der Regierung wiederum der Argwohn bestand, daß Fürst

Bismarck die Absicht habe, in einer weitangelegten Intrige die Stellung seiner Nachfolger zu gefährden, ihre Unfähigkeit zu erweisen und sich selbst von neuem der Krone als Ratgeber aufzudrängen. Die Folgezeit hat leider bewiesen, daß es gelang, auch den Blick des Kaisers zu trüben. Eben erst hatte er, am Erinnerungstage des Friedensschlusses mit Frankreich, dem Fürsten Bismarck ein außerordentlich herzliches Telegramm gesandt, das mit den Worten schloß: „Welche unvergeßlichen Verdienste Sie, mein lieber Fürst, sich in der gewaltigen Zeit erwarben, in welcher Deutschland seine Einigkeit und Größe wieder errang, Ihnen heute von neuem in Dankbarkeit und Verehrung auszusprechen, ist mir Bedürfnis. Neben dem Namen des großen Kaisers Wilhelm wird der Name seines großen Kanzlers in der Geschichte aller Zeiten glänzen, und in meinem Herzen wird das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit gegen Sie nie erstarren." Und doch konnte es geschehen, daß am hundertsten Geburtstage unseres ersten Kaisers der Blick vergebens unter all den zahllosen Gästen die Gestalt des großen Kanzlers suchte, daß das Ohr vergebens lauschte, ob von den Lippen des Kaisers sein Name erklinge. Wieder blieb beim Wechsel des Jahres in Friedrichsruh der kaiserliche Glückwunsch aus. Und selbst die Erinnerung an die Vorgänge in Wien wurde von neuem erweckt, als Kaiser Wilhelm als Hochzeitsgast des Ministers Graf Wedel darauf drang, daß eine Einladung, die Graf Herbert Bismarck schon angenommen, von seinen Verwandten widerrufen werde. Die harte Abweisung mochte in der Form gegen den Sohn gerichtet sein, sie hat in Wahrheit das Haus des großen Kanzlers und ihn selbst getroffen.

Und wieder stiegen die Wellen zu Berge. Der Ausgang der politischen Prozesse, denen Herr von Marschall zum Opfer fiel, mochte das Verhältnis zwischen dem Kaiserschloß und Friedrichsruh in freundlicher Weise beeinflußt haben; das künstliche Gespinst, daß der alte Waldsitz sich

umgewandelt habe in einen Herd gewissenloser Intrigen, war endgültig zerstört worden. Schon im September wurde ein Panzerkreuzer auf den Namen des ersten Kanzlers getauft, Telegramme wurden gewechselt und ein Modell des Schiffes fand als Gabe des Kaisers in Friedrichsruh seinen Platz. Auf der Ausfahrt nach China hat Prinz Heinrich, der Bruder des deutschen Kaisers Abschied von dem greisen Staatsmann genommen, und zwei Tage darauf zog mit dem Prinzen Adalbert, der gleichfalls einst der Führer der deutschen Flotte sein soll, der Kaiser selbst zum Sachsenwalde. Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber setzten von neuem sich mit jenen Elementen in harmonischem Einklang, die mit Begeisterung und Tatkraft durch Jahrzehnte die Politik des ersten Kanzlers unterstützten.

Dann hat Kaiser Wilhelm das Antlitz des Fürsten nicht wieder und auch im Tode nicht erblickt.

Als aber der große Kanzler das Werk seines Lebens vollbracht hatte und die Abendsonne in die Fluten des Meeres tauchte, da eilte der Kaiser von der Nordlandsfahrt, auf der ihn die erschütternde Nachricht ereilte, in raschem Fluge zu dem Heimatsgestade zurück. Er wollte der sterblichen Hülle des großen Staatsmanns im Dom zu Berlin, an der Seite der kaiserlichen Vorfahren, die letzte Ruhestätte bereiten, er wollte vor dem Reichstagsgebäude zu Berlin einen Katafalk errichten und eine prunkvolle Trauerfeier halten. Aber Fürst Bismarck, der durch sein ganzes Leben ein Feind jedes höfischen Gepränges gewesen, hatte sich eine andere Stätte erwählt und eine andere Feier bestimmt. Er wählte sich einen Abschluß seiner Taten, der seinem eigenen Wesen, der auch dem Wesen der Wilhelminischen Epoche entsprach. Denn wer das Auge schärfte, der fand wohl einen chrakteristischen Zug in diesen Ereignissen, einen Zug, der die Gegensätzlichkeit zweier Weltanschauungen zeichnet, die, räumlich hart aneinander gedrängt, doch fernab voneinander liegen; dort die schlichte Größe der Heldenzeit,

die keines Flitters bedurfte, keiner Prunkfeste, keiner tönenden Reden, um den Weg zur Unsterblichkeit zu finden, hier die Epoche der Epigonen, die sich nicht genug tun können in schimmernden Festen.

Es ist kein klares und ruhiges Bild, das sich vor unseren Augen breitet, wenn wir den verschlungenen Fäden folgen, die heute zu tiefer Verstimmung und selbst zu schroffer Ablehnung führten, um bald darauf einzulenken in das milde Reich der Versöhnung und der dankbaren Verehrung. Was in der Seele des Kaisers vorging, wie beflissene Höflinge oder amtsbesorgte Bureaukraten jedes Mißempfinden zu loderndem Zorn aufschürten, das lehren weder die Akten, noch läßt es sich anders als mit psychologischen Schlüssen ergründen. Und wieder stoßen wir hier auf die tief im Wesen des Kaisers wurzelnde Überzeugung, daß nur der Träger der Krone berufen sei, der Geschichte ihren Weg zu weisen, daß kein anderer eingreifen dürfe in die Speichen der Entwicklung und daß selbst ein Bismarck sein Verdienst dem Willen des Herrschers unterzuordnen und auf sein Gebot auch in das harte Los der Tatenlosigkeit zu fügen habe. Ihm erschien Fürst Bismarck als ein trotziger Vasall, der sich auflehnte gegen die Majestät, gegen das von Gott dem Herrscher verliehene Recht. Darum konnte eine innerliche Versöhnung niemals stattfinden, denn eben, weil sein Gewissen ihn zwang zu reden, zu warnen und zu mahnen, wies Fürst Bismarck auch die Blumen zurück, die ihn ersticken sollten, und weil er sie zurückwies, weil er immer wieder zum Wortführer einer gegen die Taten der neuen Männer gerichteten Opposition wurde, weil er dem ehernen Willen des Herrschers den ehernen Willen des eigenen Pflichtbewußtseins entgegenstellte, weil er das Wort der Zustimmung nicht sprach, das vielleicht der Kaiser in seinem Herzen ersehnte, deshalb wollte der Nebel nicht schwinden und der Ausblick nicht frei werden in das Land des Friedens und der innerlichen Versöhnung.

7. Kapitel.

Bundesfürsten, Kanzler und Minister.

In seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat Fürst Bismarck ein besonderes, staatsphilosophisches Kapitel dem Verhältnis zwischen „Dynastien und Stämmen" gewidmet. Er hat die Darstellung der historischen Entwickelung unterbrochen, um mitten in der Entwicklung der Ereignisse der sechziger Jahre eine tiefgründige Erörterung über eine Frage einzufügen, die zu jener Zeit kaum die Oberfläche des politischen Lebens berührte. Fürst Bismarck war kein Staatsrecht lehrender Professor, er war auch kein Grübler, der an spitzfindigen Untersuchungen und in grauen Theorien seine Freude fand. Wenn er das Thema dennoch behandelt hat, so geschah es aus einem inneren Zwange, aus dem Bewußtsein heraus, daß eine unvorsichtige Behandlung partikularistischer Rechte ernsthafte Gefahren heraufbeschwören könne für die Zukunft des Deutschen Reiches. Und diese Sorge erwuchs ihm nicht aus phantastischen Gespinsten, sondern aus der Kenntnis von Tatsachen, die seine Mißbilligung fanden.

Es hat in der Regierungszeit Kaiser Wilhelms des Zweiten unstreitig Perioden gegeben, in denen ein zentrifugaler Partikularismus jenes freudige Gemeinsamkeitsgefühl abgelöst hat, das auf den französischen Schlachtfeldern erblüht war. Soweit hierfür rein-höfische Momente, soweit dynastische Verstimmungen den Ausschlag gaben, die auf privaten Beziehungen beruhten, hat die

Öffentlichkeit keinen Grund und auch kein Recht, spürend den Wurzeln solcher Erscheinungen nachzugehen. Wohl aber mußte von Zeit zu Zeit die Besorgnis erwachen, daß die Verstimmung zwischen den einzelnen Höfen sich zur Entfremdung steigern und unwillkommene Folgen heraufführen könnte, die einen starken Einfluß auf das gesamte politische Leben ausüben konnten. Aus dieser Besorgnis heraus schrieb Fürst Bismarck seine noch aus dem Grabe hallende Warnung, aus dieser Besorgnis heraus haben die nationalen Kreise des deutschen Volkes immer wieder sorgend die Stimme erhoben, wenn bayrische Prinzenreden vorhandene Disharmonien verrieten oder wenn das Telegramm an den Grafregenten von Lippe darauf zu deuten schien, daß die natürliche Auffassung von der Stellung des Kaisers als des primus inter pares einer neuen Auffassung Platz zu machen drohte.

Es gab in der Politik des ersten Kanzlers ein Moment, das, negativ in seiner Art, noch immer nicht die volle Würdigung erfahren hat: Die sorgsame Schonung des deutschen Stammesbewußtseins, die überaus zarte Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Partikularismus. Allerdings war hier die Persönlichkeit des ersten Kaisers ihm ein sicherer Helfer. Fürst Bismarck hat mehr als einmal Schonung geübt selbst Dingen gegenüber, die ihm als kleinliche Velleitäten erschienen, eben weil ihm der größere Zweck höher stand als die Absurdität der Einzelheit, weil er überdies vertraute, daß die Erkenntnis der Zukunft ihm bringen werde, was der Eigensinn oder das Mißtrauen der Gegenwart noch versagte. Deutschland hat ja von jeher ein verworrenes Staatsrecht ertragen, politische Formen voll unlöslicher Widersprüche, voll gehäufter Ausnahmen, die jede Regel aufhoben, und auch die Verfassung des neuen Reiches, die einfachste und klarste, die der deutsche Gesamtstaat sich jemals gebildet hat, zeigt noch Spuren jener alten Mängel. Auch Treitschke, der allerdings vielleicht einseitig war in seinen großdeutschen Ideen, emp-

fand dieses Übel schwer: „Wären wir nicht so fest überzeugt von der unzerstörbaren Lebenskraft dieses Volkes, so ließe sich wohl die besorgte Frage aufwerfen, ob eine Nation auf die Dauer so schroffe Gegensätze beherbergen kann, so viel Größe und so viel Kleinheit, so schwerfälligen Urväterhausrat und so viel himmelstürmende Zukunftsträume.“ Schon vor dem französischen Kriege hat Fürst Bismarck die Fäden aufgedeckt, die des deutschen Volkes Seele umspinnen, er hat dargelegt, daß der „Deutsche“ sich nur in einem kleinen Gebiet vollständig behaglich fühlt und daß man nicht wohl tut, ihm von seinem häuslichen Behagen mehr zu nehmen, als absolut zum Zusammenhang des Ganzen, als zur Wirkung nach außen erforderlich ist. Dieser Partikularismus sei die Basis der Schwäche, aber auch nach einer Richtung hin die Basis der Blüte Deutschlands. Man kann die Geschichte der Vergangenheit nicht ignorieren, man kann sich die Wirklichkeit nicht aus den Postulaten der Phantasie konstruieren. Und man kann andrerseits ein glühender Anhänger des nationalen Einheitsstaates sein und dennoch mit eifersüchtiger Verehrung zu seinem Landesherrn stehen.“ Das Wort, das Fürst Bismarck beim Empfange der Mecklenburger aussprach: „Der Partikularismus liegt uns im Blute, dieses Gefühl hat immer im Landesherrn seinen Schwerpunkt gehabt,“ und weiter: „Die Mecklenburger sollen Mecklenburger und ihr Großherzog soll in seinem Lande der Herr bleiben und in seiner selbständigen Existenz nicht erschüttert werden; freiwillig müssen die Beziehungen zum Reiche sein, freiwillig die Mitwirkung an der Einigkeit der deutschen Nationalität zu gehören muß sich im Lokalpatriotismus erhalten“ — dieses Wort steht im starken Gegensatz zu der Tendenz, die sich in dem bekannten Kaiserwort: „Einer nur ist Herr im Lande“ allzu deutlich offenbart hat.

In der Tat leuchtet heute heller als in dem alten Lande der Hohenzollern der nationale Gedanke in manchen Einzelstaaten, und gerade dort findet er die treueste Pflege,

wo man an dem angestammten Fürstengeschlecht am innigsten hängt. Das ist nicht nur das Verdienst des einzelnen Stammes, sondern auch das seiner Fürsten. Einst hat Friedrich der Große das stolze Wort wiederholt, das König Johann von Frankreich aussprach, als er sich freiwillig in die englische Haft zurückbegab: „Wenn es in der Welt keine Treue und Wahrheit mehr gäbe, so müßte man ihre letzten Spuren bei den Fürsten finden." Die Geschichte der letzten Jahrzehnte bestätigt diesen Ausspruch: Alle Fürsten im Deutschen Reiche haben Treue gezeigt, wie sie Treue empfingen, gefährliche Einzelrechte sind verschollen, und solange Fürst Bismarck am Ruder stand, hat kein Bundesstaat eine Sonderansicht vor dem Reichstag vertreten. Erst die letzten Jahre haben auch hier einen Wandel gebracht, und eine Reihe unerfreulicher Erörterungen zeugte davon, daß nicht immer das rechte Augenmaß vorhanden war für die Abgrenzung der kaiserlichen und der bundesfürstlichen Rechte.

Die ausgleichende Kraft, die schon in dem ehrwürdigen Alter des ersten Kaisers und in dem reichen Schatze seiner Erfahrungen ruhte, war dem Enkel versagt, seine impulsive Natur mußte ebenso wie das gesteigerte Bewußtsein seiner Stellung zu einer Reihe von Konflikten führen, sobald ein rasches Wort oder eine rasche Tat an die Empfindlichkeit des partikularistischen Selbstgefühls rührte. So hat bereits die viel zitierte Sentenz „sic volo, sic jubeo", so die Erklärung, daß nur Einer Herr im Lande sei, so das Hissen der Kaiserstandarte auf dem Fröttmaninger Manöverfelde das Mißtrauen des Partikularismus befruchtet, und der Verstimmung in Bayern gesellte sich eine gleiche Verstimmung im Lande der Schwaben, als im Jahre 1894 König Wilhelm von Württemberg die Kaisermanöver in Ostpreußen plötzlich verließ und begründete Gerüchte von scharfen persönlichen Differenzen erzählten. Das Auftreten des Ministers von Mittnacht im Reichstag, der zuerst sich in sachlichen Gegensatz zu den Auffassungen der

Vormacht Preußen stellte, die mysteriöse Abberufung des Gesandten von Moser, die unliebsamen Verhandlungen über die Besetzung der höchsten Kommandostellen in Stuttgart, die grimmigen Erörterungen schwäbischer Blätter darüber, daß die „preußische Manier" überall die gute alte Art zurückdränge, und gewisse Äußerungen der jungen Königin über das Recht der süddeutschen Sonderart zeugten dafür, daß gewichtige Differenzen die freudige Stimmung vergangener Jahre stark getrübt hatten. Schon damals schrieb die „Köln. Ztg.": „Leise anschwellend hat sich in Süddeutschland eine Mißstimmung verbreitet, die über den Kreis der Partikularisten auch diejenigen Politiker umfaßte, welche der Aufrichtung des Deutschen Reiches, dem Walten des Kaiser Wilhelms des Ersten und seiner Paladine begeistert und bewundernd zugejubelt haben. Reichstreue Männer beginnen mit Besorgnis und Mißtrauen nach Berlin zu blicken." Andere Blätter erinnerten an das Wort, das Fürst Bismarck in seiner großen Rede vom 26. März 1886 sprach, wonach die schwerste Gefahr erst dann drohe, wenn „der König von Preußen oder von Bayern oder von Sachsen die Opfer, die er der Allgemeinheit dargebracht, bereuen sollte". Die Rede, die der Erbe der bayrischen Krone in Moskau hielt, um sich gegen die Auffassung zu wenden, als seien die deutschen Bundesfürsten Vasallen des Kaisers, forderte den Schluß heraus, daß bereits eine derartige Auffassung zur Geltung gebracht worden war. Noch tiefer war die Wirkung der Äußerungen, die er im Mai 1900 im Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern getan hat. Dort sagte er: „Ich sehe nicht ein, warum wir, wenn wir zum Deutschen Reiche gehören, nicht auch genau dieselben Rechte und dieselben Privilegien haben sollen, wie in Norddeutschland. Vor allem verwahre ich Bayern gegen den Vorwurf, daß es eine Gnade sei, daß wir zum Reich gehören. Denn das Deutsche Reich ist ebensogut mit bayrischem Blute zusammengeschweißt worden, wie mit dem Blute irgend-

eines anderen deutschen Stammes, und darum wollen wir nicht als mindere Brüder, sondern als Vollbrüder angesehen werden."

Wenn aber hier noch eine Art von Schleier über den letzten Motiven der dynastischen Konflikte ruht, so tritt doch die persönliche Aktion des Kaisers in zwei besonderen Fällen mit solcher Schärfe hervor, daß ein Licht auch auf jene Mysterien zu fallen scheint: In der Lippeschen Erbfolgefrage und in dem Telegramm von Swinemünde.

Im Sommer des Jahres 1898 wurde die Welt plötzlich beunruhigt durch die Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten, die zwischen dem Regenten von Lippe-Detmold und dem Kaiser gewechselt worden waren und die um so peinlicher wirkten, als gerade ein naher Verwandter des Kaisers an dem Schicksal dieser Regentschaft auf das innigste beteiligt war. Nach dem Antritt seines neuen Amtes hatte der Regent seinen Angehörigen den Titel Erlaucht verliehen und angeordnet, daß ihnen militärische Ehrenerweisungen zu erzeigen seien. Nachdem jedoch dieser Befehl eine Zeitlang anstandslos befolgt worden war, teilte der Kommandierende General des VII. Armeekorps dem Grafen mit, daß der Kaiser hiergegen sein Veto eingelegt habe. Der Graf sandte daraufhin eine in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßte „Bitte und Vorstellung" an den Kaiser, in der er an den Gerechtigkeitssinn des Herrschers appellierte und um die Gnade bat, „durch ein kaiserliches Machtwort einem solchen Eingriff in die Rechte eines Bundesfürsten Einhalt zu tun." Die Antwort des Kaisers lautete folgendermaßen:

Berlin, Schloß, 17. Juni 1898.

Ihren Brief erhalten, Anordnungen des kommandierenden Generals geschehen mit meinem Einverständnisse nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im übrigen will ich mir

den Ton, in welchem Sie an mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Mal verbeten haben.

W. R.

In einem durchaus in würdigem Tone gehaltenen Zirkular legte hierauf der Graf-Regent seine Rechtsverwahrung ein:

„Ich kann vor Gott und den deutschen Fürsten der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ich von der ersten Stunde meines Regentschaftsantritts an bemüht gewesen bin, eine gnädige Gesinnung Seiner Majestät zu gewinnen und die Treue zur Allerhöchsten Person des Trägers der deutschen Kaiserkrone und auch vor meinem Lande bei dieser Gelegenheit zu bekennen. Ich muß aber ebenso wahrheitsgemäß vor Gott und den deutschen Fürsten zu meinem tiefen Schmerze aussprechen, daß ich während der Zeit meiner Regentschaftsführung mehrfach bitteren Erfahrungen durch die Ungnade Seiner Majestät preisgegeben war. Für die Lösung dieses Konfliktes, soweit er nur meine Person und Familie betrifft, werde ich menschliche Hilfe und Vermittlung niemals ansprechen; ich stelle sie allein Gott und der Zukunft anheim . . . . Ich kann auszusprechen nicht unterlassen, daß die Ausübung einer disziplinarischen Korrektur gegen ein deutsches Staatsoberhaupt das verfassungsmäßige Verhältnis der Bundesfürsten im Reiche in seinen Grundlagen verändern müßte. Wenn Seine Majestät ihren Worten: „Dem Regenten, was dem Regenten zukommt", noch hinzuzufügen geruht haben: „Weiter nichts", so erscheint damit eine Auffassung zum Ausdrucke gebracht, welche die Begrenzung und Inhaltsbestimmung meiner landesherrlichen Rechte in irgendwelchem Sinne von dem Allerhöchsten Willen oder der Gnade des Kaisers absolut abhängig stellt. Gegen diese Auffassung lege ich namens des von mir vertretenen staatsgrundgesetzlichen Rechtes Verwahrung ein."

Es ist eine tiefe Mißstimmung durch diese Vorgänge

nicht nur im deutschen Volke, sondern auch an den deutschen Höfen erzeugt worden. Denn stärker als je regte sich der Argwohn, daß die Zentralgewalt die ihr von der Verfassung gezogene Grenze überschreite und den Reichsfürsten eine Stellung anweise, die in schroffem Widerspruch stehe zu den Abmachungen von Versailles. Vergebens suchte man in dem Verhalten des Regenten nach einem Grunde, der den Ton des kaiserlichen Telegramms hätte rechtfertigen können. Wohl aber wies man wiederum auf halbvergessene Anzeichen hin, die darauf deuten konnten, daß Kaiser Wilhelm in der Tat das Verhältnis zwischen seinem Hause und den Dynastien der Bundesstaaten in wesentlichen Punkten verkenne. Den Gewinn aber trugen nicht die Vorkämpfer des nationalen Gedankens, sondern seine Gegner davon.

Der Kaiser jedoch wurde weder durch ernste Vorstellung noch durch heftigen Protest von seiner gefährlichen Auffassung geheilt. Die Biesterfelder hatten im „Königsgericht“ gesiegt, ihr ehrwürdiges Haupt war gestorben: da sandte der Kaiser abermals ohne die Gegenzeichnung eines Ministers ein feindseliges Telegramm nach Lippe, in dem er die Anerkennung der Regentschaft durch den Sohn und die Vereidigung der Truppen auf seinen Namen ablehnte — konnte, so fragte man, das gleiche nicht in Bayern, nicht in Sachsen geschehen? Hätten nicht auch Bayern und Sachsen wie jetzt Lippe mit vollem Nachdruck betonen müssen, daß die Regelung von Thronfolge und Regentschaft ausschließlich Landessache sei, und wäre dann nicht aus der von Kurzsichtigen belächelten querelle d'Allemand eine schwere Gefahr für die Gesamtheit geworden? Wie denn, wenn Bayern oder Sachsen sich dem Verbot der Vereidigung nicht fügten? Schon das kleine Lippe hat dem Kaiser eine scharfe Lehre gegeben. Die Staatsregierung erklärte vor dem Landtag, anknüpfend an den Text der kaiserlichen Kundgebung, daß die Rechtsgültigkeit und der Vollzug der Landesgesetze „durch keinen

wie immer gearteten Widerspruch gehemmt werden kann" und daß sie sich gegen eine Rechtsauffassung wehren müsse, „durch welche die Grundlagen der Reichsverfassung in Frage gestellt werden"; sie hat zugleich den Landtag gemahnt, Kundgebungen der Nichtachtung gegen Lippesche Landesgesetze zurückzuweisen und scharf pointiert versichert, daß die Gesetze nicht nur in Lippe, sondern überall dort Geltung haben, wo man noch Recht und Gesetz respektiere, daß niemand die Befugnis besitze, in die Gesetzgebung eines Bundesstaates einzugreifen, auch der Kaiser nicht! Im Bundesrat hat man später diese Affäre gleichfalls behandelt, und schon dort hat man ein Vorspiel geschaffen zu dem künftigen Novembertage. Denn dort, so wurde amtlich verkündet, sprach der Vertreter Bayerns ausdrücklich dem Fürsten Bülow „den Dank für seine bundesfreundliche Haltung und für seinen Schutz der einzelstaatlichen Rechte aus" — der Schluß war deutlich: Bundesfreundlich war der Kanzler im Gegensatz zu seinem Herrn, Schutz hatte er geschaffen gegen den kaiserlichen Willensakt, und deutlich wurde es, daß seine „autentische Interpretation" die Tatsache nicht strich, daß es die Hauptaufgabe der heutigen Staatsmänner ist, allzu impulsive, allzu selbstherrliche Kundgebungen des Monarchen in den Rahmen der Verfassung zu zwängen. Aber vergessen darf es nicht werden, was Wilhelm Kahl einst schrieb: „Graf Ernst hat die Schuld auf sich geladen, vor dem Königsgericht gesiegt zu haben" — sechs Jahre später war die Niederlage noch nicht verwunden! Noch immer hat die Psychologie gelehrt, daß die Wunde, die ein starkes Selbstgefühl erlitt, so wenig heilt wie die Wunde des Philoktet.

Und wo ist selbst dort der Gewinn geblieben, wo der Kaiser aus guten und rühmenswerten Motiven, wie mit der Absendung der Swinemünder Depesche, sich auf den politischen Kampfplatz begab? Man hatte in ganz Deutschland, so weit nicht das Zentrum herrscht, jene

Taktik der Münchener Klerikalen offen verurteilt, die durch die Ablehnung einer für künstlerische Zwecke geforderten unbedeutenden Summe die in dem Ministerium Crailsheim herrschende Richtung von der Notwendigkeit der Demut und Unterordnung überzeugen wollte. Die gleiche Empfindung fand auch im Herzen des Kaisers Platz und so sprach er, wie damals, als der Reichstag den Glückwunsch für den Fürsten Bismarck ablehnte, in einem Telegramm an den Prinzregenten seine „tiefste Entrüstung" über das Zentrum aus, und er tadelte bitter „die schnöde Undankbarkeit", die man sowohl „gegen das Haus Wittelsbach im allgemeinen, als gegen die erhabene Person des Prinzregenten im besonderen begangen habe". Gleichzeitig stellte er dem greisen Freunde den abgelehnten Betrag aus seiner Privatschatulle zur Verfügung. Dieses Telegramm wurde alsbald auf amtlichem Wege der Welt zur Kenntnis gebracht. Aber selbst in konservativen Kreisen und dort, wo man in bitterer Feindschaft zum Zentrum steht, hat man es lebhaft bedauert, daß dieses Telegramm bekannt gegeben wurde. Denn schon die staatsrechtliche Auffassung, die aus seinem Wortlaut spricht, mußte grundsätzlichen Widerspruch herausfordern: diese Auffassung, die jeden Staatsakt als einen persönlichen Willensakt des Monarchen, jede Ablehnung als eine persönliche Kränkung, jedes Gelingen als einen persönlichen Erfolg betrachtet. In ihrer Bekundung liegt vor allem die Wurzel jener Nervosität, an der seit anderthalb Jahrzehnten das deutsche Volk krankt. Ohne Not wird immer wieder der sachliche Gegner in Gewissensnöte gestürzt, weil seine Opposition abgestempelt wird als eine Opposition gegen den Kaiser. Indem der Prinzregent in seiner Antwort erklärte, daß *seine Regierung* durch die Spende eines Reichsrats in die Lage versetzt wurde, die Pflege der Kunst in gewohnter Weise zu fördern, lehnte er den auf das persönliche Moment gestellten Standpunkt des Kaisers in rücksichtsvoller aber klarer Weise ab. Und indem er die

Pflege der Kunst und ihre Errungenschaften nicht nur als die Frucht der Traditionen seines Hauses, sondern auch als die seines Volkes hinstellte, trat er zurück auf einen Boden, auf dem die Romantik des Kaisers keine Geltung hat.

Und auch hier wieder fehlte, wie in dem Telegramm an den Regenten von Lippe, die Gegenzeichnung des Ministers. Wieder stellte sich der Kaiser ohne die ministerielle Rüstung mitten hinein in den wogenden Kampf der Parteien. Und zugleich wählte er die schärfsten Worte und damit die schneidendste Waffe. Es ist aber menschlich, nicht nur den Schlag abzuwehren, sondern auch den Gegenstoß zu führen, und wenn auch Ehrfurcht oder Strafgesetzbuch Grenzen ziehen, so übt doch das geflüsterte Wort seine Wirkung, und auch im Lichte der Öffentlichkeit folgen Debatten, die nicht die Autorität der Krone verstärken. Gerade im Berufe des Herrschers treten die Schattenseiten der Impulsivität mit besonderer Stärke hervor. Der Augenblick kann nie die Gesamtheit der Folgen berechnen, nicht ein flüchtiges Feuer erwärmt, sondern eine stetige Flamme, und eine Tat wird erst groß durch ihre Folgen. Auch ein Kaiser darf leidenschaftlich empfinden, aber in ernster Absicht hat die Verfassung zwischen dem Impuls und den weithin wirkenden Staatsakt die schützende Mauer der ministeriellen Verantwortung errichtet. Gerade darum umgibt aller Glanz den Thron des Monarchen, weil ihm das schwere Opfer auferlegt ist, bei jedem Schritt und in jedem Tun sich selbst peinlich zu überwachen, und darum fällt alle Ehre für das Vollbrachte ihm, jede Verantwortung aber den Ministern zu. Impulsive Naturen werden überdies, wenn dem Bedürfnis der Augenblicksstimmung genügt ist, der Gefahr unterliegen, auf die eigentlichen Konsequenzen zu verzichten und zu vergessen, daß das Wort zur Tat werden muß.

Graf Bülow hat im Reichstag einmal bei der Besprechung der Swinemünder Depesche versucht, eine Art von Psychologie des Kaisers zu geben: In jedem konstitu-

tionellen Staatswesen seien die Minister und namentlich der leitende Staatsmann genötigt, mit der Individualität des Monarchen zu rechnen. Wie unter den übrigen Menschen, so gebe es auch unter den Fürsten schwächere und stärkere Individualitäten. Je stärker und ausgeprägter die Individualität eines Monarchen sei, um so mehr werde er geneigt sein, Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte zu gewinnen. Es sei richtig, daß hierdurch dem Minister seine Aufgabe nicht erleichtert werde, aber andrerseits dürfe man auch nicht vergessen, daß eine stark ausgeprägte und begabte Individualität des Fürsten für sein Volk von nicht zu unterschätzendem, sehr großem Vorteil ist. Auch wer mit dem Gang der deutschen Politik nicht einverstanden ist, soll doch nicht ungerecht sein für das tatkräftige Streben, das redliche Wollen des Kaisers, für den großen Zug in seinem Wesen, für seinen freien vorurteilslosen Sinn. Was man ihm auch vorwerfen möge, ein Philister sei er nicht.

Wolle man die Politik angreifen, so solle man seine Angriffe gegen die Minister, nicht aber gegen den Monarchen richten. Denn das innerste Wesen des konstitutionellen Staates bestehe darin, daß der Monarch staatsrechtlich nicht verantwortlich sei. Er erinnere sich nicht, daß er sich dieser Verantwortlichkeit jemals entzogen hätte; wäre er nicht mehr imstande, sie zu tragen, so würde er dem Zwiespalt dadurch ein Ende machen, daß er den Kaiser bäte, ihn in Gnaden seines Amtes zu entheben.

Graf Bülow hat durchaus recht gehabt, als er die stark ausgeprägte Individualität des Kaisers betonte und es pries, daß er kein Philister sei. Aber hiermit hat er auch die Grenze der Billigung erreicht. Man mag den Wunsch und das Bedürfnis des Kanzlers ehren, sich vor seinen Herrn zu stellen und ihn mit dem Schilde zu decken, die formelle, tatsächliche und moralische Verantwortung auf sich zu nehmen und selbst dort, wo er vielleicht in der Unberechenbarkeit der Entschlüsse eine Gefahr erkennt, doch eine Art von psychologischer Rechtfertigung zu schaffen.

Aber niemals wird er es hindern können, daß das Volk, das sich nicht an die Bedeutung von Formeln hält, das niemals doktrinär, sondern stets ursprünglich empfindet, selbst wenn des Kanzlers Gegenzeichnung eine kaiserliche Kundgebung zum ministeriellen Akt umstempelt, doch in dem Kaiser den Urheber, den vor dem Bewußtsein der Nation allein Verantwortlichen erblickt. Es sollte der Tag kommen, an dem auch der Kaiser dies erfuhr! An diesem Tage aber sprach auch der Kanzler nicht mehr von dem Vorteil, den die kaiserliche Individualität dem Volke brachte, und er mahnte auch nicht mehr, die Angriffe gegen die Minister, nicht gegen den Monarchen zu richten. Da forderte er öffentlich vom Kaiser „Zurückhaltung auch in seinen Privatgesprächen!" Und er sorgte sich, daß „nicht das Unglück zur Katastrophe werde!"

Das ist eben das Übel: Wenn auch die Reden vom Sparenberge, von Breslau und Aachen oder vorher die Märkerreden, wenn die Telegramme von Saarbrücken und Swinemünde, wenn die Kundgebungen beim Tode Krupps und die Schriftstücke im Lipper Streit hundertfach die Unterschrift des Kanzlers trügen, so ist es doch der Kaiser, mit dem das Volk debattiert, offen oder heimlich, er ist es, der den Beifall erringt oder die Last der Enttäuschung zu tragen hat. Da kann es keine Wirkung üben, wenn auch ein Kanzler sich hinstellt und sagt: „Ich bin verantwortlich, ich allein." Denn schon als Graf Bülow selbst von dem Temperament des Monarchen sprach, als er von ihm versicherte, er sei kein Philister, erkannte er das rein Persönliche seiner Kundgebungen an, gab er denen recht, die nicht gegen die Regierung, sondern gegen die Monarchen Widerspruch erheben. Darum erklang triumphierend die Antwort Bebels, daß jede der kaiserlichen Kundgebungen hunderttausend neue Sozialdemokraten schaffe, und dem Worte des Kanzlers, daß der Kaiser „ein Mann von überströmendem Temperament sei und daß ihm dasselbe Recht zustehe wie jedem Staatsbürger, seine Meinung frei zu sagen," erklang

aus dem Munde des Sozialisten das Echo, daß auch andere einmal das Bedürfnis haben, ihre Meinung frei vom Herzen zu sagen, daß auch er, der Redner, zu den impulsiven Naturen gehöre und sich dennoch außerordentliche Reserve auferlegen müsse.

Auf lichter Höhe führt den Monarchen seine Bahn, dort, wohin der Lärm der Gasse nicht dringt und auch keine verwundende Lanze. Gewiß, es mag der irdischen Allmacht unerträglich erscheinen, an eine Schranke zu stoßen, wo sie gewohnt ist, sich alles zu gewähren, aber es gibt keinen größeren Sieg, als den Sieg, den man über sich selbst erringt, und gerade das höchste Amt legt auch die schwersten Pflichten auf, weil goldene Fesseln noch schwerer sind als Ketten von Eisen. Wozu müssen denn jene Instinkte Nahrung erhalten, die in der Herabwürdigung irdischer Größe eine Befriedigung finden? Auch Könige sind nicht zum Schweigen verurteilt: Kaiser Wilhelm, den sein Enkel den Großen nennt, steht vor der Geschichte nicht als ein Mann da, der geduldig ausführte, was sein Kanzler ersann, er steht vor ihr auch als ein Mann der charaktervollen Initiative und der ernsten Gewissenhaftigkeit, der Arbeit und der Pflichterfüllung. Er hat geschrieben und gesprochen, gewarnt und gefördert. Die Lehre von der Verantwortlichkeit der Minister, die später ein Schemen wurde, war ihm zur vollen Überzeugung, zu einem lebensvollen Gesetz geworden. Im Zeitalter der Epigonen aber konnte Fürst Bismarck sagen: „Die Persönlichkeiten der jetzigen Minister sind dünn, die deckende Scheibe, die sie bieten, ist so durchsichtig, daß die Person des Monarchen immer durchscheint."

Schon die Bestallung des Herrn von Caprivi als Kanzler des Deutschen Reiches mußte die völlige Abkehr von der bisherigen Doktrin bedeuten. Hat doch dieser Mann schon in der ersten Blüte seiner neuen Würde offen erklärt, daß er sich mit den wichtigsten Problemen der Politik niemals beschäftigt habe, daß er also, so mußte man folgern,

nicht imstande sei, sie zu lösen und in den Kämpfen aus eigener Kraft die Führung zu übernehmen. Und in der Tat hat er, mit Ausnahme vielleicht des militärischen Gebietes, auf dem er sachkundig war, niemals die Initiative ergriffen oder Gedanken vorgetragen, die seinem eigenen Innern entstammten. Das Wort vom Frontoffizier, der auf Kommando einschwenkt, fand selbst dort lächelnde Zustimmung, wo man in ihm das Werkzeug fand zur Förderung der eigenen Pläne. Widersprüche, Halbheiten, schiefe Maßregeln waren die Folge, das Wort vom „leidenden" Staatsmann ersetzte den Begriff des „leitenden" Staatsmanns, und die Anschauungen, die der Kanzler oder seine Minister heute vertraten, mußten morgen weichen, weil an höherer Stelle neue Anschauungen Platz gewannen. Derselbe Mann, der eben noch in der Frage der Sperrgelder jede Konzession abgelehnt hatte, mußte wenige Wochen nachher das Gegenteil öffentlich billigen, das Volksschulgesetz wurde eingebracht und wieder zurückgezogen, im Reichstag verspottete der Kanzler die Zahlenwut und bald darauf bildet sie ihm dennoch das einzige Mittel, um neue Verstärkungen des Heeres zu verlangen, Verfügungen, die in der Polenfrage ergingen, wurden von ihren eigenen Urhebern sistiert. Es gab kein einheitliches System, sondern die Entscheidungen beruhten auf Stimmungsmomenten, und der erste männliche Widerspruch, den Herr von Caprivi erhob, führte seine Entlassung herbei am vierten Tage, nachdem verkündet worden war, daß der Kaiser hinter ihm stehe.

In dem Dokument, das die Entlassung des Grafen Caprivi aussprach, haben die beiden Wörtchen „In Gnaden" gefehlt, die vorher noch keinem Minister versagt worden waren. Und doch war keine Amtshandlung des zweiten Kanzlers bekannt geworden, die etwa die Mißbilligung des Monarchen gefunden hätte. Man wußte nur, daß er in scharfen persönlichen Gegensatz zum Grafen Eulenburg geraten war, der nach der Teilung der Ämter

das preußische Ministerpräsidium übernommen hatte. Und gerade auf dem Gute eines Eulenburg, in Liebenberg, fiel die unerwartete Entscheidung. Nirgends hatte Caprivi seine eigene Meinung in einen Gegensatz gestellt zu der seines kaiserlichen Herrn, stets hatte er seine Schwenkung vollzogen, sobald die Order erklang, und eben erst hatte er, der mit überlegenem Hohn jeden Gedanken an staatliche Maßregeln gegen die Sozialdemokratie abgelehnt hatte, die Verantwortung für das Umsturzgesetz übernommen. Da rief denn die Geschichte seiner Entlassung die Erinnerung daran wach, wie dem Minister von Heyden ein Oberpräsidium angeboten wurde, ehe er selbst an seinen Abschied gedacht hat, wie der Justizminister von Schelling durch Herrn von Lucanus aus einer Plenarsitzung herausgerufen wurde und ahnungslos hinausschritt, um niemals wiederzukehren. Und die Gedanken zogen noch weiter zurück: Im Jahre 1844 stand der greise, noch sehr rüstige Präsident des Obertribunals Sack vor seinem Jubiläum wie am Tage seiner Entlassung Herr von Schelling. Da erhielt er, der vornehmste Richter der Monarchie, neben dem wohlverdienten Orden zugleich die völlig unerwartete Mitteilung, der König würde ihm den Abschied gern erteilen, falls er altershalber darum einkäme. Tief gekränkt trat er sofort zurück und der gesamte Richterstand fühlte sich mit ihm beleidigt. So berichtet der Hofhistoriograph der Hohenzollern. Und an anderer Stelle erzählt er, daß Graf Arnim wegen einer gewissen Selbständigkeit seiner Gesinnung „ungnädig" entlassen wurde, da der König eine solche Selbständigkeit auch seinen höchsten Dienern nicht gestatten wollte; sein Nachfolger Bodelschwingh aber habe sich selbst nur noch bescheiden „Seiner Majestät erster Schreiber" genannt. Grimmig schrieb nach der Entlassung Caprivis das führende Blatt der Klerikalen: „Der Wind, der die Hohen von ihren Sitzen herunterfegt, wechselt gar zu plötzlich. Man kann heute mit einem Vertrauensvotum selig zu Bette gehen und morgen in aller Frühe von Herrn

von Lucanus herausgetrommelt werden mit der „Anregung“ sein Abschiedsgesuch aufzusetzen.“ Diese Worte haben ihre Geltung auch in der Abenddämmerung des Jahres 1903 noch nicht verloren.

Und geblieben ist im letzten Grunde auch die Auffassung, daß der Gehorsam der größte Schmuck des Ministers sei, wenn auch die größere Erfahrung und Autorität der späteren Kanzler dieser Auffassung eine gewisse Nuancierung verlieh. Weder die Amtszeit des Grafen Caprivi noch die seiner Nachfolger trug auch nur im kleinsten Detail das Gepräge ihrer Weltanschauung, ihrer Politik, ihrer Persönlichkeit, es sei denn, daß man die negative Seite hervorhebt und die größere oder geringere Geschicklichkeit in der Maskierung der Situation als solchen Unterschied gelten läßt. Ihre erste und vornehmste Sorge muß es stets sein, die Auffassung zu erforschen, die der Kaiser in jeder einzelnen Frage hatte, die Stimmung zu erlauschen, in der er sich befand und Einflüsse zu paralysieren, die etwa von unverantwortlicher Seite bei ihm geltend gemacht wurden. Hier, nicht in ihnen ruhten die Wurzeln all jener Widersprüche, deren wir Zeuge wurden. Und wenn Herr von Caprivi einst gepriesen wurde als „der schlichte General, der es mit weitem politischen Blick verstand, im rechten Augenblicke unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten,“ wenn von ihm gesagt wurde, daß „die Tat, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eines der bedeutendsten, geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen sei“, daß „nicht nur unser Vaterland, sondern auch Millionen von Untertanen der anderen Länder diesen Tag segnen werden,“ so hat nicht nur die Geschichte dieser Auffassung die Bestätigung versagt, sondern es klang aus den Worten auch der Stolz und die Genugtuung über das eigene Verdienst, daran der Kanzler nur der Handlanger, nur das Werkzeug gewesen war. Und weil es so ist, deshalb konnte das Verdienst des eifrigen und pflichteifrigen

Mannes, dessen Fehler gerade darin bestand, daß er mit unzulänglichen Kräften zu einem Riesenwerk berufen wurde, vergessen und er selbst entlassen werden wie ein ungetreuer Diener, ohne Sang und Klang, so daß er als ein Verschollener in der Einsamkeit starb, gebrochenen Herzens und gebrochen in seinem Selbstgefühl, wie später noch mancher nach ihm.

Niemals, es sei denn bei der Entlassung des zweiten Bronsart, hat ein Kanzler- oder Ministerwechsel seinen Grund gehabt in der Notwendigkeit, neue politische Wege, ein neues politisches System zu versuchen. Fürst Hohenlohe übernahm sorglos das Umsturzgesetz, Graf Bülow spann den Faden Hohenlohes fort. Schwere parlamentarische Niederlagen wurden hingenommen mit dem Fatalismus der Gläubigen Mohammeds, und wenn auch die größten Aktionen mißlangen, regte sich kein Lüftchen. Plötzlich aber ging der eine und ging der andere, drei Minister im Durchschnitt der Jahre, und neue Männer wurden berufen, deren Taten und Vergangenheit uns nichts kündigten — Wechsel, die nur Abwechslung brachten. Die eigentlichen Gründe dort der Entlassung, hier der Berufung, blieben verborgen, und so drangen immer wieder böse Gerüchte in das Volk über die Einflüsse der Kamarilla, über geheime Kämpfe, Zerwürfnisse, Intrigen höfischer Koterien. Selbst in Blättern, die unter dem Einfluß der Regierung standen, wurde ein erbitterter Kampf gegen die „Kabinettsregierung" geführt und auf die Gefahr gewiesen, die für unser gesamtes Verfassungsleben in den Konflikten verantwortlicher Minister und unverantwortlicher Ratgeber der Krone ruht.

In einer Lebensbeschreibung des Generals von Manteuffel wird erzählt, wie König Wilhelm der Erste den Chef des Militärkabinetts, als er sich Bemerkungen gestattete, die über den Rahmen seines Amtes hinausgingen, mit den Worten zurückgewiesen habe: „Ich brauche keinen Witzleben." Diese Äußerung war überaus charakteristisch für

einen Fürsten, der mit grundsätzlicher Hartnäckigkeit jeden Übergriff eines Beamten in ein anderes Ressort zurückwies. Schon mit der Ablehnung der Kabinettsorder von 1852 trat jedoch der Enkel in eine gewisse Gegnerschaft zu dieser Auffassung, es entstand die Möglichkeit für den einzelnen Minister, mit dem Präsidenten in Rivalität zu treten, und die Einheitlichkeit im Staatsministerium wurde in Frage gestellt. Aber auch diese Order schloß nicht die Möglichkeit aus, daß Einflüsse außeramtlicher Personen mit der amtlichen Politik in Konkurrenz treten. Hiergegen gibt es überhaupt kein Remedium, dieser Fall tritt bei jeder absoluten Regierung ein, und wenn unter Friedrich Wilhelm dem Vierten noch ein gewisses Gegengewicht gegeben war in der Vorsicht, mit der er Meinungsverschiedenheiten mit Ministern, die er einmal gewählt hatte, jahrelang diskutierte, ohne mit den „Ungehorsamen" zu brechen, so mußte jetzt das feurige Temperament des Kaisers eine neue Situation schaffen. Zu Akten von tiefgreifender Bedeutung sind die Kanzler nicht hinzugezogen worden, und der Spott, daß sie von wichtigen Ereignissen erst durch die Zeitung erfahren, war berechtigt. Hat doch Fürst Hohenlohe oft monatelang in der Ferne geweilt, während in Berlin die bedeutsamsten Entschlüsse gefaßt wurden. Auch Graf Bülow hat hier keinen Wandel zu schaffen vermocht. So hat er weder das Telegramm an den jungen Professor Spahn in Straßburg, noch die Ansprache, die der Kaiser an Herrn Benzler, den neuernannten Bischof von Metz, gehalten hat, vorher approbiert, so hat in den Konflikten mit der Stadt Berlin die ministerielle Rüstung gefehlt. Der Kaiser allein repräsentiert den Willen und er übernimmt, wenn auch nicht vor den Parlamenten, so doch vor dem Volke die Verantwortung. Der Kaiser ist sein eigener Kanzler, sein eigener Kriegs- und Finanzminister; die titulierten Träger dieser Ämter sind in erster Linie zum Gehorsam verpflichtet.

So wurde das Problem, das die deutsche Welt beherrscht, fast ausschließlich die Persönlichkeit des Kaisers.

Seine Taten aber erschienen mehr und mehr wie eine Kette von Improvisationen, und sorgenvoll konnte Otto Mittelstädt in seinem Buche „Vor der Flut“ die Worte schreiben: „Nur vermag ich nicht, eine Reminiszenz aus dem Briefwechsel des Historikers Johannes Müller loszuwerden, wo an einer Stelle von Kaiser Joseph dem Zweiten die Rede ist, und das Problem etwa dahin gestellt wird: man müßte die geheime Geschichte und Jugendbildung des Kaisers genau kennen, um zu verstehen, wie er zu der verhängnisvollen Vorstellung gekommen ist, gute Absichten für hinreichend zu einer glücklichen Regierung zu halten. Die Kunst des Regierens ist in diesen modernen Zeiten eine außerordentlich schwere Kunst geworden. Selbst die genialste Institution wird den auf solcher Weltbühne zum Handeln Berufenen nicht immer sicher leiten. Wo jene Institution versagt, wird eine unzureichende Beurteilung der Menschen und Dinge nur allzu leicht zu verfrühten Entschlüssen, wechselnden Anläufen, einem mehr unsteten und beirrenden, als fruchtbaren und glücklichen Wirken führen. Nicht Bebel allein und seine Leute folgen der Praxis, mit Hilfe schlauer Manöver hämische Urteile über den Monarchen und die Monarchie ohne strafbare Verletzung der Majestät in die Öffentlichkeit zu bringen; vier Tage lang hat man im Jahre 1897 in der bayrischen Kammer allein damit zugebracht, über militärische Übungen zu debattieren, um eine Reihe versteckter Angriffe gegen den Kaiser zu senden und so zugleich die Verstimmung gegen das Reich und den Reichsgedanken zu nähren.

Fürst Hohenlohe wurde zum Kanzler erkoren, nicht nur, weil er der Träger eines großen Namens und großer Erinnerungen war, sondern weil er auch zu jenen opportunistischen Naturen gehörte, denen der Gedanke an ein Widerstreben gegen den kaiserlichen Willen fern liegt, die wohl in milden Vorstellungen die abweichende Meinung bekunden, aber dem Machtwort gegenüber stets das Opfer des Intellektes zu bringen bereit sind. Überdies mußte

der Gedanke ein Lockendes haben, daß Fürst Hohenlohe als der einstige Mitarbeiter des großen Kanzlers das Vertrauen der Anhänger Bismarcks gewonnen habe und die Last, die Caprivi gehäuft, von den Bahnen des Kaisers räumen werde. Fürst Hohenlohe wurde der Gast von Friedrichsruh, und doch schwirrten alsbald die Pfeile gegen das Haupt des ersten Kanzlers; er war der Mann der ruhigen Stetigkeit, und doch war seine Amtszeit überreich an wechselvollen Entschlüssen, und niemals haben Minister so schnell und häufig gewechselt als gerade in jener Zeit, da ein Kanzler die Verantwortung trug, den schon die drückenden Jahre mit der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden erfüllten. Nicht die Initiative des tatkräftigen Mannes, sondern die bereitwillige Passivität eines in den Formen liebenswürdigen Greises gab der Ära des Fürsten Hohenlohe das weithin sichtbare Gepräge.

Und wieder konnte man an das Wort des Brougham erinnern: „Man kann einem Fürsten und seinem Volke keinen schlimmeren Dienst erweisen, als wenn man den Monarchen in den Stand setzt, in eigener Person zu regieren und seine Gebote durch Diener zu diktieren, die zwar mit jenen Geboten nicht einverstanden sind, die aber dennoch zu ihrer Ausführung sich als Werkzeug hergeben." Wenn Minister die Verantwortlichkeit für Taten übernehmen, an denen mitzuwirken sie nicht berufen waren, so wird das segensvolle und aus tiefgründiger Weisheit geborene Bewußtsein von der Unverletzlichkeit des Herrschers gestört und die Fiktion, die den Ratgeber auch zum Urheber stempelt, verderblich durchbrochen. Und wer wollte in der Ära des dritten Kanzlers an der Vorstellung haften, daß er auch nur ein entscheidendes Wort zu äußern hatte, wenn es galt, die Form und die Grenzen der Pläne festzustellen, die von dem Kaiser ausgingen? Das Volk ist mündig und sieht klar. Darum schied der dritte Kanzler still und klanglos, und kein Windhauch der Erregung kräuselte den ruhigen Spiegel der Wellen. Welche Tat, welches Verdienst

blieb denn mit seinem Namen verbunden? Gerade damals, als er Kanzler war, hat die einheitliche Spitze sich in zahllose Spitzen verwandelt, und wo einst die geschlossene Kraft Bismarckscher Staatskunst herrschte, dort wurden Unter- und Nebenströmungen sichtbar in Fülle und jeder kleine Strom schuf sich sein eigenes Bette. Nur der Kopf kann der Bewegung der Glieder Zweck und Regel verleihen.

Als Fürst Hohenlohe tot war, da ließ er noch einmal aus dem Grabe seine Stimme ertönen. Ob er geglaubt hat, die Zukunft werde die Erinnerungen eines verdienstvollen, aber nirgends von einer starken Persönlichkeit getragenen, in seinem Ausgang kümmerlichen Lebens neben das steingemeißelte Werk des ersten Kanzlers stellen? Ob er niemals es gespürt hat, daß er ein Kleiner unter den Kleinen war, der Beträchtliches nur leisten konnte, solange ihn der Hauch eines stärkeren Geistes belebte? Aber so dürftig die Striche zu dem Gemälde sind, das er von sich und seiner Zeit gezeichnet hat, wir möchten sie dennoch nicht missen, auch wenn der zürnende Kaiser die Bekanntgabe als „im höchsten Grade taktlos, indiskret und völlig inopportun“ bezeichnete.

Denn von klassischer Klarheit ist sein eigenes Zeugnis darüber, wie er von der Wucht und Tragik der Ereignisse des Frühlings 1890 so gar nichts verstand, wie er sie nur mit dem Auge eines Höflings betrachtet, der die Fülle aller Seligkeiten erschöpft, wenn der Kaiser ihm zutrinkt, der auf die Klage Caprivis, daß er von den Absichten des Kaisers nicht unterrichtet werde, klagend notiert: „Unter solchen Umständen möchte ich nicht Kanzler sein“ und der doch wenige Monde darauf sein Nachfolger wird. Er sieht wohl, daß nach der Entlassung Bismarcks die Individuen geschwollen sind und aufgehen wie nasse Schwämme, aber die Erkenntnis und ihre Folgerung dringt nicht bis an seine Seele, er spricht von „einer hanebüchenen Zeit“, aber der Kampf des Titanen löst sich ihm in ein dürftiges Hof-

schauspiel auf. „Unerfreulich“ nennt er es, daß der eiserne Kanzler, als er in den Tagen seines Sturzes die Kaiserin Friedrich besuchte, nicht die Bitte aussprach, ihm beim Kaiser das Wort zu reden, sondern daß seine Antwort lautete: „Ich bitte nur um Mitgefühl.“ Unerfreulich soll es auch sein, daß Fürst Bismarck kurz vor dem Tode des Kaisers Friedrich tief ergriffen gewesen ist, daß er aber einem müßigen Diplomaten auf die müßige Bemerkung, es sei doch recht ergreifend gewesen, die Antwort gab: „Ich kann jetzt keine Gefühlspolitik treiben.“ Wir anderen finden beide Momente wahrlich nicht unerfreulich: Dort der ungebeugte, trotzige Herr, der es verschmäht, auf dem Wege der Hintertreppe sich im Amte zu erhalten, hier der eiserne Mann, der keine Zeit hat, müde zu sein oder seinen Empfindungen nachzuhängen, der im Leid nicht den Kopf hängen läßt, sondern sich starr und stark aufrichtet: „Ich kann jetzt keine Gefühlspolitik treiben.“ Durch die Lupe des dritten Kanzlers gesehen, erscheint auch die empörende Episode des Jahres 1892 in seltsamer Verzerrung. Er hat kein Verständnis für die ungeheure Beleidigung, die man dem ersten Kanzler zugefügt hat, als man ihn in Wien durch den infamen Erlaß Caprivis gesellschaftlich zu boykottieren suchte, als man den greisen Franz Josef veranlaßte, die bereits genehmigte Audienz wieder abzusagen. Chlodwig Hohenlohe hat nur Interesse dafür, ob die „Sozietät“, die österreichische Aristokratie an der Hochzeit teilnahm, ob irgendein Graf Palffy oder ein Graf Andrassy erschien oder nicht. Wohl aber berichtet er uns, daß Caprivi stolz auf seine Erlasse war, und daß später der Kaiser in einer Unterredung die Äußerung tat: „Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich. Ich denke nicht daran, aus Bismarck einen Märtyrer zu machen, zu dem die Leute wallfahrten würden.“ Die „Leute“ sind dennoch zu Bismarck gewallfahrtet, Tausende und Abertausende. Die Möglichkeit aber, daß der Kaiser Bismarck etwa nach Spandau

schicken würde, war niemals gegeben, sintemal zwar Friedrich Wilhelm der Erste noch derlei Kabinettsjustiz treiben durfte, aber nicht Kaiser Wilhelm der Zweite. Ein seltsamer Anachronismus, aber psychologisch verständlich.

Und noch einige Worte ohne Kommentar:

17. Mai 1888. Den Tag füllten verschiedene Besuche aus. Friedberg fand ich etwas gedrückt. Er ist nicht mehr der große Mann, der er zur Zeit Kaiser Friedrichs war, wo alles ihm die Cour machte. Er weiß, daß der Kaiser die Semiten nicht protegiert. Dann besuchte ich den neuen Kabinettschef Lucanus, einen höflichen, glatten, verbindlichen Mann, der eher wie ein eleganter österreichischer Hofrat aussieht. Wilmowski flößte mir mehr Vertrauen ein. Um fünf Uhr zu Bleichröder. Wir sprachen oder vielmehr er sprach zuerst über die politische Lage. Er ist zufrieden und sagte, der Reichskanzler sei es auch, nur müsse der Kaiser sich hüten, nicht in die Hände der Orthodoxen zu geraten. Das vertrage man im Lande nicht. (Darin hat er recht.) Eine andere Gefahr sei Waldersee und dessen Anhang. Waldersee sei der Gegner Bismarcks und halte sich zu allem befähigt und berufen. Wer stehe dafür, daß diese Herren nicht wieder das alte Spiel anfingen und dem Kaiser sagten: Eigentlich bist du doch nur eine Puppe, Bismarck regiert. Bei dem alten Herrn habe dies keinen tiefen Eindruck gemacht, der junge werde empfindlicher sein." 18. Juni 1890. „Wir waren der Gefahr ausgesetzt, daß sich England und Frankreich Rußland angeschlossen hätten, was für uns ganz gefährlich gewesen wäre . . ." Später haben wir die Belehrung vernommen, daß solche Verbindung den Weltfrieden sichere. „18. März 1891. Marschall und Bötticher haben den Artikel der „Kölnischen Zeitung" gegen den Elsässischen Landesausschuß inspiriert, Caprivi und Miquel sind gut gesinnt. Marschall mit seinen Trabanten ist auch die Verschärfung des Paßzwanges zuzuschreiben." . . . . Marschall und Bötticher waren später Hohenlohes vertraute Minister. 19. De-

zember. „Als ich den Kaiser fragte, wie er jetzt mit dem Kaiser von Rußland stehe, sagte er: „Gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen." ... 6. April 1892. Caprivi sagte mir, der Kaiser spreche viel mit allerlei Leuten, was an sich ganz gut sei; er äußere sich dann aber oft im Widerspruch mit seinen offiziellen Kundgebungen, und daraus entstanden Mißverständnisse." ... 22. Juni. „Die Leute fürchten, daß Bismarck wiederkommen könnte." „Da können sie ruhig sein", antwortete der Kaiser lachend, „der kommt nicht wieder. Ich habe ihm sagen lassen, daß ich eine schriftliche Erklärung haben will. Die wird er nicht geben." Bekanntlich ist Fürst Bismarck wiedergekommen und hat dennoch keine schriftliche Erklärung gegeben. ... 7. November. „Der Kaiser von Rußland wünschte Werder als Botschafter in Petersburg. Schleinitz wußte das, empfahl aber Alvensleben, weil er nicht wollte, daß sein Nachfolger eine bessere Stellung am Hof haben sollte als er." ... 10. November. „Als auf Bismarck die Rede kam, meinte der Kaiser: Wenn man vergleiche, was Bismarck tue, mit dem, wofür der arme Arnim hätte leiden müssen!" .... 14. September 1893. „Die Militärpartei mit Hahnke an der Spitze arbeitet nach wie vor am Sturze Caprivis und hat den Sturm nur vertagt." ... 22. Januar 1894. Die gestrige Anwesenheit Herbert Bismarcks läßt die Gemüter noch nicht zur Ruhe kommen. Der Kaiser war heute bei Marschall und schimpfte über Herbert. Trotzdem hat er gleichzeitig einen Adjutanten mit Wein nach Friedrichsruh geschickt und dem Fürsten seinen Glückwunsch aussprechen lassen zu seiner Genesung. ... 25. Januar. „Caprivi gesteht zu, daß er von der Absicht des Kaisers, Bismarck zu empfangen, nicht informiert war." Zwei Tage später, nach dem Empfange: „Ja", sagte der Kaiser, „jetzt können sie ihm Ehrenpforten in Wien und München bauen, ich bin ihm immer um eine Pferdelänge voraus. Wenn jetzt die Presse wieder schimpft, so setzt sie sich und Bismarck ins Unrecht." ... 17. Ok-

tober 1896. Es ist eine eigene Sache mit meinen Beziehungen zu Seiner Majestät. Ich komme hie und da durch seine kleinen Rücksichtslosigkeiten zu der Überzeugung, daß er mich absichtlich vermeide und daß es „so nicht fortgehen könne.“ Dann spreche ich ihn wieder und sehe, daß ich mich geirrt habe. Gestern hatte ich Anlaß zu einem kleinen Vortrage, wobei mir Seine Majestät sein Herz ausschüttete . . . und bei welcher Gelegenheit er mich in der freundschaftlichsten Weise um Rat fragte. Ich komme dann wieder von meinem Mißtrauen ab.“

Wieder bot kein in den Verhältnissen ruhender Zwang den Anlaß zum Scheiden des Kanzlers. Dies wurde schon sichtbar, als der Mann, der sein Gehilfe gewesen war, der also seine politischen Auffassungen teilte, zu seinem Nachfolger berufen wurde. Fürst Bülow hatte sicherlich vor seinen Epigonen manchen Vorzug, aber mit ihnen teilte er auch das Mißtrauen, das die Nation in die Selbständigkeit ihres Charakters gesetzt hatte. Wenige Jahre erst waren vergangen, da sprachen selbst gemäßigte Blätter von dem Erwachen und Anwachsen einer „Simplizissimus-“ und „Zukunftsstimmung,“ einer Stimmung, die wahrlich nicht der herzlichen Freude an den Taten der Gegenwart entsprang. Man erzählte davon, daß der Kaiser das heftige Wort gesprochen habe von den „Kanalschluckern“ und „daß er alles kurz und klein schlagen werde, wenn die Handelsverträge mißlängen“, und resigniert schrieben mittelparteiliche Blätter: „Graf Bülow ist geradezu ausgeschaltet aus dem öffentlichen Leben, obgleich sein Amt und seine Jahre, seine Kenntnisse und seine Erfahrung ihn doch tauglich erscheinen lassen, das sinkende Vertrauen neu zu beleben.“ Als im Oktober 1901 der Kaiser zum Pürschgang nach Liebenberg zog, da schien das Schicksal des vierten Kanzlers bereits besiegelt. Wäre er geschieden — man hätte die Gründe nicht gekannt. Warum er blieb? Auch hier fehlt die Antwort. Als er dann heimkehrte, das Portefeuille im Arm, hat sich wieder keine Welle gekräuselt.

hatte er zur Ablehnung des Präsidenten Krüger geraten? War die Englandspolitik sein geistiges Eigentum? Fand die Zurückweisung der Burengenerale, die Ehrung der Roberts und Kitchener seine Billigung? Waren die wechselvollen Schicksale der Kanalvorlage sein Werk? Sein Name hat die Ereignisse gedeckt, aber sein Wille sie nicht geschaffen.

Und wieder ging ein Jahr ins Land, da erklang aus dem Munde eines Führers der Konservativen das Wort, das von der „Sehnsucht nach dem Kürassierstiefel“ sprach, und ein anderer Vertreter der Rechten rief aus: „Die Bismarcksche Zeit, als man sich froh als Deutscher fühlte, ist leider vorüber und trübe Zeiten sind über unser Volk gekommen. Viele Jahre werden nötig sein, um die Kluft wieder zu überbrücken, die jetzt zwischen dem Empfinden des Volkes und der Regierung liegt. Man muß heute wirklich ausrufen: Ein Königreich für einen Bismarck. Wo ist heute der Mann? Wo man hinkommt, überall der Schrei nach Bismarck. Wie ist sein Geist so ganz aus unserer Politik verschwunden! Wir müssen es heute hinausschreien: Wir wollen eine Regierung, die das Volksbewußtsein mehr berücksichtigt. Sollen wir denn das Erbe des Alten vom Sachsenwalde verschleudern?“ Ein anderer Vertreter der Rechten aber klagte: „Herr Gott, was hatten wir früher, noch vor zehn Jahren, für eine Stellung, und was treten sie uns jetzt alle auf die Füße. Wir denken immer durch Höflichkeit und Liebenswürdigkeit alles gut zu machen. Wir bezahlen so viel Geld für Militär und haben so schöne Kürassierstiefel. Warum treten wir nicht einmal auf?“ Selbst ein Mann, wie Eugen Richter, der zu allen Zeiten der schärfste Gegner des ersten Kanzlers gewesen war, ließ durch seine Reden zuweilen eine leise Sehnsucht durchklingen nach den Tagen, in denen eine starke, in sich geschlossene, energische Persönlichkeit zum Angriff oder zur Abwehr sich dem Feinde stellte. Denn auch dort, wo man sich nicht zu der Politik des Fürsten Bismarck bekannte,

fühlte man es, daß die eigenen Kräfte wachsen im Kampfe mit einem bedeutenden Gegner, daß sie erlahmen, wo der andere geschmeidig dem Stoß ausweicht. Der Niedergang des Parlamentarismus ist nicht allein durch die Sünden der Volksvertreter verschuldet, sondern auch durch das Schwinden der bedeutenden Charaktere im Lager der Regierung. Nicht nur an den größeren Zwecken, sondern auch an dem größeren Gegner wächst der eigene Wille; nicht in der Ebene, sondern am Bergeshang steigen, zur Sonne strebend, die Bäume am höchsten. „Wenn man einem wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht es wie ein Hauch von ihm auf uns über", sagt einmal Wilhelm von Humboldt. Dieser Hauch befruchtet, belebt und drängt uns zu seltenen Taten.

Man darf es auch jetzt, wo ein glücklicher Zufall, die Ablehnung einer direkten an den Kaiser zu richtenden Adresse des Reichstags, den Kanzler in schwerer Stunde zum Vermittler zwischen dem Kaiser und dem Volke machte, doch nicht vergessen, daß Fürst Bülow diese Rolle des altrömischen Senators nicht aus eigenem Antrieb aufnahm, und daß er vorher durch lange Jahre in seinem Verhältnis zum Kaiser sich kaum von seinen letzten beiden Vorgängern unterschied. Er war nicht stärker als sie gewesen, er hat sich nur als klüger erwiesen; er hat nicht schöpferisch gewirkt, aber er ist auch niemals das Hemnis einer aussichtsvollen Entwicklung gewesen, sondern er hat von ihr Nutzen gezogen und sie allmählich auch wohl sich seinen Zwecken dienstbar und sich zu ihrem Schöpfer gemacht. Das hat er fast programmatisch in jenen Bemerkungen ausgesprochen, die er an einen Festartikel über Eduard Zeller und an die Äußerung knüpfte, daß das System des greisen Philosophen die Philosophie der Diagonale sei, und daß auch Fürst Bülow oft versichert habe, er vertrete die Politik der mittleren Linie. Da führte er aus, daß er mit Aristoteles sich nur soweit verwandt fühle, als auch er ein Mann des staatlichen Lebens war, der das Richtige stets in der mitt-

leren Linie zwischen zwei Extremen sucht: Nicht das Ziel, sondern die Benutzung der Mittel mache den guten Politiker. Da stieg freilich unwillkürlich die Erinnerung herauf an das einzige Gespräch, das Fürst Bismarck über das Verhältnis von Philosophie und Politik geführt hat: „Wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundsätzen handelst du nun, sondern ich habe zugegriffen und getan, was ich für gut hielt. Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten.“ In der Tat besteht der wesentliche Unterschied zwischen dem Gelehrten, der durch Nachdenken im Studierzimmer die Wahrheit in ihrer Reinheit zu erfassen sucht, und dem Staatsmann, der genötigt ist, der Vergangenheit, den Schwierigkeiten, den Hindernissen Rechnung zu tragen, daß der eine nur an das denkt, was ist, während der andere sich mit dem beschäftigen muß, was sein kann. Nichts kann unheilvoller sein, als in der Politik ein Vorwalten des philosophischen oder in der Philosophie ein Vorwalten des politischen Geistes. Darum wird auch nur eine Betrachtungsweise, die nicht in der Leidenschaft der Seele, sondern in der nüchternen Logik des Verstandes allein den Führer zum Erfolge sucht, zu dem Leitsatz gelangen, daß allein der Mittelweg Wert und Bedeutung besitze. Man kann an sich nicht zugleich groß und artig sein; schon Lessing sagt: „Was artig ist, ist klein.“ Fürst Bülow aber schrieb weiter: „Was den guten Politiker macht, ist im Grunde nicht das Ziel, sondern die Benutzung der Mittel.“ Wäre es so, dann müßte das Ziel sich den Mitteln unterordnen, dann würde die Ziellosigkeit das letzte Evangelium aller Staatsweisheit bilden. Diese Lehre bedeutet nichts anderes, als den Verzicht auf jede Folgerichtigkeit und Klarheit, sie stellt sich nicht mehr aus eigenem Willen die Aufgabe, sondern sie empfängt sie vom Augenblick, sie nimmt sie vom Zufall entgegen, der allein noch den Kurs des Schiffes bestimmt.

Andere aber meinen: Was den guten Politiker macht, das ist gerade das Ziel, und nur das Ziel. In dem Ziel allein, das sich der einzelne stellt, und in der Kraft, die ihn zum Erfolge führt, liegt der Maßstab und der Wertmesser der Persönlichkeit. Nicht von dem großen Politiker, sondern von dem Manne der mittleren Linie braucht Macaulay das Wort, daß es sein gewöhnlicher Irrtum sei, to confound means with ends, Mittel und Zweck zu verwechseln. Im Kampfe um das Ziel, das aus dem sittlichen Zwange erwächst, offenbart sich die Größe des Staatsmannes, nicht aber in der Geschicklichkeit, den Fatalitäten des Augenblicks mit sorglich ausgeglichenen Mitteln zu begegnen. Ideen kann nur beherrschen, wer von ihnen hingerissen wird.

Und doch bildet gerade ein Mann, der frei von Leidenschaft und auch frei von der starren Energie des Charakters ist, die allein mögliche Ergänzung des Kaisers. Nur hat er nicht „den kalten Mut des schonungslosen Staatsmannes", den einst Schmoller an ihm rühmt, schon deshalb nicht, weil ihn derselbe Mann „in der auswärtigen Politik einen Fabius Cunctator, einen Vermittler" heißt und weil ein „schonungsloser Zögerer" eine psychologische Unmöglichkeit bildet. In Wahrheit ist Fürst Bülow hier wie dort, so in der äußeren wie in der inneren Politik stets ein Cunctator gewesen, eben weil ihm das Pathos fehlt, weil er selbst das Genie wohl stets für eine Eigenschaft hielt, schön anzusehen, aber gefährlich zu besitzen. Und wenn versichert wird, daß er „die feinste und sicherste Einschätzung aller Imponderabilien des Volksgeistes gerade bei der Auflösung des Reichstags zeigte, so hatte man doch vorher diese Einschätzung allzuoft vermißt, und erst die zentrumsfreudige Führung der Politik, erst dieser große und dauernde Irrtum hatte jene Imponderabilien geschaffen, die er dann allerdings sich dienstbar machte.

Man hat damals, als Fürst Bülow auf der Tribüne des Reichstags in Ohnmacht sank, eine Art von Symbolik in diesem Vorgang gefunden. Vielleicht mit Recht. Fürst

Bülow ist von zarterem Stoff, als einst der derbe Schönhauser Junker; er hat den Kürassierstiefel nie getragen, und er hat auch nie das kluge Rezept befolgt, immer wieder aus dem Boden der Mutter Natur gleich dem Riesen Antaeos sich die Kraft zu erneuern. Fürst Bülow ist Stadtkind und als Sohn des Diplomaten in den Salons aufgewachsen. Sein körperlicher und sein seelischer Bau ist wenig derb, und kaum war das Wort von der Rhinozeroshaut seinem Munde entflohen, so löste dem Empfindlichen eine Ohnmacht die Glieder. Den leidenschaftlichen Junker von Schönhausen packte, wenn ihm der Zorn in die Schläfen stieg, ein Gallenfieber oder in Nikolsburg auch ein heftiger Weinkrampf. Er fühlte das heiße Bedürfnis, das, was er erfaßte, zu zerschmettern, durch stürmisches Vernichten dem Sturme der Nerven zu gebieten. Das Merkzeichen des Genius ist die Leidenschaft; das Talent wird stets ausgeglichen sein. Wo der Genius zornig zum Hammer greift, wenn der göttliche Funke, der in ihm glüht, durch den Widerstand derer, die an ihm zweifeln, zur Flamme entfacht wird, bleibt der Mann, der nur reich begabt ist, gelassen und zuversichtlich, und wenn das Leben gegen ihn zum feindlichen Schlage ausholt, dann sinkt er zusammen. Es gibt vielleicht auch eine Psychologie, die in Ohnmachtsanfall und Gallenkolik zwei seelische Pole erkennt. Aber gegen Grillparzer zeugt nicht, daß er nicht Goethe war, und es soll kein Vorwurf sein, daß Bernhard von Bülow nicht Otto von Bismarck gleicht.

Bedarf doch ohnehin der Staatsmann heute anderer Tugenden als einst. Weil ihm fehlte, was in Bernhard von Bülow den Grund seines Wesens bildet, weil er in der trotzigen Rebellenweise des Genies sich nie bereit finden konnte auch nur zum flüchtigen Verzicht auf die eigene Meinung, deshalb mußte einst für Bismarck die Abschiedsstunde schlagen. Fürst Bülow aber hat selbst in den Stunden zu Potsdam die Jakobinermütze des trotzenden Genies nicht getragen. Dort stieß die junge Kraft des Kaisers hart mit

dem ehernen Willen und dem aus gewaltigen Taten geborenen selbstbewußten Stolze des Kanzlers zusammen, dort ragte erdrückend die Vergangenheit, hier hat der Kaiser selbst sich den Staatsmann gewählt, der ihn ergänzen, nicht aber seinen Willen lenken sollte, der nicht der Meister, sondern nur der Gehilfe werden durfte. Fürst Bülow ist gewandt ohne die Geschmeidigkeit des Höflings, und wenn er auch nicht schöpferisch ist, so besitzt er doch die Kunst jener Verteidigung, die auch in Augenblicken der Verwirrung und der scheinbaren Hoffnungslosigkeit einen gangbaren Ausweg entdeckt. Er muß eben den negativen Pol zu der überschäumenden Betätigungsfreude seines kaiserlichen Herrn bilden. Gleiche Pole stoßen sich ab. Wer den feinen Tönen des Lebens zu lauschen versteht, dem wird auch das Wort, das der Kaiser sprach, als er vom Unfall seines Kanzlers hörte: „Ich will meinen Bernhard sehen!“ noch mehr verraten, als die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen dem Herrscher und seinem ersten Diener. Hier spricht der bewußt stärkere Wille von dem, der ihm unterlegen ist. Kaiser Wilhelm I. hätte auch dann, wenn Bismarck im Sterben lag, nicht klagen können: „Ich will meinen Otto sehen.“

Herr Bernhard von Bülow aber wurde Graf, er wurde Fürst. Er stieg die erste Stufe empor, als der Kauf der Karolinen abgeschlossen war, die zweite Stufe, als die Märchen-Episode von Tanger zu Ende ging: Die Blume verwelkte, ehe die Frucht treiben konnte. Aber die Lust am Erfolge, der Eifer, der die Früchte vom Baume pflückt, ehe sie reiften, das Bedürfnis, der Tafelrunde des ersten Kaisers das Gleichnis zu schaffen, erhob dennoch zu ungelegener Stunde den Grafen zum Fürsten, ehe wirkliche Taten die innere Berechtigung schufen. Noch jetzt kann Fürst Bülow keinen Erfolg vorweisen, der auch nur dem äußersten Wohlwollen mit der Schöpfung des Dreibundes vergleichbar erscheint, keine Situation, deren Gefahren an den preußischen Konflikt gemahnen, keinen Schöpfer-

gedanken, der auch nur fern an die Umkehr zum Schutze der nationalen Arbeit, an die soziale Reform heranreicht. Schöpfergedanken — sie fehlen in all dem Trubel der zwanzig Jahre. Die regellose Phantastik des Kaisers, der dienende Gehorsam Caprivis, der schüchtern-listige Opportunismus Hohenlohes, die biegsame Diplomatenkunst des Fürsten Bülow — sie haben nur den Pessimismus gefördert, und die Demütigung des Kaisertums war der Ertrag, diese Demütigung, die doch zugleich die schwerste Verurteilung der Methode all der Kanzler nach Bismarck war. Auch des Fürsten Bülow, dem wohl ferne der Klang des Armensünderglöckchens tönte, als er nach langem, bangem Zögern doch vor dem Reichstag erscheinen mußte. Und der nur Nachsicht fand, weil man um den Nachfolger bangte.

Denn die politischen Talente gediehen nicht in dieser Zeit des absolutistischen Anspruchs. Sie fanden keinen Spielraum, und wenn sie zur Entfaltung gelangten, doch keine bleibende Stätte. In dem unübersehbaren Zuge des Todes, in dem die Geister der geschiedenen Minister dahinziehen, heben nur zwei Schatten sich markant von der großen Menge der Vergessenen ab: Bronsart von Schellendorf und Johannes von Miquel. Der hervorragendste Kriegsminister, den der preußische Staat seit den Tagen Roons gekannt hat, mußte von seinem Platze weichen, weil er an seinen Überzeugungen festhielt auch gegen den Einfluß des Militärkabinetts und sie nicht preisgab, auch als er den entgegengesetzten Willen des Kaisers erkannte. Er schied als ein aufrechter Mann, als ein Repräsentant jener alten Zeit, in der die Minister noch ausschließlich ihre Pflicht, nicht aber die Rücksicht auf die Erhaltung ihres Amtes zur Richtschnur wählten. Anders geartet war schon Johannes von Miquel. Er gehörte nicht zu jenen Staatsmännern, die durch ihren unbeugsamen Willen und die Leidenschaftlichkeit des politischen Empfindens ihrer Zeit den Stempel aufdrücken, denn solchen Persönlichkeiten bietet der Kaiserwille keinen

Raum. Aber er war dennoch nicht nur ein tüchtiger Ressortchef, nicht nur ein glänzender Verwalter der Finanzen, er war nicht nur ein ausgezeichneter Redner, sondern er war auch ein Mann von ungewöhnlich reichen Ideen und umfassenden Kenntnissen, der über dem einzelnen nie den Blick für das Ganze verlor. „Miquel hat immer neue Ideen", schrieb vorwurfsvoll Fürst Chlodwig Hohenlohe. Seine Energie war nicht weltbewegend, aber zähe, er hielt an seinen Plänen fest, auch wenn er eine Zeitlang sie scheinbar aufgab. Er war ein Meister der diplomatischen Mittel, aber nicht einer großzügigen Politik. Er hatte einst in Heidelberg und Nassau begeistert den Fürsten Bismarck gepriesen und war dennoch unter Caprivi Minister geworden, er blieb unter Hohenlohe, der sich von den Grundsätzen seines Vorgängers lossagte und er trug Bülows Berufung ohne Erregung. So wurde die Krisis, der er erlag, keine Charakterkrisis; nicht durch die Energie seines Willens, sondern durch den Versuch, dort auszugleichen, wo kein Ausgleich möglich war, trieb er dem Abgrunde entgegen. Aber gerade seine Fehler waren einst von dem Kaiser als Tugenden empfunden worden. Selten wohl hat er einen Privatmann so gefeiert, wie im Palmgarten zu Frankfurt den Oberbürgermeister Miquel; das Wort: „Das ist mein Mann" war charakteristisch für den, der es sprach, wie für den, dem es galt. Und doch hat sich der Abschied dieses selben Mannes in so schroffen Formen vollzogen, wie einst der Abschied Caprivis. Durch lange Monate schon hatte er den Monarchen kaum flüchtig von Angesicht gesehen, als ein Gebrochener verließ er die Kaiserstadt.

Alljährlich, wenn er über das Leichenfeld blickte, brauchte Eugen Richter das Gleichnis von dem Winde, der die Blumen auf dem Felde knickt: „Man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Das Gleichnis ist volkstümlich geworden, aber es ist nicht nützlich. Denn es deutet darauf, daß der Gang der Politik nicht durch Not-

wendigkeiten, sondern durch Stimmungen geregelt werde, als fehle der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Wer über die Scharen der Entschwundenen blickt, den mag es überkommen, wie einst den Odysseus, da er in das finstere Reich der Persephone hinabstieg:

„Doch es drängten daher unzählige Scharen der Geister
Mit grau'nvollem Getös' und es faßte mich bleiches Entsetzen."

Aber wenn der Minister vor allem der Vertrauensmann der Krone sein soll, so soll er doch in idealem Sinne auch der Vertrauensmann der Nation werden. Und sicherlich hat die Nation ein Interesse daran, zu fragen, warum plötzlich dieser oder jener Mann aus dem Dunkel emportaucht, und warum er ebenso plötzlich im Dunkel verschwindet. Wenn Beamte von vielfachem Erprobtsein oder Männer, die sich im politischen Leben bewährt haben, die letzte Staffel ersteigen, so wird nirgends Erstaunen oder Erregung entstehen. Aber anders ist es, wenn man vernimmt, daß nur eine gewandte Erzählerkunst oder gefällige Manieren, Eigenschaften, die nach Tische ganz angenehm sind, bei der Ministerauslese entscheiden. Und anders ist es auch, wenn das böse Wort vom Cliquenwesen stets von neuem ertönt, oder wenn gar, wie es im Reichsparlamente geschah, die Erinnerung an Alexander den Ersten und Friedrich Wilhelm den Vierten heraufbeschworen und von Einflüssen der Spiritisten und Gesundbeter geraunt wird. Es ist ein böses Geschenk des alten Onkel Chlodwig gewesen, daß er, was sonst nur unhaltbares Gerücht schien, mit dem Blute des Lebens erfüllt, daß er uns gezeigt hat, wie in unseren Tagen Gebärdenspäher und Geschichtenträger ihr Wesen treiben und wie sie auch dort in Tätigkeit treten, wo es sich um Kommen und Scheiden von Ministern handelt. Trifft doch die Wahrnehmung zu, daß auch bei der Besetzung der anderen wichtigsten Ämter wie in der Entlassung derer, die sie bekleiden, allzuoft die Erkenntnis

des zureichenden Grundes fehlt. So schuf bereits die Abberufung der Schlözer und Stumm von ihren diplomatischen Posten ein starkes Moment der Beunruhigung; immer wieder sah man die Vertreter der Bismarckschen Tradition der neuen Zeit zum Opfer fallen, immer wieder traten neue Männer an die Spitze der Verwaltung und auch hier kannte man selten das Verdienst, das die Stufe zu ihrer Erhöhung gebildet hatte. Wohl aber regte sich der Verdacht, daß angenehme gesellschaftliche Formen oder persönliche Konnexionen einen starken Einfluß ausübten. Man hat viel von der Persönlichkeit des Grafen Eulenburg, des Botschafters in Wien, aber wenig von seinen Taten gesprochen; man hat vergebens danach gespäht, welche Leistungen dem Grafen Metternich ein Anrecht gaben auf den schwierigen Posten in London; ein Speck von Sternburg suchte vergebens durch verheißungsvolle Reden dem Volke seine Legitimation für die Vertretung der deutschen Interessen jenseits des Ozeans zu erbringen.

Wohl aber vernahmen wir von dem einen im Tone ungeheurer Überlegenheit die Versicherung, daß die Anhänger der alten Traditionen die Politik „im extravaganten Jugendstile betreiben", und der andere hat zur Überraschung der eigenen Vorgesetzten öffentlich erklärt, daß die vorsichtigen Auffassungen des Fürsten Bismarck durchaus „antiquiert" seien, daß er selbst aber Leistungen vollbringen werde, „über die sich alle Welt noch einmal wundern soll." Hat aber dieses Auftreten überall peinlich berührt, so mußte solche Wirkung verstärkt werden durch die Annahme, daß diese ehrgeizigen Männer durch ihre Worte den Beifall des Kaisers zu erringen vermeinten, daß sie glaubten, den Intentionen des Kaisers gerecht zu werden und in seinem Innern eine verwandte Saite zu berühren. Das Ursprüngliche, das in allen Reden und Kundgebungen des Monarchen ruht, wird hier zur Grimasse, die Natur verwandelt sich in Kunst, und diese Kunst wäre unwillkommen und unsympathisch, auch wenn der

Vergleich mit der Vergangenheit vermieden würde. Schon vor Jahren, als der Kampf, den ein Witzblatt aufnahm gegen „Troubadour", „Austernfreund" und „Spätzle", beendet wurde durch einen nichtssagenden Pistolenschuß, erhob sich die Sorge, daß Schönrednerei und geselliges Talent allzu leicht den Vorrang gewinnen könnten vor gesichertem und ernsthaftem Verdienst. Im Auslande, vor spöttischen Hörern, hat ein Botschafter den Aufschwung des deutschen Wirtschafts- und Geistesleben mit den Worten erklärt: „Der weitblickende und überlegene Geist des jetzigen Kaisers bilden hier die vornehmste Triebkraft, zumal da der Monarch bekanntlich einer der hervorragendsten technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik ist," und der Redner blieb im Amte! Es wurde schon einmal zitiert, was Fürst Bismarck von seinem alten Herrn sagte: „Niemand hätte gewagt, ihm eine glatte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühle seiner königlichen Würde hätte er gedacht: „Wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln."

Jetzt aber zog überall die Überschätzung der Redekunst in das öffentliche Leben ein. Nicht mehr die unwillkürliche und unbewußte Beredsamkeit der Leidenschaft stand hoch im Preise, sondern die glatte Rhetorik der Salons und der politischen Advokaten. „Nur stets zu sprechen, ohne viel zu sagen", so lehrt die Weisheit des Rhampsinit, so lehrte man in den Tagen des Marcus Tullius, so lehrt man heute. Der sittliche Kampf, der den Grübler von dem Glauben, daß am Anfang das Wort gewesen ist, zu der Überzeugung leitet, daß allein die Tat schöpferisch und gestaltend wirkt, ist überwunden. „Wir sind nunmehr Kinder einer endlich angebrochenen neuen Zeit und haben die Aufgabe, ihr Ehre zu machen", so schrieb in einer gottverlassenen Stunde vor zwölf Jahren das „Militär-Wochenblatt". Die „endlich angebrochene Zeit" hat Waldersee und Loë, Wolff-Metternich und Speck von Sternburg

vor eisernen Taten bewahrt, aber sie hat sie alle und noch manchen anderen auf die Tribüne des Redners geführt, und noch immer hat, wo die Begriffe fehlten, ein Wort zur rechten Zeit sich eingestellt. Nur dreht nicht die Zunge, und sei sie noch so gewandt, das Rad des geschichtlichen Werdens, sondern der Arm. Die Tat gehört dem Tüchtigen, Wort und Weiberrock beginnen mit demselben Buchstaben. Aber wie bäumte sich das natürliche Empfinden empor, als einst ein deutscher General, als er ausziehen sollte, um blutigen Frevel zu rächen, noch als ihn das weite Weltmeer von dem Feinde trennte, bemüht war, in tönenden Reden sich den Lorbeer der Zukunft um die Stirne zu winden! Wie war man erstaunt, wie grübelte man über den Wandel der Zeiten, als wiederum ein preußischer General, dessen Werdezeit doch noch unter den rauheren Sitten der Wilhelminischen Epoche stand, zu Bonn einen Hymnus auf den Kaiser sang und den Besuch des Monarchen in der Königspfalz von Aachen als ein „weltgeschichtliches Ereignis" mit den Worten feierte: „Ich habe in meinem Leben vielen weltgeschichtlichen Ereignissen beigewohnt, aber ich erinnere mich keines, das die Begeisterung zu solcher Höhe steigerte". Und doch wurde Sedan geschlagen und in Versailles des Deutschen Reiches Einigkeit für ewige Zeiten besiegelt, ehe der redefreudige General für die Glorie des Aachener Tages zeugte!

Im Schatten eines Mannes von der Eigenart des Kaisers wird allzuleicht nur das Zwergobst gedeihen, und wo ein gerader Stamm nicht gestützt wird durch männlichen Stolz und aufrechte Gesinnung, dort wird er verkrüppeln. Charaktere bilden sich nicht an Höfen, sie schleifen sich ab. Darum vernehmen Fürsten so selten die Wahrheit, und wenn sie dennoch ihnen naht, so kleidet sie sich in ein gefälliges Gewand.

8. Kapitel.

Der Kaiser und die Parteien.

„Vor allem muß das Volk ablegen seine Sucht, das Höchste in immer schärfer sich ausprägenden Parteirichtungen zu suchen. Es muß aufhören, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Es muß seinen alten Erbfehler eindämmen, alles zum Gegenstand einer ungezügelten Kritik zu machen, und es muß vor den Grenzen halt machen, die ihm seine eigenen vitalsten Interessen ziehen."

So sprach am 18. Oktober 1899 Kaiser Wilhelm in Hamburg. Erschütternder als es hier geschah, hatte schon vierzehn Jahre zuvor Fürst Bismarck geklagt, daß der Parteigeist uns überwuchert, daß er mit seiner Lokistimme Hödur verleite, das eigene Vaterland zu erschlagen: „Er ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen worden." Der unvergleichlichen Kraft des ersten Kanzlers war es einst gelungen, des Verderbens Herr zu werden, und in der Zeit des preußischen Konfliktes die Macht seines Willens dem Volke aufzuzwingen. Durch Jahrzehnte hatte er den Parteigeist bekämpft, daß er sich ihm und seinem Werke beuge. Er hat es vermocht, weil er den Kampf nicht scheute, jenen Kampf, der nicht mit Worten geführt wird, sondern mit Taten. Nicht von der Parteien Gunst ge-

tragen, sondern in hartem Streit mit ihnen hat er, wie einst die Armeereform, so das Septennat, so die wirtschaftlichen und sozialen Reformen, so die erste Durchführung der Kolonialpolitik erzwungen.

Auch Kaiser Wilhelm beklagt den Parteigeist. Aber er ist seiner nicht Herr geworden, sondern schriller denn je erhob durch lange Jahre dieser Geist seine Stimme. Und aus der Fülle der großen und kleinen Parteien erklang noch niemals ein frohes Bekenntnis zu der kaiserlichen Politik, eine offene und ehrliche Zustimmung zu seinen Verkündungen. Auch bei den Blockwahlen nicht, deren erkorene Mehrheit schon nach zwanzig Monden die bitterste Folgerung der zwanzig Jahre zog. Eben weil in der Person des Kaisers das Problem ruht, das die Gegenwart beherrscht, und weil die Geschichte seiner Regierung einer Kette von Improvisationen gleicht, die immer wieder das ruhige Gefüge diplomatischer, wirtschaftlicher und sozialer Reformen durchbrechen, weil es unendlich schwer ist, den einheitlichen Gedanken, den leitenden Faden in dieser Reihe persönlicher Akte zu erkennen, die Brücke zu schlagen von den sozialen Erlassen zur Sedanrede und zur Rede von Breslau, von dem Rundschreiben gegen den Fürsten Bismarck zu den Fahrten nach Friedrichsruh, von der Feier Koscielskis zu den harten Worten der Thorner Rede, von dem Entrüstungstelegramm über den Reichstag zu der Klage um Lieber, von der Krügerdepesche zum schwarzen Tage von Köln — deshalb ruht der letzte Gewinn nicht in der Befestigung, sondern in der Erschütterung des monarchischen Gedankens, nicht in der Heilung, sondern in der Erweiterung des durch den Parteigeist gestifteten Schadens.

Einzelne Menschen vermögen dem Einfluß von Stimmungen zu gehorchen, nicht aber Nationen, es sei denn, daß eine jener großen Stunden heraufzieht, in denen das Schicksal sein entscheidendes Urteil spricht. Das böse Wort vom Zickzackkurs und von der Schaukelpolitik ist Gemeingut geworden. Man hat es nur einmal vergessen: In

jener starken Stimmung, die der Groll gegen die langwährende Herrschaft des Zentrums und das derbe Vorgehen Dernburgs erweckte, in jener nationalen Begeisterung, in der selbst die schärfsten Bekämpfer der absolutistischen Spielart der Vergangenheit vergaßen, um nur der Zukunft zu dienen — getragen vielleicht von der Hoffnung, gerade so den Kaiser zu der rechten Schätzung der im Volke ruhenden Kräfte zu führen.

Die Aufgabe der neuen Zeit mußte es werden, in energischer Ausgestaltung des Reichsgedankens den Übergangszustand zu überwinden, das Auge des Volkes auf neue begeisternde Ziele zu lenken und mit peinlicher Sorgfalt zu vermeiden, was den Ausblick auf diese Ziele verdunkeln kann. Sicherlich ruht auch in dem Handeln des Kaisers die gleiche Tendenz, aber der Erfolg hat sich nicht an sein Banner geheftet, eben weil er geglaubt hat, auf dem Wege eines seligkeitsbringenden patriarchalischen Absolutismus das Heil zu erreichen. Der Pessimismus ist niemals ein Kind der eigenen Zeugung, er erwächst auf dem Boden der Tatsachen. Schon drei Jahre nach der Entlassung Bismarcks hat ein Mann von Bennigsens ruhigem Urteil den Pessimismus als die herrschende Stimmung bezeichnet, und zehn Jahre später hat sich der gesamten Volksseele eine leidenschaftliche Sehnsucht nach einem Neuen und selbst nach dem Staatsstreich bemächtigt. Jeder Anlauf, bei dem die Kraft versagt, jeder Versuch, der mißlingt, jedes Tasten und Gleiten mindert die Autorität und erweckt den demokratischen Gedanken zu neuem Leben. Und in der Tat ist vielleicht die stetig fortschreitende Demokratisierung des gesamten Volkskörpers neben dem ebenso stetigen Verblassen des nationalen Gedankens die offensichtlichste und bedeutungsvollste Erscheinung der deutschen Gegenwart.

Jene demokratische Tendenz mag allgemeiner Natur sein, sie mag ihre Wurzel finden in dem ungeheuren Wandel, dem seit der großen Revolution das gesamte

geistige Leben der europäischen Völker unterlag, aber gerade das Hohenzollerntum, seine Kraft und sein Verdienst, hatten den sichersten Wall gebildet gegen die brausenden Fluten, und die junge Kaiserkrone hatte ihr einen neuen Nimbus verliehen. Er muß verbleichen, wenn der Träger dieser Krone ununterbrochen sich in den Mittelpunkt der Kritik stellt, wenn er, seinen persönlichen Willen auch im Nebensächlichen betonend, sich in die Gefahr begibt, sein königliches Ansehen und seine Souveränität vor der Zeit zu verbrauchen. Die demokratischen Instinkte lehnen sich auf, wenn sie den Lufthauch einer Tyrannis zu wittern vermeinen, und wiederum werden auch die Männer irre, die gern einem willensstarken Alleinherrscher die Geschicke der Nation anzuvertrauen bereit sind. Das Urteil, das schon im Jahre 1897 Mittelstädt fällte, als er schrieb: „Nur wer die Zeiten Friedrich Wilhelms des Vierten noch mitdurchlebt hat, wird sich ähnlicher Zustände einer autoritätslosen, jeglichen impulsiven Einflusses auf den Geist der Nation ermangelnden, von allseitigem Mißtrauen umrankten Regierung zu entsinnen vermögen; in dieser trüben, dumpfen Luft wuchert das antimonarchische Parteiwesen widerstandslos in die Höhe" — dieses Urteil ist sicherlich allzu düster, schon weil man auf die Zukunft, auf den innersten Kern des deutschen Volkes und die lichten und guten Seiten im Wesen des Kaisers das Vertrauen nicht verlieren will, wohl aber darf man nicht achtlos vorbeigehen an der unleugbaren Wahrheit, daß mit jenem Emporwuchern demokratischer Tendenzen sich zugleich ein rasches Sinken des nationalen Gedankens verband. Hier hat die Katastrophe, die mit dem Sturze Bismarcks hereinbrach, hier haben die Schwächen unserer internationalen Politik, die haltlos zwischen den Gegensätzen schwankt, hier hat das Versöhnungsbedürfnis, das der Nation als Ausfluß der Schwäche erschien, Mithilfe geleistet am Werke des Totengräbers. Eine stets entschlossene, großzügig nationale Partei ist auch im Zeichen der winzigen Mehrheit des

Blocks in den deutschen Parlamenten nicht vorhanden, und nirgends blüht die Zuversicht, daß das in seinem Vertrauen so stark erschütterte Volk auch in einem künftigen Wahlkampf die gleichen Kräfte aufbringen wird, es sei denn, daß der Furor teutonicus gegen das Drohen des Auslandes das Schwert aus der Scheide reißt.

Denn gerade dort, wo die verläßliche Reserve der Monarchie des Rufes ihres Führers harrt, wo die konservativ gerichteten Elemente des alten Preußens und der einst von flammendem Nationalgefühl erfüllte großdeutsche Liberalismus zum Kampfe bereit sind, hat allzuoft Enttäuschung und Erbitterung den Arm gelähmt. Wieder treten hier die Erscheinungen, die sich mit der Entlassung des ersten Kanzlers verbanden, für lange Zeit bestimmend in den Vordergrund. Das Kapital an nationaler Freudigkeit und nationaler Gesinnung, das in jenen trüben Tagen und in den folgenden Zeiten verloren ging, hätte nur eingeschränkt werden können durch gewaltige Erfolge, die den Gedanken an die Vergangenheit abgelenkt hätten auf die Gegenwart und die Gewähr boten auch für den Reichtum der Zukunft. Gewiß, an Erfolgen hat es nicht gefehlt, aber diese Erfolge waren nur scheinbar und sie wurden errungen im Gegensatz zu den konservativen und nationalen Elementen des Volkes. Sie waren entflossen aus dem Bedürfnis, die Gruppen, die einst den großen Kanzler in unversöhnlicher Feindschaft bekämpften, zurückzugewinnen: Die Popularität aber ist wertlos, wenn sie gesucht wird, sie muß als ein freies Geschenk sich bieten, und Stärke, nicht Nachgiebigkeit, schätzt ein Volk vor allem. Der „öffentlichen Meinung“ wurde die altbewährte Ordnung der Landgemeinden, wurden wichtige Grundsätze des Wirtschaftslebens, der Welfen- und Polenpolitik geopfert, und statt treuer Mitkämpfer gewann man zweifelhafte Freunde. Und indem man bald hier wieder und bald dort die Konzession einengte, indem man dem neuen Kurs gegen die Polen einen widerspruchsvollen neuesten Kurs gesellte,

indem man im preußischen Volksschulgesetz den Idealen des Liberalismus entgegentrat, denen man eben noch gehuldigt, scheuchte man die kaum Gewonnenen aus der Vorhalle des Vertrauens wieder zurück.

In seinem „System des Selfgovernement" hat Rudolf Gneist einmal gesagt: „Was ist die öffentliche Meinung? Sie kann eine große Macht sein, die unwiderstehliche Kraft des Nationalgefühls, welche in sturmbewegten, großen Zeiten die Geschichte einer Staatsregierung lenkt. Sie kann eine starke Macht sein, welche in ruhigen Zeiten die Richtung der Staatsregierung bestimmt durch den gleichen Pulsschlag öffentlicher Korporationen, die in gleicher Weise und in gleichem Geiste gemeinschaftliche Pflichten erfüllen. Allein sie ist etwas sehr Kleines und Unzuverlässiges, wo sie nichts ist als die Summe der nächsten Eindrücke, welche große und kleine Erwerbsgesellschaften, die Abonnenten großer und kleiner Zeitungen von den Tagesereignissen empfinden." Es war das Verhängnis der achtzehn Jahre bis zu den Dezembertagen 1906, daß nicht jene unwiderstehlichen Mächte, sondern diese kleinen und unzuverlässigen Kräfte den Kurs der Zeiten bestimmten.

Schon in dem ersten großen Konflikt, der zwischen der Regierung und den konservativen Volksteilen entbrannte, wurde das persönliche Moment so stark in den Vordergrund gedrängt, daß nur unerfreuliche Wirkungen entstehen konnten. Wiederholt hat der Kaiser damals, als die Frage der Handelsverträge das öffentliche Interesse beherrschte, aller Welt verkündet, daß er in der Opposition der Rechten nicht einen Kampf gegen seine Minister, sondern einen Kampf gegen den Träger der Krone, daß er in jedem Widerspruch ein Übelwollen gegen seine landesväterlichen Absichten erblicke. Diese Auffassung steigerte sich schon damals zu gesellschaftlichen Folgerungen, die, wie die Streichung der Grafen Kanitz und Mirbach von der Liste der kaiserlichen Gäste, dem monarchischen Gefühl des Altpreußentums und dem Selbstgefühl jenes Standes, deren

Mitglieder der Kaiser einmal in seiner Rede an die Johanniter als „die Edelsten der Nation" geschildert hatte, schwere Wunden schlagen mußten.

Aus der Rede, die der Kaiser am 6. September 1894 an die ostpreußischen Stände hielt, tritt seine Auffassung von dem Verhältnis der konservativen Parteien zur Krone mit einer Schärfe hervor, wie nirgends sonst. Der Bund der Landwirte war entstanden, die Erinnerung an die einst an derselben Stelle ausgesprochene Verkündung, „ein gutes, segenbringendes Königtum müsse vor allem fundiert sein auf der Grundlage eines fest und zuversichtlich zum Reichtum strebenden, Ackerbau treibenden Volkes" war in den wirren Kämpfen um die Handelsverträge erloschen, die Konservativen standen in Opposition. Da erwachte in dem Monarchen das Verlangen, sie für seine Politik zu gewinnen, für eine Politik, die ihre Aufgabe suchte in dem „Kampf für Religion, für Sitte und Ordnung gegen die Parteien des Umsturzes."

Dort in Königsberg fiel damals das Wort, daß eine Opposition preußischer Adeliger gegen ihren König ein Unding sei, obwohl die Gegnerschaft der Konservativen sich niemals gegen den Herrscher, sondern nur gegen die Maßregeln seiner Kommissare gerichtet hatte, dort wurde ihnen, wie einst den Junkern, die unter dem Vater des großen Friedrich der staatsbildenden Kraft des Hohenzollernhauses den Weg versperrten, das drohende Wort wiederholt von der Stabilisierung der Autorität, dort erklang die Mahnung: „Täglich ist mein Sinnen darauf gerichtet, Ihnen zu helfen; aber Sie müssen mich dabei unterstützen, nicht durch Lärm, nicht durch Mittel der von Ihnen mit Recht so oft bekämpften gewerbsmäßigen Oppositionspartei, nein, in vertrauensvoller Aussprache zu Ihrem Souverain. Meine Tür ist allezeit einem jeden meiner Untertanen offen und willig leihe ich ihm Gehör. Das sei fortan Ihr Weg und als ausgelöscht betrachte ich alles, was geschah." Und zum Schluß: „Wie der Efeu sich um

den knorrigen Eichenstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um Mein Haus. Möge er und mit ihm der gesamte Adel deutscher Nation ein leuchtendes Vorbild für die noch zögernden Teile des Volkes werden. Wohlan denn, lassen Sie uns zusammen in den Kampf hineingehen! Vorwärts mit Gott, und ehrlos, wer seinen König im Stiche läßt!"

Hier hat der Kaiser in der Tat mit rascher Hand und ohne Zwang die staatsrechtliche Doktrin beiseite geschoben, daß nicht er, sondern die Minister die Träger des politischen Systems und zugleich das Ziel jeder auf verfassungsmäßigem Boden stehenden Opposition seien. Damals schrieb ein konservatives Blatt: „Wenn die Adeligen fortan der Krone keine Opposition machen dürften, so müßten dieselben, soweit sie den Parlamenten angehören, entweder den Adel niederlegen oder ihr Mandat, sie dürften sich fernerhin nicht wählen lassen und auch dem Herrenhause nicht angehören." So führte der Kaiser auch die energische Agitation des Bundes der Landwirte gegen das wirtschaftliche System Caprivis auf ein gegen ihn persönlich gerichtetes Stimmungsmoment zurück, und zugleich richtete er wiederum ohne hinreichenden Zwang die gegen seine Minister gerichteten Lanzenspitzen auf seine eigene Brust, indem er in einer Audienz dem Vorstand des Bundes die tadelnden Worte zurief: „In dem Eifer, sich selbst zu helfen und den auf der Landwirtschaft lastenden Druck allen Kreisen des Volkes bekannt zu machen, haben sich Mitglieder Ihres Bundes zu einer Agitation in Wort und Schrift verführen lassen, die, über den Rahmen des Zulässigen hinausgehend, mein landesväterliches Herz tief kränken mußte . . . Mein landesväterlicher Rat geht deshalb dahin, daß die Herren jeder sensationellen Agitation sich enthalten." Diese Worte haben zur Versöhnung nicht beigetragen.

Fast leidenschaftlicher noch, als um die Handelsver-

träge ist fünf Jahre später der Kampf um den großen Kanal entbrannt, und auch hier wieder hat es nicht an zahlreichen Momenten gefehlt, die dem sachlichen Konflikt eine besondere Schärfe gaben durch das Hinzutreten und Aussprechen persönlicher Stimmungen. Hier handelte es sich im letzten Grunde nicht um große politische Prinzipien, wie sie in der äußersten Not auch Wilhelm den Ersten zum Worte drängten, sondern um Fragen der wirtschaftlichen Nützlichkeit, die eine Entscheidung nur nach sachlichen Gesichtspunkten heischten. Als der Kaiser sich mit ganzer Autorität für die Vollendung des Werkes einsetzte, da war eine Entscheidung im Parlamente noch nicht erfolgt; erst wenn sie ablehnend ausfiel, dann wäre es vielleicht begründet gewesen, durch eine von den Ministern amtlich gedeckte Kundgebung dem Volke den Willen der Krone und der Regierung darzulegen. Das hätte den Monarchen vor den Widrigkeiten des Parteikampfes geschützt und es verhindert, daß man die Parole „Für oder Wider den Kaiser" in den Zwist warf. Hatte der Kaiser ein Machtwort gesprochen, so mußten gerade loyale Männer, gerade die Getreuesten des Königtums in einen Konflikt der Pflichten gestürzt werden, den zu vermeiden die verantwortlichen Instanzen der Krone auf das Dringendste raten mußten.

Und wieder fielen, als die Konservativen bei ihrer Entscheidung gegen das Kanalprojekt blieben, dunkle Schatten auf die politische Lage und sie wurden noch finsterer, als in offiziösen Organen rücksichtslos erklärt wurde, daß der König in der Haltung der Rechten eine persönliche Herausforderung erblicke und entschlossen sei, den Fehdehandschuh aufzunehmen und den Kampf rücksichtslos durchzuführen. Wiederum wurden höfische Maßregeln gegen die Widerspenstigen ergriffen. Männer wie Graf Limburg-Stirum, der schon einmal den Zorn der Mächtigen auf sich lud, so daß ihm der Rang eines zur Disposition stehenden Gesandten entzogen wurde, verfielen der Ächtung und wurden von der Hofliste gestrichen, aber

zugleich verlor eine große Zahl von konservativen „Kanalrebellen" ihr Amt. Dies ist vielleicht der verhängnisvollste Schritt gewesen, von dem die Geschichte unserer neuesten Politik berichtet. Ob Graf Limburg-Stirum bei Hofe speist oder nicht, ist schließlich wenig bedeutsam; aber unerfreulich ist es schon, wenn ihm ein Ehrenvorrecht entzogen ward, weil er seine Überzeugung aufrecht erhielt auch gegen die Überzeugung des Kaisers. Strafe und Lohn dürfen keinen Einfluß haben auf das Votum des Volksvertreters, und selbst ein kaiserlicher Befehl müßte abprallen an einer aufrechten Gesinnung. Wäre es anders, so ginge der Parlamentarismus seines letzten Ansehens verlustig, er sänke herab zu der Würdelosigkeit des römischen Senates in den Tagen des Caligula oder Caracalla, und vergebens wäre all das Mühen und Streben unserer Väter gewesen, es auf dem Wege der Verfassung zu erlangen, daß sie Anteil erhielten an der Gestaltung der Geschicke ihres Volkes. Aber es scheint, als wenn in dem Kaiser zuweilen noch Vorstellungen lebendig werden aus vergangenen Zeiten, romantische Vorstellungen von dem Gegensatz zwischen Kaisermacht und Vasallentrotz oder von dem Widerstande, den einst dem ersten Hohenzollern die Quitzows und Bredows und später die Lindenberger, die Krachte und Itzenplitze entgegenstellten.

Die Stunde ist dann gekommen, in der die Konservativen, die Royalisten quand même, auch ihrerseits, das Schwert für das Königtum in der Faust, sich dennoch gegen den Kaiser und seine Methode wandten, da sie öffentlich erklärten: „Wir sehen mit Sorge, daß Äußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, teilweise durch mißverständliche Auslegung, unsere auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, sowie von der Pflicht beseelt, das

Deutsche Reich und Volk vor Verwicklungen und Nachteilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtsvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Äußerungen zukünftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge."

Es hat vielleicht keine wirksamere Anklage gegen den politischen Jugendstil, gegen die kaiserliche Romantik gegeben, als diesen Protest der Heydebrand und Kröcher, der Manteuffel, Mirbach und Normann.

Es ist eben so: Die kaiserliche Romantik mußte immer zu neuen Konflikten führen. Und doch liegt in dem Wesen des Monarchen selbst ein Zug, der diese Romantik eigentlich aufheben müßte. Das ist jener Zug, der ihm von den Lippen der Bewunderung das rühmende Beiwort eintrug, „daß er durchaus ein moderner Mensch sei".

Hier in diesem scheinbaren Gegensatz liegt das eigentliche Rätsel dieses seltsamen Charakters. Voll von leidenschaftlichem Interesse für alle Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik und, durch und durch realistisch, voll Eifer, ihre Erfolge in den Dienst der Nation zu stellen, steht er der neuen Kunst mit leidenschaftlicher Abneigung gegenüber, stellt er sich dort, wo er selbst zu schaffen gedenkt, unter den Bann der blutleeren, seelenlosen Allegorie, träumt er von der Wiederkehr des Glanzes und der Herrlichkeit der Medicäer. Der modernen Dramatik versagt er das Recht, aus dem sprudelnden Leben der Gegenwart ihre Stoffe zu wählen und weist sie zurück auf Sardanapal, auf Friedrich Eisenzahn und die Geschichte der Hohenzollern. In seiner historischen Auffassung folgt er heute den Spuren Houston Chamberlains, um, wie es zu Bonn geschah, vom Nationalismus und Universalismus, von historischen Ideen und Tendenzen zu sprechen, und dann wieder führt er alles Geschehen zurück auf die Tatkraft und den Willen ausschließlich der Könige. So ist er überschwänglich in der Bekundung des Dankes für all die Männer, die seiner Regierung Glanz, die seinen Ideen ihren Arm geliehen haben, und doch trennt er sich mit erstaunlicher Kälte von altbe-

währten Vertrauten, wenn sie ihm die Zirkel stören. Das freie Amerikanertum mit all seiner Nüchternheit und seinem Materialismus ringt ihm Sympathien ab, er erweckt die Bewunderung eines Mannes wie Cecil Rhodes, den er, der so tief durchdrungen ist von der Notwendigkeit, das Zeremoniell als ein wertvolles Hilfsmittel des Mysteriums der Romantik zu wahren, wie einen guten Kameraden empfängt, dessen Pläne er fördert und nach dessen Scheiden er bezaubert ausruft: „Warum habe ich nicht solch einen Minister!" Unwidersprochen blieb der Bericht über das Zusammentreffen der beiden Männer: „Als die beiden eisernen Hände in festem Griff einander umschlangen, sah Cecil Rhodes dem Kaiser scharf in das Auge und der scharfe und durchdringende Blick wurde vom Kaiser ebenso scharf und durchdringend zurückgegeben; in einem Augenblick hatten sich die beiden voll verstanden. Bei der großen Urteilsfähigkeit des Kaisers und der Leichtigkeit, mit der er seine politischen Pläne zu würdigen verstand, hat der Monarch die Größe der Rhodesischen Pläne und die daraus für Deutschland entspringenden Vorteile voll erkannt." So treibt den Kaiser ein merkwürdiger Hang zu den Milliardären aus Yankeeland, zu den Pierpont Morgan, den Vanderbilt und Armour, zu den self-made men und den Parvenus, so huldigt er dem Reichtum mit einer gewissen Andacht, und wiederum entbietet der Romantiker als „Herr des westlichen Meeres" dem Zaren als dem „Herrn des östlichen Meeres" seinen Gruß. Mit herrlichem Eifer bekennt er sich zu den Lehren Luthers, begeistert fühlt er sich als den berufenen Schutzherrn der evangelischen Kirche, und dennoch hat er noch für keinen Geistlichen dieser Kirche Worte solchen Preises gefunden, wie für die Bischöfe und Äbte Roms und für ihren obersten Schutzherrn, den Papst. Niemals lodert seine Begeisterung so flammend hervor, als wenn er seines Großvaters als des „großen Kaisers" gedenkt, und doch entgeht es ihm, daß die Wurzel seiner Erfolge in

seinem zähen Festhalten an den altpreußischen, durch und durch konservativen Traditionen ruhten, die selbst der Reichsidee sich feindselig entgegenstellten, um dann erst langsam und resigniert sich ihrem Banne zu fügen.

Gerade hier aber liegt der letzte Grund für die auffallende Erscheinung, daß in anderthalb Jahrzehnten ein innerlich von Zweifeln nicht bedrängtes, klares und offenes Verhältnis zwischen dem Kaiser und den konservativen Elementen der Nation nicht entstanden ist. Auf der einen Seite nennt sich der Herrscher den „Standesgenossen" des Adels, sieht er in ihm einen bevorzugten, mit besonderen Privilegien bedachten, aber auch zu besonderen Pflichten berufenen Stand, dem er gegenübersteht wie ein primus inter pares, den er schelten und belohnen darf und der dennoch stets zu seinem Dienste bereit sein muß; auf der anderen Seite fördert er nicht nur die Bestrebungen des Liberalismus, sondern er gibt auch in der Einführung der zweijährigen Dienstzeit jenen Kampfpreis auf, um den vor vierzig Jahren das preußische Königtum mit Einsetzung seiner Existenz gerungen hat. Und vor allem: er stellt dem historischen Adel das Bild seiner Entwicklung gegenüber, in dem nicht mehr die Nachkommen der alten Schwertmagen des Hohenzollerntums, sondern die Vertreter des Geldadels die entscheidende Stimme führen, dem sie ihr Gepräge geben sollen. Wie Pierpont Morgan und Vanderbilt ungewöhnliche Aufmerksamkeiten empfangen, wie Cecil Rhodes als der Bahnbrecher einer neuen, willkommenen Entwicklungsperiode hervortritt, wie die Tochter des amerikanischen Präsidenten erkoren wird, eine kaiserliche Jacht zu weihen, so erhebt sich auch in dem konservativen Lager der erdrückende Argwohn, daß Kaiser Wilhelm in der schicksalsreichen Streitfrage, ob Deutschland ein reicher Industriestaat werden oder die festesten Planken seiner Zukunft auch fernerhin in der Landwirtschaft finden soll, allzusehr sich dem Einfluß der „Modernen" beugt.

Das Wort von der „neuen Aristokratie" haben nicht

widerstrebende Elemente, sondern in hellem Jubel Organe der Börse geprägt. „Wenn Industrie und Handel in weiteren zehn Jahren", so schrieb eines von ihnen, „einen noch höheren Prozentsatz der Bevölkerung im Vergleich zur Landwirtschaft beschäftigen, wenn Deutschlands Volkszahl auf siebzig und achtzig Millionen gestiegen, der Industriestaat vollendet, der Agrarstaat überwunden ist, dann hat der Landadel seine Vormachtstellung eingebüßt. Ein neues Geschlecht, eine neue Aristokratie wächst heran und zieht in die Verwaltung ein. Mag die Gegenwart die liberalen Parteien nicht befriedigen, die Zukunft ist ihnen sicher."

Während im Volke die Abneigung gegen das Großkapital wächst und stets sich wiederholende Bankbrüche das Vertrauen immer wieder vernichten, treten, wie gesagt, zahlreiche Zeichen hervor, die auf eine gesteigerte Würdigung dieser Elemente am kaiserlichen Hofe deuten. Freilich hat noch ein Treitschke versichert, daß das schlechteste Element, aus dem man eine Klasse bilden kann, unzweifelhaft der Geldadel sei und er hat, hinüberblickend auf die Entwickelung der Eidgenossenschaft die Frage gestellt: „Können sich die Schweizer im Ernst darüber freuen, daß ihre edlen und ruhmvollen Geschlechter mehr und mehr geschwunden und an ihrer Stelle die Eisenbahndirektoren getreten sind?" Zwar hat er die Anhäufung riesiger Kapitalien in den Händen einzelner eine öffentliche Kalamität genannt und mit bitterer Sorge eine Zukunft gezeichnet, in der durch diese durchaus kosmopolitisch gearteten gewaltigen Vermögen, durch die fortwährende Ansammlung der Gelder in unwürdigen Händen die Existenz des Staates bedroht werden muß, aber es konnte dennoch nicht als eine Unmöglichkeit zurückgewiesen werden, daß die Friedländer oder Ballin, die Siemens oder Goldberger in den Rat der Krone berufen und an einen Platz gestellt werden könnten, von dem aus sie ihren Anschauungen autoritativen Ausdruck verleihen durften. Auf der

Nordlandreise des Frühjahrs 1902, dort also, wo der Kaiser möglichst zwanglos sich über die verschiedenartigen Strömungen des öffentlichen Lebens zu orientieren sucht, hatte der Kaiser, wie er vorher die Vorbereitungen zur transozeanischen Fahrt des Prinzen Heinrich in die Hände des Bankiers Goldberger legte, sich die Kommerzienräte Bleichröder und Arnhold, Isidor Loewe und Markus und den freisinnigen Abgeordneten Freese erwählt. Und in hoffender Ironie schrieb das leitende Organ der Sozialisten: „Das ist die neue Hofgesellschaft, deretwegen die Junker auf ihren Stammsitzen Simplizissimusstimmungen äußern.“ In anderen Kreisen aber hat man daran erinnert, daß in den Zeiten Wilhelms des Ersten weder Herr Isidor Loewe noch Herr Bleichröder in den engen Zirkel des Monarchen aufgenommen wurde, und man sorgte, daß die ungeheure Walze des modernen Lebens wie über die alten Geschlechter, so auch über die altpreußische Traditionen dahinrollen könnte, daß die angelsächsische Auffassung des Lebens, die auf jede andere Betätigung verzichtet und nur in geschäftlichen Leistungen ihr Ziel sucht, immer tiefere Schatten auf das Leben der Nation werfen könnte. Hat doch auch Prinz Heinrich in einer Rede zu Hamburg jener amerikanischen Auffassung das Zeugnis ausgestellt, daß sie nicht in der Dollarsjagd sich erschöpfe, sondern auch nach dem Besitze rein idealer Güter dränge. Dieses Zeugnis war irrig, es war das Resultat eines allzu flüchtigen Eindrucks. Denn der moderne Amerikanismus vertieft sich weder in Kunst und Wissenschaft, noch treibt er sie um ihrer selbst willen, sondern er huldigt ihnen als einem Sport oder als einem geschickten Mittel zum Erwerb.

Das „Erwachen des neuen Geistes“ oder doch die zustimmende Betonung wurden ergänzt durch ein deutliches Abrücken von den überlieferten Tendenzen des historischen Konservativismus, durch stets erneute und oft mit allzugroßer Schärfe betonte Konflikte mit der Rechten. Sie traf andererseits zusammen mit zahlreichen Symptomen,

die auf den Gedanken deuteten, den Ersatz für den protestantischen Konservatismus durch die Förderung römisch-katholischer Tendenzen zu erlangen. Kann aber dieser Gedanke jemals Gestaltung gewinnen? Können die neuen Strömungen siegen, ohne daß die Zukunft des deutschen Volkes in schwere Gefahren gerät? Der Name „Adel" bedeutet Geschlecht, die Vorstellung, daß es eine Vererbung der Vorzüge der Väter auf die Kinder gäbe, liegt hier zugrunde. Nicht die Talente, wohl aber die Eigenschaft des Charakters vererben sich in der Regel. Dazu kommt, daß der Charakter nicht nur angeboren, sondern auch anerzogen wird. Die Gewöhnung zu herrschen und die Dinge von oben zu sehen, wird einer, der in einem vornehmen Hause geboren ist, auch bei mittelmäßigen Anlagen sich leichter erwerben, als der andere, der sich erst emporarbeiten mußte. Helden werden von Helden und Braven gezeugt, sagt Horaz. Echter Adel ist nur dort vorhanden, wo es einen Stamm überlieferter Ehr- und Sittenbegriffe gibt. Wenn aber der Millionenerbe eines Mannes, der durch Spekulationen sich sein Vermögen erwarb, der Repräsentant einer neuen Aristokratie werden soll, wenn vielleicht gar die Nachkommen waghalsiger Unternehmer oder weitherziger Wucherer die Schildträger des Thrones werden, dann wird so ungefähr alles, was bisher als deutsche Art und deutsche Tugend galt, verschwinden und in der neuen Zeit der Händler wird eine neue Lebensanschauung erstehen, die wohl kaum einen Arndt und einen Schenkendorff zu flammender Begeisterung fortreißen wird. Gewiß, es ist wahr, daß nichts für die Ewigkeit gefestet ist und daß in der Bewegung allein die Möglichkeit glücklicher Entwicklung ruht; es mag auch sein, daß das Alte fallen muß, wenn das Neue sich gestalten soll, aber gesund ist nur eine organische Entwicklung, und das Reis des Kapitalismus, auf den deutschen Lebensbaum gepfropft, würde manches grüne Blatt zum Welken bringen und mancher strömende Saft würde versiegen.

Auf den Straßen der neuen Reichshauptstadt wurde am Tage der Silberhochzeit des Kaiserpaares eine Zeitschrift verkauft, von Leo Leipziger herausgegeben. Die Christen wurden darin Gojims genannt. In der Zeitschrift stand ein Artikel und über ihm in großen Lettern: „Israel Triumphator". Da klang es wie im Jubelstile des Gesanges Deborae und Baraks: „Lobet den Herrn, Ihr von Israel! Höret zu Ihr Könige, und merket auf Ihr Fürsten!" Und wir vernahmen, wie zum Mahle der Vertrauten im Kaiserschloß Herr James Simon, Herr Paul Schwabach und Herr Isidor Loewe geladen wurden, ein Mann der Börse, ein Fabrikant von Flinten und ein Held der Baumwolle. Vor wenigen Tagen sei es geschehen und nicht zum erstenmal. Bei der jüngsten Defiliercour, so vernahmen wir weiter, wurde die Tochter eines Berliner Bankdirektors, der gleichfalls seine Ahnenreihe bis auf die Patriarchen zurückführt, dem Kaiserpaar vorgestellt. Auch habe der Kaiser erst jüngst einem Essen im Automobilklub beigewohnt, zu dessen Teilnehmern die Herren Felix Simon, Bodenstein, James von Bleichröder, Levin-Stölping, Huldschinsky und Fritz Friedländer gehörten. Dieses Fest sei in schönster Harmonie verlaufen, der Herr aber — so schrieb Leo Leipziger — „der, aller Etikette zum Trotz, aus überquellendem patriotischem Gefühl beim Abschied die keuschen Lippen auf die Hand des Kaisers drückte, war zum Glück ein wackerer und ehrenfester christlicher Mitbürger."

Und weiter schrieb der Sänger des Liedes von Israel Triumphator: „In den ersten Jahren widmete sich Wilhelm II. in erster Linie militärischen Angelegenheiten, und die Jagd bildete seine einzige Erholung. Naturgemäß beschränkte sich hierbei sein persönlicher Verkehr auf den Adel. Aber in dem Augenblick, da der Monarch dem Wasser- und Automobilsport sein Interesse zuwandte, wechselte das Bild. Nur wenige unserer Adeligen sind materiell in der glücklichen Lage, eine Jacht oder ein Automobil ihr eigen nennen zu dürfen, und so mußte der Monarch not-

wendig die Bekanntschaft der deutschen Plutokratie machen." Das Gold ist das Mittel der Enteignung, nicht nur des Grund und Bodens, sondern auch ererbter Rechte. Die Nachfahren der freien Männer, die einst für die Hohenzollern den preußischen Boden erkämpften, haben keine Jachten und keine Automobile, darum müssen sie den anderen den Platz räumen, in deren Taschen das rollende Gold gelangt ist. Denn diese anderen haben noch andere Mittel, an die Seite des Kaisers zu treten und dort zu stehen, wo einst die Gefolgstreuen standen: „Bei näherer Bekanntschaft", so spricht wieder der Prophet des triumphierenden Geschlechts, „zeigte es sich, daß diese Kreise, die von den Makkabäern stammen, gern erbötig waren, mit ihren reichen Mitteln künstlerische und Kulturzwecke zu unterstützen, die unterirdischen Schätze Babels bloßzulegen, wohltätige Stiftungen ins Leben zu rufen und Museen mit erlesenen Kostbarkeiten zu füllen. Wilhelm der Zweite begnügte sich nicht damit, durch Titel und Orden seine Dankbarkeit zu beweisen, er erachtete die Herren, die sich so bereitwillig in den Dienst der von ihm angestrebten Ziele stellten, eines persönlichen Verkehrs für würdig und öffnete ihnen sein Haus."

Hier ist es mit offenem Zynismus gesagt, daß, wenn der goldene Finger anklopft, sich auch das Tor im Kaiserschloß öffnet. Und das Heft, in dem solches gesagt wird, kauften Tausende, und sie lasen es mit heißen Augen.

Ob auch mit frohen Augen? Ahnen sie alle nicht, wie sich mit den neuen Menschen auch eine neue Weltanschauung herbeidrängt, in der die Sitten der Väter versinken müssen? Ahnen sie nicht auch den Wandel des materiellen Lebens? „Jachten und Automobile ihr Eigen zu nennen, sind nur wenige unserer Adligen in der Lage", so schmettert in freudigen Tönen der Künder der neuen Zeit. In der Tat, es treten andere das Erbe der Vergangenheit an. Sie werden freilich nicht an der Veroneserklause für ihren Kaiser bluten und vor Fehrbellin nicht den

Tod Emanuel Frobens sterben. Weil der Boden, auf dem sie leben, nicht von ihrem Blut und auch nicht von ihrem Schweiß gedüngt ist, deshalb drohen sie schon in das Ausland zu wandern, wenn eine Börsensteuer ihre Millionen berührt. Auch das Haus Rotschild hat Jachten und Automobile, seine Gründer waren auf deutschem Boden geboren. Sie zogen fort über die Grenze, hierhin und dorthin, nach Frankreich, nach Österreich und nach England. Und sie wurden behende Franzosen, Österreicher und Engländer, denn ihre Gesinnung lebte nicht in ihrer Seele, sondern klebte an ihrem Kapital. Die Quitzows, die Köckeritz und Lüderitz, die Krachten und Itzenplitz haben wohl einmal das Schwert gegen ihren Landesherrn erhoben, weil sie in ihm den Verderber ihrer Freiheiten und Rechte erblickten; aber deutsch sind sie alle geblieben, und deutsch sind auch ihre Enkel, die jetzt auf verschuldeten Gütern sitzen oder ihrem Kriegsherrn im Heere dienen, die aber nicht durch Jachten und Automobile und durch Millionenschenkungen für Museen und Liebhabereien sich Gunst zu erwerben vermögen. Ein anderes Geschlecht dringt heran: „Die Kinder, sie hören's nicht gerne". Und sie glauben, was Goethe sagt: „Man leugnete stets und man leugnet mit Recht, daß je sich der Adel erlerne". Auch Rotschild, auch Bleichröder, auch Königswarter sind die Staffel emporgeklommen, die über den schlichten, bürgerlichen Namen hinausführt. Sind sie darum adelig geworden? Wird aus ihnen und ihrem Samen ein Freiherr von Stein, ein Marschall Blücher, ein Otto von Bismarck erstehen? Heute aber trägt Herr Koppel auf der Brust den Wilhelmsorden mit der Inschrift: „Wirke im Andenken an Kaiser Wilhelm den Großen."

Neben dem Adel aber und dem wurzelkräftigen Bauerntum findet der moderne Staat eine seiner stärksten historischen Grundlagen in der Geistlichkeit. Und auch hier hat das persönliche Eingreifen des Kaisers zu schwerem Mißverständnis geführt, und dieses Eingreifen mußte um

so bitterer empfunden werden, als es in hartem Widerspruch stand zu der Haltung, die der Monarch in seinen persönlichen Kundgebungen, die auch seine Regierung in ihren amtlichen Schritten einnahm gegenüber den Würdenträgern der katholischen Kirche und selbst gegenüber den eifrigsten Vorkämpfern der ecclesia militans.

Im Mai 1896 wurde ein Telegramm veröffentlicht, das der Kaiser an den ihm vertrauten Freiherrn von Stumm gerichtet hatte: „Stöcker endigte, wie ich vor Jahren voraus sah. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, ist auch sozial; christlich-sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides Christentum zuwiderlaufend. Herren Pastoren sollen um Seelenheil kümmern, Nächstenliebe pflegen, aber Politik aus Spiel lassen, dieweil sie das gar nichts angeht."

Dieses Telegramm gewann eine besondere Bedeutung dadurch, daß nicht nur das Oberhaupt des Staates, sondern auch der oberste Bischof der evangelischen Kirche in ihm sprach. Wenn auch der Protestantismus nicht gleich seiner ältesten Schwester für sein Oberhaupt die Unfehlbarkeit beansprucht, so schien doch schon der Gegensatz zwischen der Auffassung des Papstes von den Pflichten der Geistlichkeit und der Auffassung des Telegramms so außerordentlich groß, daß eine ganze Welt dazwischen zu liegen schien. In zahlreichen Encykliken hat Leo XIII. die Soldaten der streitbaren Kirche gemahnt, teilzunehmen an dem sozialpolitischen Kampfe. „Herren Pastoren sollen Politik aus Spiel lassen, dieweil sie das gar nicht angeht", so schrieb im Fridericianischen Stile der Kaiser. Es war natürlich, daß durch diese Order viele und nicht die schlechtesten Glieder der Geistlichkeit in einen schweren Gewissenskonflikt gestürzt wurden; zugleich aber erhob sich die andere Frage: Soll nur dem evangelischen Pastor versagt sein, sich um die erregenden Dinge des Tages zu kümmern, soll ihm bestimmt sein, seine Rosen und seinen Jasmin zu pflegen, Kinder zu taufen und Hochzeitsreden

zu halten, oder sollen die gleichen Grundsätze maßgebend sein auch für die Priester der katholischen Kirche? Allein im deutschen Reichstage saßen damals siebenundzwanzig Dechanten, Kapläne, Domherren, Stadtpfarrer und Vikare, sie nahmen zum Teil und nehmen noch heute eine führende Stellung ein, einer von ihnen war in Anerkennung seiner katholisch-christlich-sozialen Bestrebungen eben erst auf den eigens für ihn errichteten Lehrstuhl der Universität Münster berufen worden — galt auch diesen Männern das vernichtende Urteil aus kaiserlichem Munde? Wurden auch sie fortan ausgeschlossen von den großen Fragen der Zeit und hingewiesen auf den engen Kreis der Gemeinde? Fand aber diese Frage eine verneinende Antwort, so mußte die evangelische Geistlichkeit fortan ärmer an Waffen werden, als die Soldaten des Papstes.

Hätte die Kundgebung des Kaisers sich lediglich gegen die Exaltation einzelner gerichtet, wie sie namentlich in dem Auftreten von Männern wie Naumann und Göhre sich offenbarte, hätte es sich nicht um eine generelle Zurückweisung der geistlichen Bemühungen gehandelt, an den Kämpfen der Gegenwart sich aktiv zu beteiligen, wäre vom Throne her nur eine Warnung erklungen gegen eine hitzige und rücksichtslose Agitation, so wäre kein Mißverständnis entstanden. Denn solche Agitation geziemt sich für den Seelenhirten nicht, er darf nicht vergessen, daß er den Zorn nicht über sich Herr werden lassen darf und daß die Unduldsamkeit der schlechteste Schmuck des priesterlichen Gewandes ist. Aber wenn ihm der große Stifter der evangelischen Lehre, wenn ihm Martin Luther das Vorbild ist, dann darf er noch weniger vergessen, daß dieser Mann so tief wie kein anderer eingriff in das soziale Leben seiner Zeit, daß er an den christlichen Adel deutscher Nation seinen flammenden Appell gerichtet und zu den Bauern gesprochen hat und daß seine Rede auch im leidenschaftlichen Schwunge sich erhob, wenn es galt, Mißstände zu geißeln und den Hochmut zu zähmen. Das gerade ist

der große Fehler der evangelischen Kirche in langen Jahrzehnten gewesen, daß sie zu wenig sich um das Werdende kümmerte, daß sie in kühler Ruhe so oft abseits stand und nur mit den stumpf werdenden Waffen der Dogmatik kämpfte. Alter Wein gewinnt an Duft und Blume, aber auch er muß in neue Schläuche gefüllt werden; so müssen die Heilswahrheiten der christlichen Lehre, die Sätze von der Liebe und dem göttlichen Verzeihen, von dem Zukunftshoffen der Armen und ihrem Troste für die Ewigkeit bestehen, aber auch die Kirche muß sich anpassen dem fortschreitenden Leben, sie muß mit den wissenschaftlichen Wahrheiten wie mit den sozialen Notwendigkeiten rechnen und Stellung zu ihnen nehmen. Gewiß, die Geistlichkeit darf nicht zum Range einer politischen Partei herabsinken und Henry Brougham hat recht, wenn er sagt: „Ein vordringlicher, intrigierender, stürmischer Priester hat selbst dann keinen Anspruch auf unsere Liebe und Verehrung, wenn er sein geheiligtes Amt von seinen Handlungen trennt; noch weniger aber, wenn er beide vermengt, wenn er nicht davor zurückbebt, das Heiligtum selbst durch Verleumdung zu beflecken, wenn er mit den Waffen boshafter Verunglimpfung nicht allein in den Kreis des häuslichen Lebens eindringt, sondern sogar die geweihte Stille des Tempels mit der Fackel der Verleumdung überschreitet und sie flammend auf den Altar schleudert." Der englische Staatsmann hat recht; aber ein anderes ist es, die Geistlichkeit vor der Überschreitung geziemenden Maßes zu warnen, und wiederum ist es ein anders, von ihr zu fordern, daß sie der Politik dauernd entsage. Wo ruht denn der Schaden, den die Betätigung evangelischer Pfarrer an dem öffentlichen Leben der Nation hervorgerufen hat? Der Vorabend der großen Revolution fand noch die Geistlichkeit als einen besonderen Stand, der sich organisch losgelöst hatte vom Bürgertum wie vom Proletariat, der seine eigenen gesonderten Interessen vertrat. Erst unsere Zeit hat den sozialen Gedanken neu be-

lebt und neben den Staatssozialismus, den Sozialismus des ruhigen Erwägens und des kühlen Verstandes, hat sich der Sozialismus des Gemütes, der christliche Sozialismus gestellt, um mit ihm gemeinsam die Revolution zu bekämpfen. Er will die soziale Lehre in Einklang bringen mit der Lehre des Heilands, er will das Alte mit dem Neuen durchdringen und beide erheben. Das Wort aber „politische Pastoren sind ein Unding", zwingt zu dem Schluß, als wolle der Kaiser Verzicht leisten auf einen der wichtigsten Helfer im Kampfe. Dieses Wort schuf zugleich in seiner Einseitigkeit eine Scheidung zwischen evangelischem und katholischem Priestertum, die dem Ansehen der Verkünder der evangelischen Lehre weder förderlich noch nützlich sein konnte. Solche Wirkung war sicherlich nicht gewollt; daß sie dennoch eintrat, mochte die Auffassung derer bestärken, die der Geltendmachung kaiserlicher Stimmungen schwere Bedenken entgegenstellen.

In den Jahren, die seit der Absendung des Telegramms vergangen sind, hat der Kaiser die hier bekundete Auffassung nicht von neuem zur Geltung gebracht, er hat aber ebensowenig eine Korrektur versucht. Dagegen haben zahlreiche Zeichen darauf gedeutet, daß seine persönliche Wertschätzung für die Diener der katholischen Kirche noch gestiegen ist. Vielleicht ist die psychologische Erklärung für diesen Widerspruch darin zu finden, daß der Katholizismus nicht nur als Konfession, sondern auch in seiner politischen Organisation dem Kaiser als ein Fremdes, als ein Außenstehendes erscheint, das seinem Einfluß naturgemäß entzogen bleibt, während er als oberster Bischof der Landeskirche für sich ein analoges Recht beansprucht, wie als Souverän; dort sieht er eine Macht, mit der paktiert werden muß, hier aber Gehilfen, Handlanger, die sich seinem Willen unterzuordnen haben. Darum ist das Bild, das uns den Kaiser im Verkehr mit den Kardinälen, Bischöfen und Äbten zeigt, in satten und reichen Farben gemalt, während die Gestalten der protestantischen Geist-

lichen wie blutleere Schatten verschwinden. Im Volke aber, das nicht kritisch wägt, erwacht der Irrtum, daß trotz der so oft und mit voller Klarheit abgelegten Bekenntnisse zur Lehre des Reformators der Kaiser im Innersten seines Herzens eine geheime Vorliebe für den Katholizismus hege, und dieser Irrtum wurde noch gesteigert durch die durch anderthalb Jahrzehnte währende Betätigung einer Politik, die, auf das Zentrum gestützt, durch immer erneute Zugeständnisse an den Klerikalismus sich die wohlwollende Mitarbeit dieser unverhältnismäßig einflußreichen Richtung zu erhalten suchte.

In seiner kleinen Schrift über die Jugend Wilhelms des Zweiten versichert der Lehrer des Kaisers: „Es ist charakteristisch für seine ganze Entwickelung gewesen, daß er in unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung aus allem, was ihm widerfuhr an Glück und Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem, zu nehmen suchte, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit, in ihm fördern und entwickeln konnte. Der Anblick des Kulturkampfes mit seinen trübseligen Folgen stärkte seinen natürlichen Sinn für Billigkeit und religiöse Duldsamkeit.“ Dieser Versuch einer psychologischen Entwickelung ist unhaltbar, schon weil er überflüssig ist. Denn wie noch niemals, seitdem sie das Zepter führen, unter den Hohenzollern religiöse Unduldsamkeit sich geltend machen durfte, es sei denn in dem starren Sinn des ersten Joachim, so brauchte in dem Sohn eines Friedrich und einer Viktoria, die einen Zeller, einen Du Bois-Reymond und Helmholtz zu ihren Vertrauten zählten, die Toleranz nicht erst durch den „Anblick des Kulturkampfes mit seinen trübseligen Folgen“ erweckt zu werden. Gerade aus dieser tief in ihm ruhenden Toleranz entspringt ja das holde Phantasiebild, das der Kaiser sich von der römischen Kirche geschaffen hat, ihr entspringt die Überzeugung, daß ebenso ehrlich, wie er selbst die Gleichberechtigung der Bekenntnisse in Deutschland anerkannt

hat, auch der römische Stuhl bereit sei, sich mit dem Grundsatz der Parität zu begnügen. Wo früher das Rüstzeug weltlicher Kirchengesetze, staatlicher Gerichtshöfe, polizeilicher Zwangsmittel den Erfolg versagte, dort sollen fortan Versöhnlichkeit und überredende Liebe den Sieg herbeiführen. Diese Liebe umfaßt die Intransigenten des Vatikans, die, wie Leo der Dreizehnte das Ketzertum, wie der mit dem schwarzen Adlerorden geschmückte Rampolla das Germanentum tödlich hassen, sie umfaßt auch die festgeschlossene, in ihrem innersten Wesen immer stärker der Demokratie sich zuneigende rein politische Organisation der Zentrumspartei, deren erster und größter Führer nicht nur zufällig zugleich ein ultramontaner Katholik und auch ein Welfe war. Fürst Bismarck aber hat noch in seinem letzten Vermächtnis, zu einer Zeit, als der Kulturkampf längst beendet war, die warnenden Worte geschrieben: „Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen." Und er hat uns gelehrt, daß ein ewiger Frieden mit der römischen Kurie ebenso unmöglich ist, wie ein Frieden zwischen Frankreich und seinen Nachbarn: „Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unveränderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unseren französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat

zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

Hätte nun die Politik der Nach-Bismarckschen Zeit unter dem Zwange, den der Zersplitterung der evangelischen Elemente, die Unbelehrbarkeit der bürgerlichen Demokratie in nationalen Fragen und das Erstarken des Sozialismus ausübt, einen dem Klerikalismus geneigten Charakter getragen, hätte andrerseits die Krone sich nach Kräften außerhalb des Kampfbezirks und frei von jeder überschwänglichen, persönlichen Anteilnahme gehalten, so würde vielleicht die Bitterkeit einer Situation, die dem Protestantismus das Recht der Erstgeburt zu rauben droht, weniger peinlich gewesen sein. Aber der Kaiser empfindet gerade auf diesem Gebiete das unbezwingliche Bedürfnis, sich zu betätigen, weil er auch hier wie in der auswärtigen Politik den Einfluß seiner Persönlichkeit als einen der wirksamsten Faktoren betrachtet. Aber allzuleicht stellt sich dem mageren Gewinn ein stärkerer Verlust gegenüber: Während die Feindseligkeit Roms gegen das evangelische Kaisertum sich schwerlich vermindert, werden die natürlichen Verteidiger des in ihm verkörperten Gedankens in ihrer Energie gelähmt und in ihrer Kraft geschwächt.

Dem Worte, daß „politische Pastoren ein Unding sind", stellte der Kaiser drei Jahre später die an die „edlen Herren" der katholischen Kirche gerichtete Mahnung entgegen, mit „ihrer ganzen Arbeit und mit Einsetzen ihrer ganzen Persönlichkeit dafür zu sorgen, daß die Achtung vor der Armee, das Vertrauen zur Regierung immer fester und fester werde", eine Mahnung, die schon durch die Hervorhebung des politischen Begriffs der Regierung die politische Tendenz betont. Rein persönlichem Bedürfnis mochte auch fünf Jahre vorher die Kundgebung entsprungen sein, in der Kaiser Wilhelm seine Trauer um den Tod des Zentrumsführer Windthorst aussprach, aber hier wie beim Tode des Freiherrn von Frankenstein oder des Herrn von Schorlemer-Alst trat doch eine Wirkung hervor, die über

den engen Rahmen des privaten Beileids hinausdrang: wurden diese drei Männer der Bürgerkrone der patres patriae für würdig befunden, so mußten auch ihre Bestrebungen den Beifall des Monarchen finden. Kaiserworte sind eben niemals Worte, die ein Privatmann spricht, denn ein Kaiser kann sich wohl der Insignien seiner Macht, aber in keinem Augenblick seiner Würde entäußern.

Schon als jugendlicher Prinz hat der Kaiser mit jenem Enthusiasmus, der auch in dem anderen nur reine und edle Motive sucht, sich in seinem Urteil über die Vorkämpfer der römischen Kirche von einem Optimismus lenken lassen, der doch wohl in der Welt der Tatsachen auf harten Widerstand stößt. Während nach dem Urteil Bismarcks keine Diplomatie so geschult, so listenreich ist, wie die Diplomatie des Vatikans, nennt er den Kardinal Kopp eine „einfache, kluge, naiv deutsche Natur"; und vom Propst Scheuffgen von Trier, einem „frischen, energischen jungen Mann" versichert er dem Oheim, daß er mit ihm „ganz offen gesprochen habe, daß beide sich vortrefflich verstanden." — „Auch Galimberti," so schreibt er weiter, „hat mir in allem ausnehmend gefallen und was er sagte, hat guten Eindruck gemacht" und er schließt mit den Worten: „Ich bin unendlich froh, daß dieser unselige Kulturkampf zu Ende ist. Letzthin sind mehrere hervorragende Katholiken wie Kopp und andere mehrmals zu mir gekommen und haben mich mit einem rückhaltlosen Vertrauen beehrt, das mir wohl tat. Mehrmals hatte ich auch das Glück, mich zum Dolmetscher ihrer Wünsche zu machen und ihnen einen Gefallen zu tun, so daß es auch meinen bescheidenen Kräften vergönnt war, an diesem Friedenswerk mitzuwirken. Das bereitete mir aufrichtig Freude und ich bin glücklich."

Aus allen späteren Taten des Kaisers spricht der lebhafte Wunsch, die Kurie zu versöhnen und die Erinnerung an den Kulturkampf auszulöschen. So willig aber auch die evangelischen Kreise diesem Bestreben gefolgt sind,

so mußte doch immer wieder die Besorgnis laut werden, daß das lebhafte Temperament des Kaisers und die allzu warmherzige Betonung seiner Sympathien für die Männer, die nicht nur die Hirten ihrer Lämmer, sondern zugleich auch die Agenten der politischen Macht des Papstes sind, im Lager der kämpfenden Kirche unrichtige Vorstellungen wachrufen könnten über die Machtmittel und das Friedensbedürfnis des Staates. Die Antwort, die noch am Tage des heiligen Canisius in der Enzyklika des Papstes erklang, atmete denselben Haß gegen die lutherischen Ketzer, der einst die Anhänger der Reformation auf die Scheiterhaufen führte. In der Tat ist das Deutsche Reich bisher allein der gebende Teil gewesen.

Auch dem obersten Träger der kirchlichen Autorität des Katholizismus hat der Kaiser wiederholt sich persönlich genähert in der Überzeugung, daß auch hier die Verständigung von Person zu Person alte, tiefgreifende, niemals zu tilgende Gegensätze auslöschen und den ewigen Frieden besiegeln würden. Schon bei dem zweiten Besuch des Kaisers in Rom war Leo XIII. von dem Wesen des hohen Besuchers entzückt und fortan konnte man ohne Mühe die Taktik der römischen Diplomaten verfolgen, in begeisterten Hymnen über den Träger der deutschen Kaiserkrone sich zu erschöpfen, während gleichzeitig das „écrasez l'infâme“, der Zornruf gegen die Ketzer, die Welt durchhallte. Und war der leitende Gedanke solcher Diplomatie nicht psychologisch fein berechnet? Dort der greise, kluge, skeptische Kirchenfürst, der längst gelernt hatte, die Dinge der Welt ohne Illusion, ohne jenen blauen Rand zu betrachten, den Phantasie und holder Glaube mit leichter Hand zeichnen, dem Skeptiker gegenüber ein Monarch, der seine Argumente hervorholt aus dem tiefen Born der Begeisterung, der offen und warmherzig seine volksbeglückenden Hoffnungen ausspricht. Und jene Taktik, jene psychologische Spekulation fand ihr triviales Echo in den dem Papsttum ergebenen Kreisen. Als zum dritten Male der Kaiser zum

Vatikan zieht, da drängen sich in überschwänglicher Begeisterung Pilger und Nonnen, Priester und Mönche in den Vordergrund der Begrüßenden, die Loyalität und Ergebenheit zu bekunden, und von den Lippen eines in der Menge verschwindenden Geistlichen ertönt der Ausruf: „Heil Karl dem Großen!" Und dieser Ruf wird aufgenommen: „Da sahen die Römer", so schrieb ein Blatt, „einen Karl den Großen wieder heranziehen zu Peterskirche und Vatikan, hinantreten zum Papst, ihn begrüßen, der würdevolle Imperator den würdigen Pontifex, der Herrscher über Katholiken den Herrscher der Katholiken". Da wird erzählt, wie der „Imperator" die glanzvollen Veranstaltungen des Besuches eigens inszenierte, „um den Wünschen seiner Katholiken in würdiger und voller Weise gerecht zu werden, daß also der Akt der Höflichkeit oder des persönlichen Bedürfnisses ein weit berechneter politischer Akt gewesen sei, bestimmt, das evangelische Kaisertum als Bittgänger des Pontifikates hinzustellen." Und andere Organe des Klerus erzählten geflissentlich, wie der Kaiser sich tief herabgebeugt habe auf die Hände des Papstes: „Es war ein ergreifendes Bild, als Kaiser Wilhelm dem heiligen Vater entgegeneilte und aufs herzlichste seine beiden Hände ergriff und küßte". Vor der Phantasie der Gläubigen des Zentrums sollte wieder der Steigbügel Barbarossas und das härene Gewand des Büßers von Kanossa erscheinen, in ihnen sollte der Stolz aufflammen über den Wandel der Zeit, die dem Felsen Petri neuen, währenden Glanz gebracht. In jenen Tagen wurde Graf Waldersee nach Fiesoli gesandt, den Jesuitengeneral zu begrüßen, und von den Lippen des vierten Kanzlers floß die Kunde, daß Preußen bereit sei, die heimkehrenden Söhne Loyolas in seinen Grenzen aufzunehmen.

Sicherlich war es nicht immer zu verurteilen, wenn die Regierung Wilhelms des Zweiten dem Zentrum gegenüber sich zu Konzessionen verstand, um die wichtigen nationalen Aufgaben, die in der Heeresfrage wie auf dem

Gebiete des Seewesens erwuchsen, zu glücklicher Lösung zu führen. Aber solche Konzessionen werden schon deshalb stets ihr Mißliches haben, weil sie nicht ein freiwillig dargebrachtes, sondern ein erzwungenes Geschenk bedeuten. Tritt aber gerade in solcher Lage der Herrscher mit seiner Person offen hervor, so wird das Mißvergnügen allzu leicht die Grenze überschreiten, die das Verfassungsrecht vorsichtig zog. Es wirkt verwirrend, wenn der Kaiser einem Prälaten zuruft: „Wenn alle Geistlichen Ihrer Konfession im Lande so denken, wie Sie, dann ist es um die Zukunft unseres Landes wohl bestellt", und wenn dann mit leichter Mühe nachgewiesen wird, daß derselbe Prälat seine Überzeugung niedergelegt hat in der Lehre, daß die Kirche die unbedingte Oberhoheit über den Staat, daß der Papst das Absetzungsrecht über alle weltlichen Fürsten, über Kaiser und Könige besitzt, „sobald der dem Papst anvertraute Schutz des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche es fordert", daß ihm das Recht zusteht, „in gewissen Fällen" vom Eide der Treue zu entbinden. Als die aus rein politischen Gründen erfolgte Berufung des jungen Sohnes des Zentrumführers Spahn als Geschichtslehrer an der Universität Straßburg vielfachen Groll gegen die entscheidenden ministeriellen Instanzen wachrief, da wurde abermals ohne Zwang ein Teil dieses Grolles abgelenkt, als es bekannt gegeben wurde, daß der beteiligte Beamte ein Bild des Kaisers erhielt mit dem Trutzvers als Unterschrift: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen die Wespen nagen". Es wird und kann niemals in einem geistig regsamen Volk an Streitobjekten fehlen, aber der Kampf wird durch das Eingreifen der Krone stets kompliziert.

Es ist dann in den Dezembertagen des Jahres 1906 die Abkehr von jenem Kurse gefolgt, in dem das Zentrum die Führung hatte. Sie folgte der populären Strömung, aber sie hat sie nicht geschaffen. Denn sie beruhte ja gerade auf dem Entsetzen der Nation vor dem durch die Regierung

geförderten, stets wachsenden Einfluß des Zentrums auf das politische Leben. Darum liegt ein gewisser Mangel an innerer Logik in jenem plötzlichen Bruch, wenn anders jenes Entsetzen nicht eben bis zu denen stieg, die es erweckten wenn anders den Kanzler nicht dem alten Genossen gegenüber die Stimmung des Clarence am Tage von Coventry überkam: „Sieh hier, ich werfe meine Schmach dir zu! So nah geht deine Übertretung mir, daß, um mit meinem Bruder gut zu stehn, Ich hier für deinen Todfeind mich erkläre. Und so, hochmüt'ger Warwick, trotz' ich dir. Und wend' errötend mich dem Bruder zu: Ich will hinfort nicht unbeständig sein!"

Sind auch im Kaiser psychologische Spuren einer inneren Umkehr sichtbar gewesen? Im Frühjahr 1905 hat Dr. Behrmann, Senior zu Hamburg, in einem kirchlichen Blatt eine kurze Schilderung des Domfestes veröffentlicht, in der es nicht angenehm berührte, daß der Geistliche von dem Sonnenschein des Wohlwollens spricht, von dem ein Strahl auch auf ihn gefallen sei, daß er davon erzählte, wie seine Augen sich an dem Anblick der Majestäten und anderer fürstlicher Herrschaften geweidet hätten oder wie die Kaiserin sich seines Pastorenkragens freute. Solche Äußerungen blieben besser dem intimen Kreise der Kinder und Enkel oder dem Tagebuche vorbehalten, in dem empfindsame Seelen ihre Freuden und Leiden niederzulegen gewohnt sind. Aber Herr Behrmann erzählt auch, daß der Kaiser ihm auseinandergesetzt habe, welchen Erfolg er sich von dem in der Domfeier zum Ausdruck gebrachten Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Protestanten für den Kampf mit dem Ultramontanismus verspreche, und er fügte als Überzeugung des Kaisers folgende Sätze hinzu: „Nicht irgendwelche Organisation ist es, wodurch der Protestantismus den Katholizismus besiegen wird, denn in der Organisation wird die katholische Kirche uns stets überlegen sein; aber an den Früchten wird man erkennen, wohin der Sieg sich neigt;

denn an ihnen erkennen wir, ob Gott mit uns ist oder mit jenen, und ist Gott mit uns, so siegen wir, wenn auch nicht in zwanzig oder in zweihundert, vielleicht in fünfhundert Jahren." Ob Herr Behrmann die Gedanken des Kaisers richtig interpretiert hat oder nicht, ließ sich nicht erkennen; jedenfalls aber enthielten die von ihm mitgeteilten Sätze nichts, was den Katholizismus irgendwie verletzen oder herausfordern könnte. Im Gegenteil: während die katholische Kirche schon dadurch, daß sie ihre allein seligmachende Kraft zum Dogma stempelt, sich in eminenter Weise als intolerant erweist, stellte der Kaiser das Problem dahin, daß der endgültige Sieg dort bleiben werde, wo die innere Wahrheit am stärksten gesichert und die sittliche Idee der christlichen Religion am reinsten gelehrt wird. Er proklamierte lediglich einen geistigen Kampf, aber nicht einen Kampf, der mit mechanischen Mitteln geführt und erledigt werden kann. Aber zugleich wurde berichtet, daß Prinz Heinrich in der Unterhaltung mit einem hessischen Pfarrer geäußert habe, er, der Prinz, wie der Kaiser selbst, wünschten eine „anti-ultramontane Bewegung".

Hier sind Spuren einer psychologischen Wendung gegeben, aber es sind im Grunde doch nur Stimmungsmomente, Äußerungen, aus der Situation und aus dem Augenblick geboren, und schon zwei Monate später sahen wir in Metz den Kaiser umgeben von Kanzler und Ministern, und mit ihnen vereinigt in buntem Kranz die Erzbischöfe Kopp und Fischer, den Bischof Benzler und zahllose Würdenträger der katholischen Kirche, wir sahen, wie dem Kaiser der Orden vom Heiligen Grabe unter feierlichen Zeremonien als Dank für die Fahrt zum Gelobten Lande überreicht wird, und wir schauen die Versuche, das Herz des deutschen Kaisers für den in Frankreich so hart verfolgten Nachfolger Petri zu gewinnen: Da betonte eine kluge Psychologie: Jetzt stehe der Papst und all die Großen des verflossenen Regimes hilflos dem Unglück gegenüber, das über die verwahrloste Kirche Frankreichs herein-

gebrochen sei. Wenn der Kampf in Frankreich nicht in letzter Stunde noch eine andere Wendung nimmt, so müßten der sorgenbeladene Papst und die Kirche ihre letzte Kraft in den sachso-germanischen Völkern suchen, dann sei der Zusammenbruch des Romanismus nur noch eine Frage der Zeit. Da sprach dann der Kaiser in Superlativen von Päpsten und Mönchen, und jubelnd schrieb das führende Blatt des Zentrums: „Ein Kaiserwort, das in den Annalen der Geschichte seine Verewigung finden wird!" Der Jubel war erst gedämpft, als abermals nur wenige Monate später der Kaiser zum Kampfe gegen das Polentum aufrief und die kirchlichen Würdenträger mahnte, das Wort des „großen priesterlichen Greises", des Papstes, nicht zu vergessen, daß alle katholischen Untertanen, „sämtlicher Stämme und jedes Standes", also auch die Polen, jederzeit treue Untertanen ihres Landesherrn sein sollen!

Warum aber ist der Kampf gegen das Polentum so ohne Erfolge geblieben, dieser Kampf, der so lange unversöhnlich bleiben wird, bis der letzte Bewohner der preußischen Ostprovinzen den Traum von einer Wiedererstehung Polens preisgegeben hat? Weil auch hier der Kaiser in dem Verlangen, die Gegensätze durch liebenswürdige Verbindlichkeit auszugleichen, in den Vordergrund trat. Denn nicht die Schüler Bismarcks allein wußten es, sondern auch aus den Tagen Flottwells und Staegemanns hatte man die Gewißheit übernommen, daß man die Polen niemals gewinnen wird und daß jedes Entgegenkommen gegen ihre Wünsche das Mißtrauen des bedrohten Zarenreiches hervorrufen werde. Wenn trotzdem eine „Ära Koscielski" heraufziehen konnte, in der die Führer des polnischen Intransigententums zu Vertrauensmännern des kaiserlichen Hofes avancierten, so mußte Enttäuschung und Verwirrung in die Reihen der Kämpfer einziehen, die des ersten Kanzlers getreueste Helfer waren. Man mochte auch, als der Kaiser auf seiner zweiten Römerfahrt den Kardinal Ledochowski ansprach mit den Worten: „Nicht wahr, alles

Geschehene ist vergessen?" und als er ihm auf goldener Tabatière sein Bild verlieh, es nicht leichthin übersehen, daß dieser Mann einstmals als Erzbischof von Posen keck den staatlichen Gesetzen die Stirn bot, daß er vorher, als er im Jahre 1870 persönlich in Versailles erschien, die Forderung stellte, Deutschland sollte zugunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaates in Italien intervenieren, daß er im Grimm über die Ablehnung sich an die Spitze der ultramontanen Opposition gegen das neue Reich gestellt und alle klerikalen Feindseligkeiten und allen polnischen Haß gegen das junge Werk unserer Helden in seiner Person kristallisiert hat. Noch stärker aber waren die Zweifel, als Florian von Stablewski, der fanatische Führer des Polentums, als Nachfolger des deutschen Dr. Dinder auf den Sitz des Erzbischofs von Posen berufen wurde. Denn nur wenige Wochen waren vergangen, seit dieser Mann auf dem Katholikentage zu Thorn seine Stimme also vernehmen ließ: „Die unselige Zeit des Fürsten Bismarck ist zu Ende, wir wollen nicht mehr darauf zurückkommen. Den Thron hat ein Monarch bestiegen, der auf der Höhe seiner Zeit und seiner Aufgabe steht. Und die Aufgabe, die ihm zugefallen, ist eine schwierige: er soll einerseits das Christentum, die gesellschaftliche Ordnung, das monarchische Prinzip beschirmen, während andererseits die Welt des Ostens ihn und seine Ziele bedroht Rußland mit seiner fremdartigen Kultur, mit seinem offiziellen religiösen Fanatismus, mit seinem Rassenhaß und dem Bestreben, ein Weltreich oder wenigstens eine Welthegemonie zu gründen. Von zwei Seiten bedrohen große Gefahren das hochherzige Werk des Monarchen. Wo ist nun unser Platz? Darauf deutet hin unsere Geschichte, unsere Erziehung, unsere Kultur. Wir Polen sind Söhne des Westens, wir sind Kinder der katholischen Kirche, deren erbittertster Feind Rußland ist."

Wieder erwachte das Gefühl, als habe das Verlangen, auf anderen Bahnen, als sie Bismarck verfolgte, zu Erfolgen zu schreiten, als habe der irrige Glaube, daß die

starrste Unversöhnlichkeit zerschmelzen müsse unter dem Einfluß der kaiserlichen Huld, die Wurzel einer so befremdenden Entschließung gebildet. Und wieder tauchte die Erinnerung auf an eine nicht allzuferne Vergangenheit, in der der neue Mann den Ausspruch seines Landsmanns, des Abgeordneten Szuman: „Wir werden uns verteidigen usque ad finem“ bekräftigt hatte mit den Worten: „Deus mirabilis, fortuna variabilis.“ Noch Dinder hatte dem Mann, der jetzt sein Nachfolger wurde, es untersagt, ein Mandat als Abgeordneter anzunehmen, und nahe genug lag der Verdacht, daß dieser Fanatiker nach Kräften zerstören werde, was Bismarck in langer Arbeit aufgerichtet hatte. Vergessen war damals die alte Regel, daß die Staatsgewalt sich auf ihre Freunde, nicht auf ihre Feinde stützen darf, daß eine Regierung nur ihre innere Haltlosigkeit verrät, wenn sie in kurzsichtiger Überschlauheit unbelehrbaren Gegnern zu schmeicheln sucht. Jedes Bestreben, den Konflikt durch Konzessionen an den Gegner zu beseitigen, ist nicht nur nutzlos, sondern auch gefährlich und muß zur allmählichen Liquidation des Staatswesens führen. Historische und politische Kämpfe, das war auch die Überzeugung des ersten Kanzlers, müssen auch im Innern ausgekämpft werden, wenn ein dauernder Friede geschaffen werden soll; durch Nachgiebigkeit sind nur Augenblickserfolge zu erzielen, man entlastet die Gegenwart zu Ungunsten der Zukunft. Die Unbequemlichkeiten, denen man zurzeit entgeht, verschwinden nicht, sondern kehren in bedrohlicher Gestalt wieder zurück. Zugeständnisse werden immer als Schwäche gedeutet und haben nur den Erfolg, die Ansprüche zu vergrößern. Für den Staat bedeutet fortwährender Kampf das Leben. Eine Politik aber, die diesen Kämpfen systematisch ausweicht, bringt das Staatsleben zu einer Stagnation, die nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich die Entwicklung des Landes gefährdet. Es tritt ein Zustand der Lähmung ein, aus dem schließlich nur auf explosivem Wege herauszugelangen ist. Die Auf-

gabe des Staatsmannes ist es nicht, den Kampf zu verhindern, sondern zu sorgen, daß er unter günstigen Bedingungen geführt werde. Kein Leben ohne Kampf!

„Ich erwarte, daß es Ihnen gelingen wird, soweit dies Ihres Amtes ist, die Gegensätze zu versöhnen, welche bei den Kindern eines Landes keine Berechtigung haben," so hatte der Kaiser gesprochen, als der neuernannte Erzbischof den Treueid leistete. Das geschah am 12. Januar 1892. Am 7. September 1894 erhielten noch, als der Kaiser in Marienburg weilte, die Polen in der Nähe des Monarchen bevorzugte Plätze, während alte, treue Diener des Staates „in Nebenräumen, ohne daß sie ihre Plätze wußten, sich Plätze suchen mußten." Der Posener Militärkapelle wurde es untersagt, an der Huldigungsfahrt der Ostpreußen nach Varzin teilzunehmen, und an die Beamten erging ein gleiches Verbot. Im Bromberger Kreise aber konnte bei einer Kosciusko-Feier ein polnischer Edelmann seinen Hörern ungestraft zurufen: „Ihr sollt Polen sein und bleiben und im Notfall euch, wie früher, mit Leib, Axt und Sense verteidigen. Einen König haben wir nicht. In früheren Zeiten übernahm in solchen Fällen der Erzbischof die Regierung. So habt ihr jetzt zu diesem zu halten und ihn als euren König zu betrachten." Da plötzlich vernahm man von Thorn her, wo der Kaiser weilte, aus seinem Munde das schärfste Wort, das jemals ein preußischer König zu seinen Untertanen sprach. Dieses Wort fiel, nachdem erst vierzehn Tage seit den Festen von Marienburg ins Land gegangen waren. Der rasche Wechsel der Stimmung hat eine zureichende Erklärung auch später nicht gefunden. Aber daß sie einen so unzweideutigen Ausdruck erhielt, mußte um so glücklicher wirken, als vorher die polenfreundlichen Handlungen der Regierung gewissermaßen mit dem Privatsiegel des Monarchen versehen worden waren.

„Es ist zu meiner Kenntnis gekommen," rief der Kaiser in Thorn, „daß leider die polnischen Mitbürger

hierselbst sich nicht so verhalten, wie man es erwarten und wünschen sollte. Sie mögen es sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf meine Gnade und Teilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt als preußische Untertanen fühlen. Ich hoffe, daß die Thorner polnischen Mitbürger sich entsprechend dem, was ich in Königsberg gesagt, verhalten werden; denn nur dann, wenn wir alle, Mann an Mann geschlossen, wie eine Phalanx zusammenstehen, ist es möglich, den Kampf mit dem Umsturz siegreich zu Ende zu führen. Daß die Thorner in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangehen, wünsche ich von Herzen." Und beim Abschied fügte der Kaiser hinzu: „Ich wünsche, daß das, was ich heute vormittag gesagt habe, allgemein bekannt werde; ich habe es nicht bloß in den Wind gesprochen. Ich kann auch sehr unangenehm sein, und werde es, wenn erforderlich, auch werden." Als wenige Tage später die Deutschen der Ostmarken nach Varzin gekommen waren, da sprach, anknüpfend an die Ereignisse von Thorn, Fürst Bismarck die Hoffnung aus: „Gott gebe dem Kaiser Ruhe und Diener, die bereit sind, im Sinne des kaiserlichen Programms zu handeln." Die gegen die Polen gewandte Politik der folgenden Jahre war dem Bemühen gewidmet, einen Teil der Mauern, die der Kurs des Grafen Caprivi niedergerissen hatte, von neuem zu errichten. Allerdings hat man es noch immer vermieden, mit jener Energie zu handeln, die einst Flottwell und Bismarck forderten und betätigten, man hat die Fluten noch nicht zurückgedrängt, aber man hat doch versucht, ihr Bett zu verengen. Als im September 1902 der Kaiser zum ersten Male die Hauptstadt der Ostmarken aufgesucht hat, da hat nur die deutsche Bürgerschaft ihre Häuser geschmückt, die Polen aber verharrten in mürrischem Trotz. Und froh begrüßte ganz Deutschland das Gelöbnis des Herrschers: „Was diese Stadt und dieses Land geworden sind, das verdanken sie der Arbeit der preußischen Könige. Ich als ihr Nachfolger,

werde es an meinem Teil nicht fehlen lassen." Und freudig vernahm man auch des Kaisers Verlangen, daß die Bewohner der Ostmarken trotz ihrer geschichtlichen Überlieferungen in erster Linie getreue Bürger des preußischen Staates sein sollen. So wurde der Kaiser zum Führer in dem Kampfe um deutsches Recht und deutsche Art. In dem Enteignungsgesetz wurde später der erste wirksame Versuch eines Ausgleichs begangener, schwerer Fehler gemacht. Nur wird dieser Ausgleich sich sehr langsam vollziehen. Denn im nationalen Kampfe ist jede Nachgiebigkeit Schwäche, und nichts ermutigt den Gegner so sehr, wie der Glaube an diese Schwäche.

Wie in der Polenpolitik, so mußte auch in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie der Gedanke, auf dem Wege des Entgegenkommens alle Gegensätze zu löschen, scheitern an seiner inneren Unmöglichkeit. Denn in solchem Kampfe kann es nur Sieger und Besiegte geben, ein Kompromiß aber ist unmöglich, weil es stets einen Rest von unbeglichenen Forderungen bestehen läßt, an den sich von neuem Unzufriedenheit und eine destruktive Agitation anknüpfen wird. Das freilich, worauf es ankommt, hat der Kaiser frühzeitig und richtig erkannt, auch wenn er zuweilen in raschem Stimmungswechsel der Enttäuschung Raum gab, die er über die Undankbarkeit der einen und über den Widerstand der anderen empfand: daß der Staat, wenn er siegen will, ein *gutes Gewissen* haben, daß er erfüllen muß, was Zeit und Gerechtigkeit von ihm fordern, daß es mit der Gewalt allein nicht getan ist, wenn sich ihr nicht eine in alle Tiefen dringende Reform gesellt. Dieser Gedanke war ein Erbstück aus der reichen Hinterlassenschaft des ersten Kaisers und seines Kanzlers, die zuerst, seitdem die Menschheit den weiten Weg durch die Jahrtausende antrat, den Satz in Wirklichkeit zu wandeln unternahmen, daß nicht nur der einzelne, sondern auch die im Staatswesen gegebene Gemeinschaft ein fühlendes Herz haben soll.

Weil die Undankbarkeit der einen, der Widerstand der anderen sein empfindliches Herz enttäuschte, weil die patriarchalische Auffassung von dem Königtum als dem Hort aller Spenden und dem Untertanen, der nicht sein Recht zu fordern, sondern nur freiwillige Gaben freudig zu empfangen hat, scheitern mußte an der harten Barre des Tatsächlichen, deshalb der scheinbare Widerspruch zwischen dem Frühlingsschimmer des Jahres 1890 und der düsteren Herbststimmung der Kaiserreden von Bielefeld, Breslau und Essen. Von der Hand eines Hohenzollern stammte einst die Mariginalnote: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen, ist schon durch Salomo und Sirach empfohlen.“

„Eine genauere persönliche Einsicht in die harte und hoffnungsarme Existenz der Arbeiterbevölkerung, wie der reflektierende Vergleich derselben mit der eigenen materiellen Behaglichkeit und Sorgenfreiheit, wie die eingehende Beschäftigung mit den sozialen Fragen der Gegenwart machten für seinen durch und durch gerechten Sinn die Notwendigkeit sozialer Reformen zu einem unanfechtbaren Axiom und zu einer persönlichen Lieblingsvorstellung.“ So urteilt, sicherlich zutreffend, der Erzieher des Kaisers. Aber das Gefühl allein darf nicht die Herrschaft führen und die leidenschaftliche Lust am Erfolge, die den Kaiser beseelt, wird gerade hier alsbald ihre Schranken finden, wo es sich um die Korrektur einer tausendjährigen Entwicklung und im letzten Grunde um ein Naturgesetz handelt. Darum ist den hochsinnigen Ideen, die den Februarerlassen im Jahre 1890 zugrunde lagen, der gesicherte Erfolg verweigert worden und der ungeheure Apparat der internationalen Konferenz hat völlig versagt.

Schon bei dem Empfang der Bergarbeiter im Mai 1889 hat Kaiser Wilhelm seine Absicht bekundet, die soziale Bewegung nur dann zu fördern, wenn sie die von den Gesetzen gezogenen Grenzen nicht überschreitet: „Sollten

Ausschreitungen gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe vorkommen, sollte sich der Zusammenhang der Bewegung mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so würde ich nicht imstande sein, eure Wünsche mit meinem königlichen Wohlwollen zu erwägen. Denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungesetzlichem Widerstand anreizen, so würde ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht — und dieselbe ist eine große — zur Anwendung bringen." In jenem Frühjahr war Fürst Bismarck noch Kanzler, und zu den Gründen seines Sturzes gehörte sein Festhalten an der Auffassung, daß der Kampf zwischen Arbeit und Kapital ein ewiger sein wird und daß der Staat gezwungen ist, zu jeder Stunde alle Maßregeln bereit zu halten, um die eigene Sicherheit gegen die Revolution zu schützen.

Dem Sturze des Sozialistengesetzes hat sich die Veröffentlichung der Erlasse gesellt, jener freudigen und feurigen Verheißungen, die auch heute noch nicht zur Erfüllung gereift sind. Die Zahl aber der sozialistischen Stimmen ist auf drei Millionen geschwollen. Das Wort des Kaisers: „Ob mir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen um die Aufbesserung des Wohles der arbeitenden Klassen werde, in meinen Bestrebungen werde ich nicht erlahmen," ist in seinem pessimistischen Teil zur Prophezeiung geworden. Die Arbeiterschaft entzog sich der patriarchalischen Führung der Monarchie und vertraute dem eigenen Arm, und die Hoffnung des Kaisers, daß er aus eigener Kraft mit der Sozialdemokratie fertig werden könne, ist zerschellt.

Wiederum war es die persönliche Stimmung, die den Kaiser zu dem Aufruf von Königsberg: „Auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung, gegen die Parteien des Umsturzes" und ein Jahr später zu den grollenden Worten

der Sedanrede trieb. Mit der Umsturzvorlage war der Versuch gescheitert, auf dem Wege der allgemeinen Gesetzgebung der Sozialdemokratie Herr zu werden. Am Sedantage aber vernahmen wir den Ruf: „In die hohe, große Festesfreude schlägt ein Ton hinein, der wahrlich nicht dazu gehört; eine Rotte von Menschen, nicht wert, den Namen Deutsche zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns geheiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesamte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun dann rufe ich Sie, um der hochverräterischen Schar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen," und einige Tage später: „Schließen Sie sich zusammen, um das Andenken und die Person Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Ersten zu schützen und zu wahren, wie ich dazu schon an anderer Stelle mein Volk aufgerufen habe."

Der Strafrede des Sedantages ist eine politische Aktion nicht gefolgt, die tiefe Entrüstung, die das nationale Bürgertum erfüllte, wurde nicht ausgemünzt zur entscheidenden Tat. Und auch die Zukunft hat kein neues geschaffen. Wohl verkündete in Bielefeld der Kaiser als sein Programm: „Schutz der nationalen Arbeit, Zurückweisung jeder Umsturzbestrebung und schwerste Strafe demjenigen, der seinen Nachbarn an freiwilliger Arbeit hindert," ein Jahr später vernahmen wir, zu Oeynhausen die an die westlichen Industriellen gerichtete Verheißung: „Ich habe Schritte getan, so weit es in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen, um Sie vor wirtschaftlich schweren Stunden zu bewahren. Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz desjenigen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feierlich versprochen worden. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern noch in diesem Jahre zugehen, worin jeder, er möge sein, wer er will, und möge heißen, wie er will, der einen deutschen

Arbeiter, der willig ist, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht, oder gar zu einem Streik anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird, um unsere nationale Arbeit in dieser Weise so weit es möglich ist, zu schützen. Recht und Gesetz sollen und müssen geschützt werden, und soweit werde ich dafür sorgen, daß sie aufrecht erhalten wurden.

Aber die „Zuchthausvorlage" sank, wie vorher das Umsturzgesetz, und dort, wo man den Sieg erhofft hatte, zog die Demütigung der Niederlage ein. Und wieder schien ein merkwürdiger Wandel in den Auffassungen des Monarchen erkennbar zu werden, als man im Januar 1900 die Äußerung vernahm, daß die Sozialdemokratie „nur eine vorübergehende Erscheinung sei und sich austoben werde". Hiermit schien zugleich der dauernde Verzicht ausgesprochen zu werden auf die Anwendung aller staatlichen Machtmittel. Wozu denn auch besondere Anstrengungen, wenn ein Übel doch vorübergeht? Hatten aber tatsächliche Ereignisse, hatte der Verzicht der Sozialdemokratie auf ihre Pläne den Kaiser zu dem neuen Programm veranlaßt? Hatte sie auch nur ein Wort des Dankes gehabt für die gewaltigen sozialpolitischen Arbeiten der Zeit? Nichts von alledem. Gerade damals warnten besonnene Männer vor einer Unterschätzung der in den Arbeiterkämpfen ruhenden historischen Bewegung. Sie erinnerten daran, daß hundert Jahre zuvor auch die Berater Ludwigs des Sechzehnten gemeint hatten, die Bewegung, an deren Spitze die Mirabeau, Danton und Robespierre standen, werde sich austoben. Die Geschichte ist einen anderen Weg gewandelt, sie wird auch von unseren Zeiten das Gesetz aufstellen, daß jeder Anlauf, der nicht zum letzten Ziele vordringt, nur neue Begehrlichkeiten erregen, vorhandene Ansprüche nur steigern kann. Sie wird auch der Auffassung derer eine gewisse Begründung nicht ver-

sagen, die in den ersten kaiserlichen Aspirationen wenig mehr erblickten, als die Äußerungen eines vielseitig begabten, den mannigfaltigsten Zeitströmungen zugänglichen Geistes und eines für schnelle Impulse empfänglichen Temperamentes. Die Zukunft wird auch zu prüfen haben, ob wirklich jemals, solange nicht willenlose Nachgiebigkeit den natürlichen Geist des Widerspruchs erstickt hat, Drohungen und Scheltworte den Sieg sichern können. In Essen brauchte der Kaiser das Wort von den „niederträchtigen und gemeinen Taten der Sozialdemokratie", er sprach sein Vertrauen darauf aus, daß die Arbeiter Krupps es „der deutschen Arbeiterschaft fühlbar und klar machen werden, daß weiterhin eine Gemeinschaft oder Beziehung zu den Urhebern dieser schändlichen Tat — des Todes Krupps — ausgeschlossen sein müssen." In den Reichstagswahlen aber stimmten plötzlich Zehntausende für den Kandidaten Bebels. So hat der Kaiser in seiner Breslauer Rede versichert, daß die Lehren der Sozialdemokratie „auf grober Lüge und schwerem Irrtum beruhen, daß die Agitatoren, statt die Arbeiter objektiv zu vertreten, sie nur aufhetzen gegen ihre Arbeitgeber, gegen alle andern Stände, gegen Thron und Altar, daß sie die Arbeiterschaft nur auf das Rücksichtsloseste ausbeuten, terrorisieren und knechten, um die eigene Macht zu stärken, daß sie nur Haß zu säen suchen und feige Verleumdungen ausstreuen, daß ihnen nichts heilig blieb und daß sie sich am Hehrsten vergreifen, was wir hienieden besitzen." Und auch hier brachten die Wahlen immer wieder eine ungeheure Verstärkung der sozialistischen Stimmen, und mit der wirtschaftlichen Bewegung zugleich ist die Abneigung der Massen gegen die monarchische Staatsform in ungeahnter Weise gewachsen. Wird aber der Rückschlag der Dezemberwahlen dauernd bleiben? Das ist eine Frage, die in tiefem innern Zusammenhang auch mit der Entwicklung des Kaisers steht.

Denn der Schatten des kaiserlichen Patriarchalismus muß für immer verschwinden. Das ist die erste Bedingung

des Sieges. Denn der Geist der modernen Zeit widerstrebt der Romantik, auch wenn sie aus allen Kundgebungen des Kaisers den edelmütigen Wunsch hervorquellen fühlt, das Volk zum inneren Frieden zu führen, die Heftigkeit des Parteikampfes zu mildern, Elend und Not durch Reformen und Ausgleich zu bezwingen.

---

9. Kapitel.

Der Kaiser und die Flotte.

Nirgends vielleicht in der Entwicklung unseres politischen Lebens tritt die persönliche Wirkung des Kaisers mit solcher Stärke hervor, wie in dem Ausbau der deutschen Flotte. Hier hat er seit Anbeginn eine Energie und eine Zähigkeit bewiesen, hier hat er seinen Willen so nachdrücklich geltend gemacht, daß sicherlich die Geschichte ihm ein großes und ursprüngliches Verdienst zuerkennen wird.

Vorher hatte noch kein Hohenzoller den Dingen auf See und über See ein solches Interesse entgegengebracht wie er. Denn wenn auch der Große Kurfürst unter dem Einfluß der in Holland gewonnenen Eindrücke die erste Brandenburgische Flotte schuf, so fehlte doch jede Voraussetzung, um die Stetigkeit eines solchen Unternehmens zu sichern. Der Beruf der Hohenzollern war es zunächst gewesen, eine territoriale, auf den verständigen Ausbau der Grenzen gerichtete Politik zu treiben und die Vormachtstellung im Deutschen Reiche zu gewinnen; erst dann, wenn diese Aufgabe gelöst war, konnte der Adler den Flug über das Weltmeer wagen. Wiederum mußte, als das Ziel erreicht war und Deutschland nach den französischen Siegen einer der mächtigsten Faktoren der Weltpolitik wurde, ein wirtschaftlicher Aufschwung erfolgen, der gebieterisch auf den Weg über das Meer hinwies. Das Expansionsbedürfnis führte zu den ersten Versuchen auf kolonialem Boden, die Verhältnisse auf dem Welt-

markte drängten zum hastigen Wettlauf mit den fremden Industrien, die Überproduktion an Menschen mußte den Wunsch erwecken, die Tausende, die als Pioniere der Kultur hinauszogen in die Ferne, um zuletzt im fremden Volkskörper zu verschwinden, festzukitten an die Heimat. Das Wort des Kaisers, daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, mag in seiner Verallgemeinerung als eine Übertreibung erscheinen, aber im Kern ist es richtig: Das deutsche Volk würde sein bestes Recht und die Fähigkeit, sich voll zu entfalten, freiwillig preisgeben, wenn es bei dem Erworbenen sich bescheiden und seiner Tatkraft nicht neue und große Ziele stecken würde. Der kurbrandenburgische rote Greif im weißen Felde der Flagge durfte vom Meere verschwinden, die deutsche Kaiserflagge nicht mehr.

Hier konnte nicht der erste Kaiser der Schöpfer sein. Seine Wurzeln ruhten noch in der Tradition, die allein in dem Ausbau des Heeres die gesicherte Gewähr der Zukunft sah. Hier hat er in Treuen geschaffen und mit Roon und Bismarck das Schwert geschmiedet, das er später so kraftvoll in die Wagschale des Sieges warf. Aber wenn auch sein Herz vor allem der Armee gehörte, so hat er dennoch auch die Erstlinge unser maritimen Entwicklung sorgsam gepflegt und dem Enkel den Boden geschaffen, auf dem er fortbauen konnte. Von ihm war noch Stosch an die Spitze der Marine gestellt worden, der nicht nur das Personal nach dem Muster der Armee disziplinierte, sondern auch der heimischen Kriegsschifftechnik und den mit ihr verwandten Industrien eine Grundlage schuf. Vor dem französischen Kriege hatten wir noch keine Konstruktionsbureaus, die uns Entwürfe zu Panzerschiffen schaffen, hatten wir noch keine Werften, die sie auf Stapel legen konnten; die ersten Panzerfregatten „König Wilhelm", „Kronprinz", „Friedrich Karl" wurden von England und Frankreich gekauft, die Staatswerften von Wilhelmshaven und Kiel richteten sich erst ein, und Danzig,

der Stettiner Vulkan und die Norddeutsche Werft in Gaarden konnten nur Korvetten und Kanonenboote von geringem Tonnengehalt und Maschinen von beschränkter Leistungsfähigkeit liefern. In drei Jahrzehnten aber haben es unsere Industriellen schon dahin gebracht, daß Deutschland völlig unabhängig vom Auslande wurde. Den entscheidenden und stärksten Impuls hat hier Kaiser Wilhelm der Zweite gegeben.

Dieser Impuls entstammt durchaus dem innersten Wesen des Kaisers. Seine Jugenderziehung hatte ihn wohl nirgends nach dieser Richtung gewiesen, in den Traditionen der Hohenzollern fand er kein Vorbild. Vielleicht aber haben die Eindrücke, die er bei seinen Besuchen in England, bei dem Anblick der schwimmenden Vesten empfing, denen die Briten ihr Weltreich verdanken, vielleicht auch die Berichte und Erzählungen seines Bruders Heinrich seine Phantasie belebt und die Sehnsucht erweckt, sein Volk hinauszuführen über die See, jene Sehnsucht, die ihn selbst immer wieder zum Lande der Mitternachtsonne treibt, dorthin, wo die hohen Wogen gegen granitne Felsen branden, die ihn auch trieb zu der märchenhaften Stadt am Bosporus mit ihren Palästen und ihrer asiatischen Pracht. Schon der Prinz suchte oft die Panzerschiffe des Übungsgeschwaders auf und eindringlich suchte er sich über jede Einzelheit zu belehren. Gern sprach er von den Taten großer Seehelden, von Nelson und Tegetthoff, sein Lieblingsheld aber wurde der Holländer de Ruyter, der gottesfürchtige Held, der stets mit einem Gebet zur Schlacht zog. Noch heute intonieren die Schiffskapellen besonders gern das niederländische „Gebet vor der Schlacht“ beim Gottesdienste an Bord. Am Grabe des Seehelden legte der Kaiser einst einen Lorbeerkranz nieder.

Als Wilhelm der Zweite den Thron bestieg, da fügte er als erster der Hohenzollern der Kundgebung an die Armee einen Erlaß an die Marine hinzu: „Die Marine weiß, daß es mich nicht nur mit großer Freude erfüllt

hat, ihr durch ein äußeres Band anzugehören, sondern daß mich seit frühester Jugend in voller Übereinstimmung mit meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbindet." Dieses Interesse hat Kaiser Wilhelm zu allen Zeiten betätigt, er hat einen großen Teil seiner Zeit dem Studium von Flottenprogrammen, der Aufstellung vergleichender Flottenlisten, der Teilnahme an den Sitzungen der von ihm ins Leben gerufenen Schiffsbautechnischen Gesellschaft und ihren Diskussionen gewidmet, er hat die technischen Fragen studiert, selbständige Entwürfe gezeichnet und Pläne verändert, er hat Manöver geleitet, Inspizierungen vorgenommen und Kritiken gehalten. Überall griff er belebend ein, überall weckte er das Interesse, auf ihn ist die rege Propaganda für die Flotte zurückzuführen, die so wirksam die natürliche Trägheit der Menge bekämpft hat. Vielleicht ist man in Deutschland im jungen Tatendrange zu geräuschvoll gewesen, vielleicht hat man die Aufmerksamkeit des Auslandes allzusehr auf unsere Fortschritte gelenkt und so den Anstoß zum verstärkten Wettlauf gegeben. Ein Wort, wie das des Kaisers: „Der Dreizack des Neptun gehört in unsere Faust" fand jenseits des Kanals und in der neuen Welt ein übeltönendes Echo. Vielleicht wäre uns manche böse Stunde, wäre uns das Vorgehen des amerikanischen Admirals vor Samoa, die Beschlagnahme der Postdampfer durch englische Kreuzer und die Ereignisse vor den Philippinen erspart geblieben, wenn die fremden Nationen nicht in der leidenschaftlichen Betonung der großen von uns zu lösenden Aufgaben eine Art von Herausforderung erblickt hätten.

Solche Worte sind nicht vereinzelt geblieben, sie klangen immer wieder und hallten heraus in die Ferne. Und wenn immer ein Schiff in Dock gelegt oder eine Schiffstaufe vollzogen wurde, dann vernahmen wir Worte, die wie ein Heldenepos auf das eigene Leisten klangen.

Gewaltsam fast wurde das Auge des Fremden auf unsere Arbeit gelenkt, während sie selbst in verschwiegener Stille ihr Werk vollbrachten. Vor zehn Jahren wurde, als der „Kaiser Friedrich III.“ erst seiner Vollendung entgegenging, der Bauplan auf allen Märkten als ein Meisterstück, als die Lösung des Rätsels gepriesen, gute Artillerie und Panzerung mit kleinem Deplacement in Einklang zu bringen. Bald aber zerfloß, am fremden Material gemessen, der schöne Traum, und wurden dieser Klasse durch einen kostspieligen Umbau die zwar sehr dekorativen, aber auch überflüssigen und gefährlichen Decksaufbauten genommen, weil man die Panzerung als grundsätzlich verfehlt erkannte. So wurde als letztes Schiff der „Hertha-Klasse“ der Kreuzer „Hansa“ vom Stapel gelassen und als Triumph deutscher Schiffsbautechnik in allen Zungen gepriesen. Jetzt ist diese Klasse aus der aktiven Kreuzerflotte verschwunden, um zu Schulschiffszwecken zu dienen. Erst spät hat man gelernt, geräuschlos Schiffe zu bauen, sich ein Muster an Japan zu nehmen, das seine Erfahrungen von Port Arthur und Tschusima klug für sich behielt, und an England, das sorgsam die Pläne zum „Dreadnought“ und den folgenden Bauten geheim hielt. Gerade aber der Kaiser ist so geartet, daß alles Staatsmännische in ihm vor dem Bedürfnis zurücktritt, seine Empfindungen mitzuteilen: „Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte reden.“ Der Enthusiasmus kennt keine Besorgnis, er gleicht einer Naturkraft, die jedes Versuchs der Bändigung spottet. Hier aber, im Kaiser, spricht er niemals lauter und froher, als wenn er der Flotte gedenkt, dieses stolzesten seiner Werke, dieses Lieblingskindes seiner Phantasie. Mit vollem Rechte durfte er darum an der Paradetafel des „Mars“ auf das enge Band hinweisen, das ihn mit dieser jüngsten Schöpfung der Nation verknüpft: „In die Marine und in Meine Schlachtflotte ist der Geist eingezogen, den Ich hereingezogen zu sehen wünschte. Es ist das erreicht in bezug auf das Verhältnis der Offiziere

Meiner Marine zu Mir, was Ich mir zum Ziele gesetzt hatte, als Ich zur Regierung kam. Ich fand eine Marine vor, deren vortreffliches Material in bezug auf das Offizierkorps nicht das volle Gefühl hatte der absoluten Zugehörigkeit zu der Person des allerhöchsten Kriegsherrn. Es konnte auch nicht anders sein bei der historischen und bei der militärisch-politischen Entwicklung unsrer Wehrmacht, die es also mit sich gebracht, und es ist Mir, wie Ich es heute übersehe, in jeder Beziehung geglückt. Das Offizierkorps der Marine ist Mein Offizierkorps, und die Herren sind Meine Offiziere und Meine Kameraden geworden. Und dadurch, daß dieser enge und innige Zusammenhang erreicht ist, gleich dem, der schon Jahrhunderte hindurch zwischen dem Offizierkorps der Landarmee und ihren Königen besteht, ist es möglich gewesen, daß diese großen Leistungen geboten werden konnten. Denn auch hier heißt es: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Derselbe hat sich auch hier tätig erwiesen und diese herrlichsten Beispiele geliefert."

Daß es aber auch hier ein Zuviel geben kann, das hat eine seltsame Überhäufung, ein vielfaches und verwirrendes Sichkreuzen von Orders, ein zu lebhaftes Spiel mit Kleinigkeiten bewiesen, ein Spiel, das hoffentlich für immer seinen Abschluß in jener Order finden wird, die von dem schicksalsschweren 10. November datiert ist und genau eine Woche vor der vom Kaiser geplanten Vereidigung der Kieler Rekruten erging. Sie hat doppeltes Befremden in einer Zeit der Erregung, in Tagen erweckt, in denen es sich um die folgenreichsten Entscheidungen handelte, in denen ein Volk sich mit seinem Kaiser auseinandersetzte. Da flog der Vorhang vom Kabarett empor, da lasen wir beklommenen Herzens von den Jagdvergnügungen, von lustigen Mählern und ausgelassener Fröhlichkeit. Das war Zufall, aber es schuf Bitterkeit. Und wir lasen auch diese Kieler Order und diesen Wortlaut: „Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das

Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradieren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: „Drei Hurras für . . .“ werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradierenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando „Hurra“ gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird dementsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht. Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.“ In der einzelnen Handlung sah man ein Symptom und das Symptom mißfiel.

Es ist für ihn selbst und für den Geist der neuen Zeit charakteristisch gewesen, daß der Kaiser nach seinem Regierungsantritt sich sein eigenes Organ schuf, um einen möglichst direkten Einfluß auf alle Angelegenheiten der Marine ausüben zu können. Dieses Organ, das Marinekabinett, hat gerade dadurch, daß es den persönlichen Willen des Kaisers repräsentiert, einen Einfluß gewonnen, der überaus weit reicht und naturgemäß zu einer Reihe von Kompetenzkonflikten führen mußte. Dieses Kabinett ist allmählich zu einer Zentralinstanz geworden, wie sie keine andere Nation kennt.

Aber die kaiserliche Initiative findet hier nicht ihre Begrenzung. Wie er sich über alle Fragen eine Ansicht bildet, so sucht er auch seine Überzeugung überall zur Geltung zu bringen. In der von ihm gegründeten Schiffsbautechnischen Gesellschaft nimmt er teil an den Diskussionen über die Geschützaufstellung an Bord der Linienschiffe, er scherzt über das Metazentrum, den ideellen, mit den Schwingungen des Schiffes sich verlegenden Punkt, in dem die Schwerkraft wirken soll, er trägt seine Meinung vor über Panzerplatten und Unterseeboote. Und doch wird, so lebhaft man das Interesse des Kaisers an allen solchen Fragen begrüßen mag, eine ernste Gefahr nicht zu vermeiden sein: die Autorität des Monarchen und die Energie, mit der er seinen Herrscherwillen vertritt, werden auch den berechtigten Widerspruch dämpfen und auch den Fachkundigen allzuoft zu dem Opfer seiner Überzeugung zwingen. Es ist schwer einem Könige zu beweisen, daß sein Urteil unrichtig ist, und es ist doppelt schwer, wenn dem offenen Worte die Strafe der Ungnade droht. Aber gerade die ungeheure Ausdehnung der Gebiete, die der Kaiser beherrschen will, legt die besorgte Frage nahe, ob er selbst hier, wo sein Interesse besonders lebendig ist, so tiefgründige Kenntnisse sich erwerben kann, daß ihnen gegenüber die berufsmäßigen Erfahrungen zu verstummen haben. Der Zweifel ist wohl begründet, daß nicht jeder Eingriff, den der Kaiser vollzog, dem Werke förderlich war. Ein monumentaler Bau, ein stimmungsvolles Denkmal bilden ein harmonisches Ganze, über das nur die Hand des Künstlers ein Recht hat. Der Plan des Chefkonstrukteurs kann verworfen, aber nicht geändert werden, weil sonst der Gefechtswert des Schiffstyps, die Harmonie des Zweckmäßigen gestört wird. Die englische, wie die französische und italienische Flotte, erhalten ihr Gepräge durch ihre bedeutenden Chefingenieure, die immer neue Wege suchen zur Lösung der so schwierigen Probleme der modernen Schiffsbaukunst und die durch ausgezeichnete Bauten zu

gewissen Epochen ihren Ruf über alle Welt verbreiten. In Deutschland hat sich auf diesem Gebiete kein Genie entwickelt — ein Baum, der seine gesamte Umgebung überschattet, erdrückt das Wachstum seiner Gefährten.

Aber so reiche Wirkungen die Initiative des Monarchen auf dem gesamten Gebiete der Marine erzielte, so kräftig er das öffentliche Interesse belebte, so tritt doch auch hier als ein starker Wesenszug des Kaisers die hohe Bewertung des Äußerlichen, die Freude an der Inszenierung allzu häufig hervor. Ein imposantes Geschwader geleitet ihn zum Besuch an die Höfe der nordischen Mächte, bald wieder folgt es ihm auf der Fahrt nach England, das ihn zum Admiral of the fleet ernennt, in den Häfen und Hansastädten, an Bord der Dampfer des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie erscheint er in der britischen Uniform. Und weiter eilt er von Taufakt zu Taufakt und unerschöpflich ist er in der Verleihung von Namen, die er der Geschichte oder dem Mythus der Germanen entlehnt. Er hat dort manch gutes Wort gesprochen, so damals, als der Orkan vor Samoa eine Anzahl von deutschen Schiffen zum Scheitern brachte. Als er der zum Ersatz bestimmten Korvette „Alexandrine" das Geleit gab, da sagte er zu seinen Seeoffizieren: „Nicht in eitlen Klagen wollen wir uns um sie ergehen, sondern als Vorbild sollen sie uns dienen, die im mutigen Kampfe gegen die entfesselten Elemente ihren rühmlichen Tod fanden." Und er erinnert an das Wort, das König Philipp sprach, als Medina-Sidonia ihm die Vernichtung der Armada verkündete: „Gott ist über uns! Gegen Menschen sandte ich euch aus, nicht gegen Wellen und Klippen." Und weiter: „Der Kommandant, der rühmlich im Kampf mit den Elementen durch Gottes Fügung sein Schiff verliert oder mit ihm untergeht, stirbt in meinen Augen ebenso den Heldentod für das Vaterland, wie der Kommandeur, der seinem Regiment voran im Sturm auf die feindliche Stellung, den Degen in der Faust, fällt." Als fünf Jahre

später bei der Probefahrt des Panzerschiffes „Brandenburg" ein Teil der Mannschaft durch den Bruch eines Dampfrohrs einen schrecklichen Tod fand, da telegraphierte er dem Kommandanten des Schiffes: „Volldampf voraus!" Als im Torpedoboot der jugendliche Herzog von Mecklenburg zugrunde ging, als der „Iltis" an den Felsen der chinesischen Küste zerbrach, als das Schulschiff „Gneisenau" an der Mole von Malaga durch eine Sturmboe zertrümmert wurde — immer hatte der Kaiser ein Wort hochsinnigen Lobes für die Braven, die sterbend noch von dem Heldengeist der deutschen Flotte zeugten. Und noch weiter reicht das Interesse des Kaisers. Die beiden großen Dampfschiffgesellschaften der Hansastädte sehen ihn immer wieder als Gast, dort spricht er das vielzitierte Wort: „Navigare necesse, vivere non est necesse" im Kreise von wetterfesten, alten Seemännern, die zehnmal und hundertmal schon den Ozean durchquerten. Jeden Neubau, der vom Stapel läuft, begrüßt er freudig: „Vivat sequens", jeder neue Rekord eines Dampfers erhält ein lobendes Wort.

So ist das Schiff, das er für seinen persönlichen Gebrauch hat, ihm fast zur zweiten Heimat geworden. Ursprünglich bestimmt und unter den Forderungen des Etats verzeichnet als „Aviso für große Geschwaderverbände", wurde die „Hohenzollern" zur Überraschung des Parlaments ausschließlich für den privaten Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmt: „Dein schlanker Bau," so sagte bei der Taufrede der Kaiser, „dein leichtes Gefüge, welches nicht drohende Pforten und schwere Türme zur Abwehr zeigt, wie sie die Schiffe meiner Kriegsmarine zum Kampfe gegen den Feind bei sich führen, zeigt uns an, daß du dem Friedenswerk geweiht bist. Leicht über die Meere dahinzufliegen, vermittelnd von Land zu Land, dem Arbeitsamen Ruhe und Erholung zu gönnen, den kaiserlichen Kindern und der hohen Mutter des Landes Freude zu bringen, das sei deine Aufgabe. Mehr zum Schmuck als zum Gefecht mögest du deine leichte Artillerie tragen. Ich

taufe dich auf den Namen „Kaiserliche Jacht Hohenzollern". Diese Jacht hat alle europäischen Gewässer befahren, sie hat die entlegenen Schären Norwegens aufgesucht, sie ist in ihrem goldverzierten weißen Gewande vor der eleganten Welt erschienen, die sich zur Zeit der Regatten in Cowes versammelt, sie hat in den Häfen des Mittelmeeres, im Piräus, am Goldenen Horn und an der syrischen Küste Anker geworfen. Auf ihren Planken fühlt sich der Kaiser heimisch, das Bordleben gleicht einem patriarchalischen Gemeinwesen: der Kaiser sorgt persönlich für das leibliche und geistige Wohl der Gäste und der Mannschaft, an ihn gehen alle Meldungen, er probiert die Kost, er hält an den Feiertagen den Gottesdienst für die Besatzung ab. Auch in diese Predigten legt er sein ganzes Innere, auch sie tragen den Stempel seiner bilderfrohen Rhetorik, seiner Freude an pathetischen Vergleichen, jenes Schwunges, der den Hörer mit sich fortreißt, wenn auch die nüchterne Kritik des Lesers nicht immer der Gedankenverbindung zu folgen vermag. Besonders scharf aber trat die Art des Kaisers in der Predigt hervor, die er im Angesicht von Helgoland am 29. Juli 1900 hielt, als die ersten deutschen Schiffe nach Ostasien zogen. Anknüpfend an das Wort des Exodus: „Solange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel, wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek", führte er den Hörern das Bild herauf, wie das auserwählte Volk durch die Wüste zog, wie ein blutiges Ringen begann im Tale Raphidim und wie im wogenden Kampfe die frommen Gottesmänner Moses, Aron und Hur hinaufstiegen auf die Bergeshöhe, die Hände gen Himmel emporstreckten und beten: „Wer verstände heute nicht, was der Prophet uns sagen will!" Wiederum hat sich heidnischer Amalekitergeist geregt im fernen Asien, mit großer Macht und viel List, mit Sengen und Morden will man dem Durchzug europäischen Handels und europäischen Geistes, will man dem Siegeszug christlicher Sitte und christlichen Glaubens wehren. Und wiederum ist der Gottes-

befehl ergangen: Erwähle dir Männer, zeuch aus und streite wider Amalek! Ein heißes, blutiges Ringen hat begonnen. Schon stehen viele unserer Brüder drüben im Feuer, viele fahren den feindlichen Küsten zu, und ihr habt sie gesehen, die Tausende, die auf den Ruf: „Freiwillige vor! Wer will des Reiches Hüter sein?" sich jetzt versammeln, um mit fliegenden Fahnen miteinzutreten in den Kampf. Aber wir, die wir zurückbleiben müssen in der Heimat, die wir durch andere, heilige Pflichten gebunden sind, sagt, hört ihr nicht den Ruf Gottes, der an euch ergeht und der es euch sagt: Steige hinauf auf den Berg! Hebe deine Hände empor zum Himmel! Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich gemeint ist! . . . Wohlan denn: drüben in der Ferne die Scharen der Kämpfer, hier in der Heimat die Scharen der Beter, das sei das heilige Schlachtenbild auch unserer Tage. Mahne denn diese stille Morgenstunde, sie mahne uns an die heilige Pflicht der Fürbitte, sie erinnere uns an die heilige Macht der Fürbitte . . . Wir wollen nicht nur Bataillone von Kriegern mobil machen, nein, auch eine heilige Streitmacht von Betern. Ja, wieviel gibt es doch für unsere ins Feld ziehenden Brüder zu erbitten und zu erflehen! Sie sollen der starke Arm sein, der die Meuchelmörder bestraft; sie sollen die gepanzerte Faust sein, die in das wüste Treiben hineinfährt; sie sollen mit dem Schwerte in der Hand eintreten für unsere heiligsten Güter . . . Wie wird es sie stärken, begeistern, entflammen, der Gedanke: Tausende, nein, Millionen tragen uns daheim auf betendem Herzen. Der König aller Könige ruft: Freiwillige vor! Wer will des Reiches Beter sein? O, wenn es auch hier hieße: der König rief und alle, alle kamen! Fehle kein einziger von uns! Der ist ein Mann, der beten kann."

Der eigentliche Ernst und die Gründlichkeit der kaiserlichen Arbeiten prägt sich in den Marinevorlagen aus. Diese Vorlagen hängen nicht mechanisch miteinander zusammen, sie mußten vielmehr bestimmt und beeinflußt

werden durch den Charakter, den die politischen Ereignisse auf den Weltenbühne annahmen. Hier hat gerade das letzte Jahrzehnt eine Fülle bunt wechselnder Erscheinungen gebracht, es hat in dem Kriege zwischen Japan und China und in den Kämpfen, in denen die Vereinigten Staaten sich den Rang einer Großmacht erwarben, der Marine gewichtige Aufgaben gestellt, es hat England die Möglichkeit geschaffen, gewaltige Truppenkörper in die Südafrikanischen Republiken zu werfen. Von all diesen Kämpfen konnte auch Deutschland nicht unberührt bleiben, seitdem zum erstenmal in Lüderitzland die schwarzweißrote Flagge gehißt und der Anspruch erhoben worden war, teilzunehmen an dem Erbe der Welt. Durch diesen Anspruch mußten wir in Kollision geraten mit England, und gerade in dem Konflikte mit dieser Nation von Seefahrern, im Gefühl der Minderwertigkeit unserer Flotte mußte der deutsche Nationalstolz die tiefsten Demütigungen auf sich nehmen. Allerdings war der schlimmste Schlag, der uns zugefügt wurde, die Folge eines freien Entschlusses, der aus der Unerfahrenheit des Nachfolgers Bismarcks und im letzten Sinne vielleicht aus jener romantischen Auffassung des Kaisers entsprang, die in der Erwerbung von Helgoland eine Art von nationaler Großtat erblickte. Wir haben damals Witu und Sansibar und reiche Aussichten der Zukunft für ein Phantasma geopfert. Nach dem Telegramm an den Präsidenten Krüger mochte in dem Kaiser zuerst die Vorstellung eines Krieges mit England auftauchen und sicherlich hat die Antwort, die er damals auf die eigenen Zweifel fand, zu der plötzlichen Wendung beigetragen, die in unserem Verhältnis zu den Buren eintrat. Während des Krieges der Spanier gegen Amerika gerieten wir in Kollisionen mit den Vereinigten Staaten, und als der Admiral Diederichs mit dem ostasiatischen Geschwader vor Manila erschien und die Blockade-Linie durchbrach, da konnte einen Augenblick die ungeheuerliche Vorstellung eines Seekrieges zwischen Deutschland und Nord-

amerika sich ergeben. Die Stimmung, die dort vorbereitet war, schlug im Flammen empor in den Vorgängen vor Samoa, und noch in den Tagen, als wir die Blockade über die Hafenstädte von Venezuela verhängten, fühlten wir die heimliche Gegnerschaft der Vereinigten Staaten, deren Mißtrauen auch durch die voreilige, durch keinen Zwang bedingte Anerkennung der Monroe-Doktrin, wie sie Graf Bülow aussprach, nicht besiegt werden konnte.

Allen diesen Vorgängen nun entsprang immer wieder die Lehre, daß die moderne Entwicklung des Deutschen Reiches sich nicht genügen lassen darf an dem Gegebenen, daß sie neben dem eisernen Gürtel der Armee auch das eiserne Band verlangt, das über die Weltmeere reicht, jenes Band, das allein die Flotte uns schaffen kann. Schon vor dem Jahre 1897 waren die Forderungen an die Marine zwar erheblich gestiegen, aber verhältnismäßig war das Tempo im Schiffsbau noch allzu zögernd gewesen. Erst im Etatsjahr 1897 versuchte man einen mächtigen Schritt vorwärts zu tun und verlangte vom Reichstag eine Erhöhung des Extraordinariums um mehr als das Doppelte. Aber der Reichstag trat nur zögernd an die Durchführung des Planes heran; schon im Januar des vorhergehenden Jahres hatte Kaiser Wilhelm den Prolog in feurigen Worten gesprochen. „Aus dem Deutschen Reiche", so rief er aus, „ist ein Weltreich geworden, überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute, deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean, an Sie tritt die erste Pflicht, mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern." Solche Pflicht zu erfüllen bedurfte es der Opfer. Wenn die deutsche Fahne in fremden Erdteilen in gebührendem Ansehen stehen soll, dann müssen auch unsere Schiffe imstande sein, jeden Angriff gegen Beleidigung zu schützen; wenn in der Ferne der Deutsche sich seines Volkstums bewußt bleiben, wenn er mit Stolz den deutschen Namen vertreten soll,

dann dürfen wir in der Heimat nicht um den Groschen markten. Mutig setzte der Kaiser dem „Greater Britain" ein „Greater Germany" entgegen, denn er erkannte, daß ein Volk, das, mit dem Errungenen zufrieden, sich keine höheren Ziele steckt, den Keim des Unterganges in seinem Herzen trägt. Voll Ingrimm telegraphierte er noch im April 1897 an den Prinzen Heinrich, der ihn bei dem Jubiläum der englischen Königin vertrat: „Ich bedaure tief, daß ich Dir zu der Feier kein besseres Schiff als den „König Wilhelm" zur Verfügung stellen kann, während andere Nationen mit ihren stolzen Kriegsschiffen glänzen werden. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener Vaterlandslosen, die die Anschaffung der notwendigen Schiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht eher rasten, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet".

Die Streichungen, die trotz eindringlicher Mahnungen der Reichstag am Marinebudget vornahm, haben den Kaiser veranlaßt, in einem von ihm selbst verfaßten Rundschreiben einen Appell an die Nation zu richten. Nach den Feststellungen dieses Dokumentes hatte das Deutsche Reich im Jahre 1886 noch 27 Schiffe mit 343 Geschützen zur Verfügung. Auf drei Flaggschiffen fuhren drei Admirale an der Spitze von drei Divisionen, um die Erwerbung von deutschen Kolonien zu unterstützen oder Respekt vor der deutschen Flagge zu erzwingen. Im Jahre 1896 aber, so führte der Kaiser aus, habe das Reich nur 14 Schiffe mit 168 Geschützen. Ein Flaggschiff sei überhaupt nicht mehr vorhanden, so daß das Panzerschiff „Kaiser" aus der Schlachtflotte herausgenommen werden mußte, auf dem jetzt ein Admiral an der Spitze der *einzigen* Division nach Ostasien fahre. In Amerika sei überhaupt kein Schiff, die übrigen Stationen seien mit den kleinen Stationären besetzt. Die Kreuzerflotte des Jahres 1886 sei allmählich aus der Liste für den Auswärtigen Dienst ohne jeden Ersatz verschwunden. „Wenn nicht", so schloß das Rund-

schreiben, „in stärkerer Zahl und in rascherem Tempo Neubauten auf Stapel gesetzt werden, so wird der Zeitpunkt nicht allzu fern sein, an dem durch die stets steigenden Anforderungen die wenigen Kreuzer verbraucht sind, ehe die Reserveschiffe vollendet wurden, so daß das Deutsche Reich gezwungen sein wird, statt raten- und jahrweise auf einmal mit einer großen Summe seine Kreuzerflotte wieder herzustellen. Frankreich hat 43, Rußland 18, England 94 Kreuzer". In gewissem Sinne war dieses Rundschreiben eine beredte Anklage gegen den gesamten neuen Kurs und ein Ruhmeslied auf die Amtsführung des ersten Kanzlers. Denn auch Fürst Bismarck hatte mit feindlichen Parteien in Sachen der Flotte wie des Heeres zu kämpfen, aber er hatte niemals aus Rücksichten der bequemeren Führung parlamentarischer Geschäfte sich vor dem Konflikte gescheut. Erst Herr von Caprivi stellte die notwendigsten Forderungen zurück, um den parlamentarischen Kampf zu vermeiden: So mußte die Versumpfung entstehen.

In der Reichstagssession 1897/98 legte auf die Initiative des Kaisers die Regierung ein Gesetz vor, das bestimmt war, für sechs Jahre den Sollbestand der Flotte festzulegen. Zwei Jahre später folgte ein neuer Entwurf. Nach langen Debatten trat das Gesetz vom 14. Juni 1900 in Kraft, das für einen Zeitraum von 16 Jahren bindend sein und bis dahin die Flotte auf den Stand von 34 Linienschiffen, 8 Panzerkreuzern, 24 Geschützkreuzern und 80 Torpedobooten bringen sollte. Mag dieses Programm, auf lange Sicht bei den Evolutionen der Technik, die immer wieder Neuerungen und Erfindungen hervorbringt, ohne Änderungen auch schwerlich durchführbar sein, so prägt sich in ihm doch der energische Willen des Kaisers aus, unabhängig von den durch künftige Wahlen geschaffenen Majoritäten, den Ausbau der Flotte nach Kräften sicher zu stellen. Der chinesische Krieg hat unserer jungen Marine Gelegenheit gegeben, sich Ruhmesblätter

zu erwerben, vor Taku und auf dem Zuge zur Rettung des bedrängten Seymour erklang der Ruf: „Germans to the front“ und im hellsten Glanze zeigte sich der Geist, der in unserer Marine lebt, in jener furchtbaren Stunde, als das Kanonenboot „Iltis“ zugrunde ging.

Wenn auch bei einem flüchtigen Blick auf die Entwickelung der Flotte eine gewisse Planlosigkeit, die Wirkung plötzlicher Eindrücke und Entschlüsse sich geltend zu machen scheint, wenn selbst in gewissen Momenten die Ereignisse sich allzu hastig drängten, wie sie vorher unter dem lähmenden Einfluß der Unentschlossenheit litten, so muß ein gerechtes Urteil doch anerkennen, daß gerade auf diesem Gebiete die unberechenbare Wirkung nicht vorher zu sehender politischer Ereignisse einen starken Einfluß ausüben mußte. Die Szenen, die sich auf der Weltbühne abspielten, waren die eigentlichen Schrittmacher für den Ausbau unserer Flotte. Der Werkmeister war der Kaiser, ihm gebührt jedes Verdienst, aber auf ihm ruht auch jede Verantwortung. Denn mehr noch als auf irgendeinem anderen Felde ist sein Wille allein maßgebend gewesen bis zur letzten Einzelheit. Er hat das Flottenprogramm entworfen und genehmigt, er hat den Typ der Schiffe bestimmt, in denen die Taktik der Zukunft sich ausspricht, er hat die Entwürfe der Konstruktionsbureaus studiert und geändert, er hat den Bau jedes Fahrzeuges mit Aufmerksamkeit verfolgt, ihm den Namen gegeben, seine Indienststellung und seine Verwendung verfügt. In weiterem Sinne also als sein greiser Vorfahr wird er in seinen Ansprachen die Worte „Meine Marine“ und „Meine Flotte“ anwenden dürfen: Hier ist sein ureigenstes Werk geschaffen, hier hat die Energie des Königswillens befruchtend gewirkt.

Hier ist aber auch die Brücke gegeben, die allein hinüberführen kann auf das weite, unübersehbare Reich der Weltpolitik. Auch Kaiser Wilhelm hat sicherlich erkannt, daß sein Volk sich nicht auf das Altenteil der Selbst-

genügsamkeit setzen darf, daß es auch nach den größten Erfolgen, auch dann, wenn Kaiser Rotbart wieder erstand, zu neuen Kämpfen sich rüsten muß. Als Deutschland vor zwanzig Jahren die Schwelle der Kolonialpolitik überschritt, tat es den ersten Schritt den neuen Idealen entgegen, und jubelnd begrüßte Treitschke den jungen Riesen, der sich den Schlaf aus den Wimpern schüttelt und nun die starken Arme brauchen will, um die Gesittung der Menschen zu fördern und den deutschen Namen der Welt zugleich teuer und furchtbar zu machen: „Durch die Besiedelungen der fernen Weltteile gewinnt auch die Geschichte Europas einen neuen reichen Inhalt. Und mit vollem Rechte verlangt die Nation, daß Deutschland in diesem großen Wettbewerbe der Völker nicht zurückstehen darf. Sie sieht sich nicht bloß in ihrem politischen Ehrgeiz gekränkt, wenn sie ihre Stellung in der Transatlantischen Welt betrachtet; sie empfindet auch eine sittliche Beschämung, da sie sich gestehen muß, wie wenig wir Deutschen zu den großen kosmopolitischen Arbeiten des modernen Völkerverkehrs beitrugen." Das deutsche Volk trat in später Stunde auf den Plan, möge über seinem Schicksal nicht das Wort stehen: „Zu spät!"

---

10. Kapitel.

Der Kaiser und das Heer.

Schon in dem Armeebefehl, in dem der Kaiser bei seiner Thronbesteigung sich an seine Truppen wandte, hat er die feste Zusammengehörigkeit zwischen dem Heer und seinem obersten Kriegsherrn feierlich betont: „So sind wir für einander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein." Der Armee und seiner Schlagfertigkeit hat er einen großen Teil seiner Arbeit und seiner Sorgen gewidmet, und vom ersten Tage an hat er sich bemüht, dort, wo sein greiser Ahnherr aus verständlicher Pietät und aus dem natürlichen Konservatismus des Alters vor zeitgemäßen Reformen zurückgeschreckt war, den belebenden Hauch der Jugend in Wirkung zu setzen.

Gerade hier, auf dem weiten und wichtigen Gebiete der nationalen Wehrfähigkeit, darf die Ruhe niemals die Herrschaft gewinnen. Neue kriegerische Erfahrungen können die geltenden Gesetze der Taktik umstoßen, neue wertvolle Erfindungen können der geringeren Truppenstärke das Übergewicht verleihen über die größere Zahl. Und nichts ist verhängnisvoller, als jenes Selbstvertrauen, das, auf vergangene Siege pochend, blinden Sinnes festhält an den Bedingungen, die einstmals zum Siege führten. Die Niederlage von Jena wurde erlitten, weil die Friderizianische Armee sich noch als Siegerin von Roßbach und Leuthen fühlte und in lange währendem Frieden

das Gefühl verloren hatte für die Notwendigkeit einer neuen Zeit.

Die beiden großen Neuerungen, die Kaiser Wilhelm der Zweite durchführte, sind in ihrem Werte nicht unbestritten geblieben: die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die Reform des militärischen Strafverfahrens, die in der fast bedingungslosen Durchführung der Öffentlichkeit einer demokratisch geneigten Zeit eine doppelschneidende Waffe bot. In beiden Fällen aber ruhte die Opposition in den Händen der Männer, die in der entschwundenen Zeit der Siege die opferfreudigen Hüter der Königsrechte gewesen waren. Und in beiden Fällen stand es außer Zweifel, daß der junge Kaiser selbst mit seiner innersten Überzeugung auf der Seite eben dieser Männer stand. Man wußte es, daß er das Wort ausgesprochen hat, eine Armee mit geringerer Kopfstärke und besserer Ausbildung sei dem Massenaufgebot vorzuziehen, man hatte es auch nicht vergessen, daß zwei Jahre vorher an der Spitze der militärischen Autoritäten noch der zweite Kanzler sich für die dreijährige Dienstzeit und gegen die „rage des nombres" öffentlich erklärt hatte, daß andrerseits Fürst Bismarck noch lebte, der Mann, dessen reichgesegnete Laufbahn gerade mit dem Kampfe gegen dieselben Ideen begonnen hatte, die jetzt die Billigung des Kaisers fanden.

Haben sich diese beiden tief einschneidenden Neuerungen bewährt? Starke Zweifel sind überall dort laut geworden, wo man gewillt ist, die demokratische Hochflut nicht zu fördern, sondern einzudämmen und zu bezwingen. Die Klagen über die Neigung zu militärischen Mißhandlungen werden von jedem Sachkundigen zurückgeführt auf die Wirkungen, die durch die Abkürzung der Dienstzeit vor allem auf das Unteroffizierkorps ausgeübt wurden, und zugleich mußte in dem Augenblick, da auch das leichteste disziplinarische Vergehen eines Vorgesetzten der übelwollenden Kritik schrankenlos ausgesetzt wurde, das Ver-

trauen in die Armee erschüttert und das Ansehen des stärksten nationalen Faktors gemindert werden. Es liegt einmal in der menschlichen Natur das Bestreben, den einzelnen Fall als typisch hinzustellen, von einem Hüssener oder Breidenbach auf hundert Männer ihrer Gattung, von einem Forbach auf die Zustände im gesamten Offizierkorps zu schließen, und doppelt ist dieses Bestreben vorhanden, wo ohnehin der Boden vulkanisch durchwühlt ist. Schon heute sind weite Volkskreise überzeugt, daß im Heere weder Zucht noch Ordnung herrscht, daß es dort keine Gerechtigkeit mehr gibt — dieselben Volkskreise aber haben einst die Herabsetzung der Dienstzeit gefordert und so dem Unteroffizierkorps den genügend erprobten Entsatz entzogen und zugleich ihm die Forderung gestellt, die Leistung um das Doppelte zu steigern.

Die Sorge ist nicht abzuwehren, daß in diesen Fragen der Kaiser allzu willig der Zeitströmung gefolgt ist, wie ja gerade Herrscher, die von starkem Selbstbewußtsein erfüllt sind, die eine gesteigerte Auffassung von ihrer Macht und ihren Rechten hegen, allzu leicht und nicht immer zur rechten Stunde den Nimbus der Popularität erstreben. Aus dem Jauchzen der beifallrufenden Menge erwächst ihnen die Bestätigung ihres Handelns. Kaiser Wilhelm mochte überdies meinen, daß es leicht sein werde, im Falle des Mißlingens die Dienstzeit von zwei Jahren durch die dreijährige Frist zu ersetzen — das würde einen verhängnisvollen Irrtum bedeuten. Denn hier würde selbst der stärkste Herrscherwille an dem einfachen volkspsychologischen Gesetze scheitern, daß es leicht ist, Freiheiten zu gewähren, unendlich schwer jedoch, sie wieder einzuschränken. Von den großen Fragen der Nation muß das Experiment ausgeschlossen sein, das Ruhende darf nicht nutzlos in Bewegung gesetzt, der natürlichen Bewegung nicht plötzlich Stillstand geboten werden.

Und vielleicht hat das Experiment, das stets der Ausfluß eines lebhaften und beweglichen, aber seines Zieles

noch nicht völlig sicheren Geistes ist, gerade auf dem militärischen Boden allzu große Geltung erlangt. Es ist auch nicht der leiseste Zweifel gestattet, daß Kaiser Wilhelm mit dem ganzen tatenfreudigen Enthusiasmus seines Wesens und mit dem ganzen Feuer seiner für die nationalen Aufgaben begeisterten Seele für die Schlagfertigkeit und das Wohl des Heeres zu sorgen bemüht ist. Und doch blickt das Volk, obwohl ihm überdies zwei der popurlärsten Forderungen erfüllt wurden, nicht mit dem gleichen Vertrauen auf seine Schöpfungen, wie auf das Werk, das einst sein greiser Ahnherr schuf. Hier hat zum einen Teil der Argwohn seine Früchte getragen, daß über verantwortliche Instanzen hinweg geheime Einflüsse entscheidend waren, denen unbewußt der Monarch sich hingab. Der Tauschprozeß, diese größte Torheit kurzsichtiger Diplomatie, die Ereignisse, denen die Generale von Blume und Spitz zum Opfer fielen, denen schließlich auch Bronsart von Schellendorf erlag, das markante Hervortreten des Militärkabinetts unter dem General von Hahnke haben ebenso wie die Widersprüche in den amtlichen Kundgebungen auf der Reichstagstribüne ein starkes Gefühl der Unsicherheit erzeugt. Zugleich hat sich so viel Neues, so viel Ungewohntes und Unerprobtes dem Auge geboten, daß ebenso wie die demokratische Kritik auch die sachkundige Kritik der Militärkreise vielfach in den Ton der bitteren Enttäuschung verfiel.

„Unbedingt ist von der Ruhelosigkeit die ganze Armee angesteckt. Auch der grüne Tisch ist ihr erlegen. Dieser glaubt allem Anschein nach seine Schuldigkeit nicht zu tun, wenn er nicht binnen Jahresfrist alle Vorschriften erneuert oder umgearbeitet oder umgeändert hat. Es wäre schon vom psychologischen Standpunkt aus von dem höchsten Interesse zu erfahren, wie viele Entwürfe, wie viele Abänderungen der wirklichen Vorschriften seit 1888 die Armee hat verdauen müssen und wie viele von ihnen einander aufgehoben haben.“ So klingt es nicht nur aus dem Buche

des Freiherrn von Guhlen, sondern aus all den zahlreichen Kommentaren, mit denen höhere Offiziere den Werdegang der letzten anderthalb Jahrzehnte begleitet haben. Je größer aber die Zahl der Verfügungen und Vorschriften ist, um so weniger verbürgt ist ihre energische Durchführung, um so stärker wächst auch die Unsicherheit. Nie vielleicht hat eine Tat so lebhafte und ungeteilte Zustimmung gefunden, wie der Erlaß vom 29. März 1890 über die Verhältnisse im Offizierstand. Und doch braucht es nur eines kurzen prüfenden Verweilens bei dem Wortlaut und eines flüchtigen Blickes auf die Verhältnisse unserer Zeit, um auch hier den unermeßlichen Unterschied zwischen Verheißung und Erfüllung zu erfassen.

„Ich muß es mißbilligen", so heißt in jenem Erlaß, „wenn der Eintritt in das Offizierkorps abhängig gemacht wird von einer übermäßig hohen Privatzulage, welche die Söhne wenig begüterter, aber nach Gesinnung und Lebensauffassung dem Offizierkorps nahestehender Familien der Armee fernhalten muß. Um solchen Unzuträglichkeiten Einhalt zu tun, spreche ich Meinen Willen dahin aus, daß in der Regel die Kommandeure bei der Infanterie, den Jägern, der Fußartillerie und den Pionieren nicht mehr als 45 Mark, bei der Feldartillerie nicht mehr als 70 Mark und bei der Kavallerie nicht mehr 150 Mark an monatlichen Zulagen fordern sollen. Daß die Verhältnisse großer Garnisonen und speziell diejenigen der Truppenteile des Gardekorps geringe Erhöhungen erforderlich machen können, verkenne ich nicht. Aber ich erachte es als den Interessen der Armee nachteilig, wenn bei der Infanterie und den Jägern usw. die Forderungen an Privatzulagen bis auf 75 und 100 Mark, an einzelnen Stellen sogar darüber hinaus, gesteigert sind, und wenn dieselben bei der Kavallerie, namentlich bei der Garde, eine Höhe erreicht haben, welche es dem ländlichen Grundbesitzer nahezu unmöglich macht, die Söhne der ihm liebgewordenen Waffe zuzuführen. Mit solchen übertriebenen

Ansprüchen wird der Offiziersersatz nach Umfang und Beschaffenheit beeinträchtigt. Ich will nicht, daß in meiner Armee das Ansehen der Offizierkorps nach der Höhe der Eintrittszulage bemessen werde, und schätze diejenigen Regimenter besonders hoch, deren Offiziere sich mit geringen Mitteln einzurichten und doch ihre Pflicht mit der Befriedigung und Freudigkeit zu erfüllen wissen, die den preußischen Offizier von altersher ausgezeichnet haben. In diesem Sinne mit Aufbietung aller Kräfte zu wirken, ist die Aufgabe der Truppenkommandeure. Unausgesetzt haben sie es sich klar zu machen, daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und groß zu ziehen, die Selbstverleugnung bei ihren Offizieren zu heben, und daß hierfür das eigene Beispiel in erster Linie mitwirken muß. Wie ich es den Kommandeuren erneut zur Pflicht mache, den mancherlei Auswüchsen des Luxus zu steuern, die in kostspieligen Geschenken, in häufigen Festessen, in einem übertriebenen Aufwande bei der Geselligkeit und ähnlichen Dingen zutage treten, so halte ich es auch für angezeigt, der Auffassung nachdrücklich entgegenzutreten, als sei der Kommandeur selber vermöge seiner Dienststellung zu umfangreichen Ausgaben für Repräsentationszwecke verpflichtet. Ein jeder Offizier kann sich durch angemessene Förderung einer einfachen, standesgemäßen Geselligkeit Verdienste um seinen Kameradenkreis erwerben; zum Repräsentieren aber sind nach meinem Willen nur die kommandierenden Generale verpflichtet, und darf es in meiner Armee nicht vorkommen, daß gutgediente Stabsoffiziere mit Sorgen den Geldopfern entgegensehen, die mit dem etwaigen Erreichen der Regimentskommandeurstellen vermeintlich ihrer warten."

Es ist längst kein Geheimnis, daß diese Order niemals als geltende Richtschnur anerkannt und durchgeführt worden ist, eine Order, die nicht nur der Erkenntnis entsprang, daß unsere hervorragendsten Offiziere wie Moltke, Goeben und Roon den bescheidensten Verhältnissen ent-

stammten, sondern auch der Voraussicht, daß eine andere Praxis die Offizierslaufbahn zu einem Monopol des Geldadels machen und zugleich durch Verarmung der Offiziersfamilien ein für die Existenz der Armee verhängnisvolles Proletariat erzeugen werde. Dreizehn Jahre, nachdem diese Order erging, konnte ein alter Offizier der deutschen Armee das Urteil fällen, daß sie sich „auf dem Wege nach Capua" befinde, konnten die Reflexionen Beyerleins und der Prozeß Bilse die Gemüter erschüttern, konnte der General von der Goltz seinen ergreifenden Appell erlassen. Nur der nachhaltige Wille gestaltet die Absicht zur Tat.

Seltsam genug, daß gerade unter der Herrschaft dieser Order der Luxus in der Armee in ungewöhnlichem Maße zugenommen hat. Niemals hat eine so außerordentliche Fülle von offiziellen Festlichkeiten den Sinn von dem Ernst der Arbeit abgelenkt, niemals ist die Neigung für das Äußerliche so angeregt worden, wie jetzt. Zahlreich und allzu begründet sind die Klagen über die übermäßigen Anforderungen, die allein der stete Wechsel der Uniformierung an den einzelnen stellt. Zum Überrock, Waffenrock und Mantel sind Litevken, Pelerine, Stiefelhose, Feldbinde, Tressenkoppel hinzugekommen, immer wieder wurden Änderungen befohlen, Zieraten und Bänder hinzugefügt, und die Gattung der Stoffe variiert. Das Experiment hat die Herrschaft gewonnen, es stürzt das Gewohnte, ohne es durch Gesichertes zu ersetzen, und Unklarheit, Unzufriedenheit, selbst Mißtrauen gegen die führenden Instanzen bilden den Gewinn. Die Geschichte der Feldbinde konnte als symbolisch gelten: Schon im Jahre 1894 wurde das Offizierkorps des 1. Garderegiments z. F. beauftragt, versuchsweise eine solche Binde zu tragen. Damals hatte dieser breite Gurt noch den praktischen Zweck, daß er zum Anhängen des Revolvers, des Feldstechers, der Meldepapier- und Kartentasche diente. Nach Beendigung der Herbstmanöver galt die Einführung als endgültig beschlossen. Schon im folgenden Jahre aber wurde der Gurt

verworfen, ein Jahr später trotzdem eingeführt, jetzt aber ohne eine Vorrichtung zur Befestigung jener Feldausrüstungsstücke, lediglich als Dienstabzeichen. Die Offiziere sollten nunmehr über ihren Rock die Feldbinde, darunter den Degengurt tragen und die notwendige Feldausrüstung durfte jeder tragen, wo es ihm beliebte. Schließlich wurde die Kabinettsorder vom 28. Mai 1896 wieder aufgehoben. Die Feldbinde ist, wie gesagt, in gewissem Sinne symbolisch für das nervöse Bedürfnis unserer Zeit, rasche Erfolge zu erzielen, ehe noch die gründliche Prüfung den Gewinn sichergestellt hat.

Schon im Jahre 1903 hat in der „Schlesischen Zeitung", einem der angesehensten Organe des altpreußischen Konservatismus, ein höherer Offizier berechnet, daß die letzte damalige Neuerung in sechzehn Jahren die dreißigste größere Uniformänderung war, wobei natürlich die zahllosen Schießschnüre, Dienstalter-Abzeichen und Gardelitzen nicht mitgerechnet wurden. Er hat ferner behauptet, daß von allen diesen Änderungen höchstens fünf nötig und zweckmäßig gewesen seien und daß auch die Offiziersausrüstung noch immer nicht kriegsmäßig wurde. Es ist in der Tat ein Moment der Unruhe in die Armee gekommen, das erst in den letzten Jahren ein wenig eingedämmt wurde. Die auch hierdurch geförderte Steigerung der für die Offizierslaufbahn tatsächlich nötigen Kosten muß mehr und mehr dazu führen, daß die Söhne der Offiziersfamilien selbst und die Beamtensöhne vielfach außerstande sind, die militärische Laufbahn einzuschlagen und daß an ihre Stelle eine Jugend tritt, deren Anschauungen kaum den Traditionen des Altpreußentums entsprechen. Sie werden tonangebend und üben wachsenden Einfluß auf den Geist des Offizierkorps.

Eine ganze Reihe von Offizierstragödien fänden hier ihren Ursprung und drohten den einst von Bismarck so freudig betonten Stolz auf den preußischen Leutnant zu zerstören. Aber hier liegt der vornehmste Grund in dem

gesamten Wesen der Zeit, in der Überschätzung der materiellen Güter, die in der seltsamen Vorliebe des Kaisers für die Milliardäre ebensowenig wie in dem steten Anblick des höfischen Luxus, in dem Feenbilde von Korfu, in den ewigen Feiern und Festen das nötige Hemmnis findet. Und dennoch ist der innere Fonds des deutschen Offizierkorps so stark und sicher, daß es noch heute der Stolz der Nation bleibt, daß selbst die üblen Fluten der Sensationsprozesse in den Tagen der Grafen Lynar und Hohenau niemandem das Recht zu allgemeinen Schlüssen gaben. Und wenn an dem Säkulartage von Jena die sozialdemokratische Presse höhnend Analogien zu bilden versuchte, so schuf sie nur sich selbst die Kulissen, um die Wahrheit nicht erkennen zu müssen, daß auch jetzt trotz mancher Irrtümer und Schwächen die Armee das sichere Bollwerk der Monarchie und des bestehenden Reichsganzen bildet.

Allerdings sollen auch wir die Lehren von Jena nicht vergessen. Aber sie gelten nicht der Armee allein, sondern der Gesamtheit des Volkes. Auch damals, als die eiserne Zuchtrute Napoleons die Könige und ihre Völker bedrohte, war aus der Lichtfülle der Vergangenheit ein Selbstbewußtsein erwachsen, das weit über die Grenzen der inneren Berechtigung sich zum geistigen Hochmut steigerte. Heute stehen die Nachfahren der Sieger von Sedan vor der gleichen Gefahr, und auch sie müssen sich sorgsam davor wahren, die Gegner der Zukunft zu unterschätzen und die Kraft an Nichtigkeiten zu verschwenden. Das „toujours en vedette“ des Fürsten Bismarck gilt nicht nur für den Diplomaten, sondern für das Ganze des Volkes. Der geistige Hochmut aber der Zeit, die auf Hubertusburg und Versailles folgte, mußte um so stärker erwachen, als es ein geschichtliches Gesetz zu sein scheint, daß auf die rauhen Zeiten schwerer kriegerischer Entscheidungen stets eine Zeit der Ästhetiker und Literaten folgt, eine Zeit, in der das Kriegerhandwerk in der öffentlichen Geltung sinkt und die Traumwelt des Verstandes zur Erschlaffung, das Geistreichsein zur Eitelkeit

und die Aufklärung zur Oberflächlichkeit führt. Es war eine frivole Stimmung, die für Preußen schon heraufzog, als noch das Adlerauge des großen Friedrich sich nicht geschlossen hatte, eine Stimmung, die nicht nur die Salons der Großstadt erfüllte, die vielmehr überall eintritt, wo ein Volk sich nicht mehr vor neue, große, des Sterbens werte Ziele gestellt sieht.

Ist aber eine solche frivole Stimmung heute gegeben? Sicherlich nicht, auch wenn so manche Spuren darauf deuten. Nicht nur die Masse des deutschen Volkes, sondern auch seine führenden Kreise sind beherrscht von dem Gefühl der Pflicht, die Deutschen sind ein Volk der Arbeit geworden, und weil es so ist, deshalb sind sie in wenigen Jahrzehnten trotz der Armut seines Bodens und trotz der ungeheuren Opfer für seine Wehrmacht zu einer wirtschaftlichen Höhe gelangt, die selbst England um seine alterworbene Stellung bangen läßt. Aber es muß auch gesorgt sein, daß es nicht anders wird, und daß sich frei und ungehindert, durch keine wie immer gearteten absolutistischen Neigungen gehemmt, die Geister in Freiheit entwickeln, daß jeder Tüchtige Raum zur Entfaltung finde. Die freie Begeisterung ist schöpferisch, die Routine und der blinde Gehorsam töten.

Es hat nur des Ansporns bedurft, um den alten Geist der Armee wieder in alter Glorie zu erwecken. Die Probe bot der Kampf um Südwestafrika, der uns nach langen Jahren wieder zur Blutprobe zuließ. Seltsam, daß so wenige Zeichen darauf wiesen, daß auch der Kaiser mit starker innerer Teilnahme den Kämpfen um das Kolonialland folgte, seltsam, daß erst spät ein stärkeres Interesse erwachte, als bereits Worte ungläubigen Staunens von allen Seiten erklangen! Allerdings, es war kein Kampf um Nimbus und Prestige, aber es war dennoch eine herrlich bestandene Prüfung für Opfermut und Todestrotz, für Manneszucht und Vaterlandstreue. War die Unterstimmung der Verdruß darüber, daß deutsche Truppen

Jahre brauchten, unebenbürtige Gegner niederzuringen? Die Gegner waren nicht nur tückische Schwarze, sondern auch das Klima, die Krankheit, die Dürre, Hunger und Durst . . .

Schwere Bedenken sind von sachkundigster Seite auch geäußert worden gegen die Überschätzung des Äußerlichen im eigentlichen Dienstbetrieb. Die Häufung „sportartiger Konkurrenzvorstellungen", von denen Claussen in seiner Broschüre „Stillgestanden" spricht, muß dem Strebertum starken Vorschub leisten, die Vorliebe für Paraden, für Manöver, die nicht einmal stets den Schein des Kriegsmäßigen aufrecht erhalten, für Reiterattacken, für Paradegriffe im Stile Friedrichs des Großen, für Schaustellungen aller Art erstickt allzuleicht den Blick für das Ganze, für den letzten und höchsten militärischen Zweck, sie bietet zugleich der hämischen Kritik ein übermäßig ausgedehntes Feld und verstärkt so die Gefahr, die in dem Sinken der Autorität der Armee deutlich heraufzieht. Es ist bisher noch niemals von den verantwortlichen Stellen aus im Reichstage oder in der Presse mit Erfolg versucht worden, die Anklagen, die auf diesem Gebiete erhoben wurden, zu widerlegen oder auch nur zu entkräften. Möge die Prophezeiung des Freiherrn von Guhlen: „Die deutsche Nation wird die imposanten Kavallerieattacken der Kaisermanöver mit dem in Strömen fließenden Blut seiner Söhne zu bezahlen haben" niemals zur Wirklichkeit werden!

Tiefes Erstaunen und jenes Gefühl, das die Seele des Vaters erfüllt bei den undankbaren Worten eines reichbeschenkten Sohnes mag zuweilen den Einzug halten in die Seele des Kaisers, wenn er sich erinnert, daß all seinem aus redlichem Willen und aus feuriger Seele strömenden Bemühen um das Heer so oft die Anerkennung versagt bleibt. Und doch wird es stets so sein, solange dem eifrigen Tun die Stetigkeit fehlt, solange das Auge in all dem Tasten und Suchen die zielsichere Konsequenz nicht zu erkennen vermag. Gerade das Heer aber nimmt eine besondere

Stellung ein: Hier hat der Herrscher eine durch keinen Kriegsrat und kein Parlament beschränkte, fessellose Macht, hier schimmert seine Gestalt durch die Schirmwand des Ministers noch heller hindurch, als durch die Deckung, die ihm im Kanzler die Verfassung gewährt. Darum muß doppelt achtsam der Monarch jeden seiner Schritte erwägen, und er darf zugleich es niemals vergessen, daß auch die Armee, so stark und wuchtig sie scheint, doch ein empfindsames Instrument ist, dem harmonische Töne nur entlockt, wer des Griffes sicher ist.

Und sieht nicht auch der Kaiser in der Armee den sichersten Hort der Monarchie? Hat er nicht wiederholt sogar betont, daß er nur in ihr diesen Hort erblickt? An die Generale wandte er sich, als die schwere Krisis drohte, in die uns Bismarcks Entlassung gestürzt hat, sie hat er um sich versammelt, als im Jahre 1892 nach der Ablehnung der Militärvorlage der Reichstag aufgelöst wurde, ihnen zitierte er das Wort, das in bitterer Stunde sein Großvater von den Offizieren zu Koblenz sprach: „Dies sind die Herren, auf die ich mich verlassen kann" und als zwei Jahre später seine Seele von neuem bedrückt war und wieder der Vergleich mit den trüben Tagen der Konfliktszeit vor ihm heraufzieht: „Im Jahre 1861, als mein Großvater die Reorganisation seiner Waffen vornahm, mißverstanden von vielen, angefochten noch von mehreren, wurde er in Zukunft glänzend gerechtfertigt; wie damals, so auch jetzt herrschte Zwietracht und Mißtrauen im Volke" — da findet er wieder Ruhe in dem Gedanken: „Die einzige Säule, auf der unser Reich besteht, war das Heer! So auch heute." Immer wieder kehrt derselbe Gedanke: „Je mehr man sich hinter Schlagworten und Parteirücksichten zurückzieht, desto fester und sicherer rechne ich auf meine Armee und desto bestimmter hoffe ich, daß meine Armee, sei es nach außen oder nach innen, meinen Wünschen und meinen Winken gewärtig sein wird."

Es sind von ernsthafter Seite Bedenken dagegen aus-

gesprochen worden, daß die Armee allzuhäufig an die Möglichkeit erinnert wurde, im Falle der heißesten Not und im Kampfe für ihren König die Waffen gegen die eigenen Volksgenossen, gegen Eltern und Geschwister zu richten. Diese Bedenken sind nicht ohne Grund. Denn allzuleicht könnten Böswillige den Vorwurf erheben, daß aus jenen Reden ein gewisses Gefühl des Verzagens, des Zweifels an der Zukunft spreche, weil sonst nicht mit besonderem Nachdruck hervorgehoben würde, was noch stets die selbstverständliche Pflicht jedes preußischen Soldaten, jedes deutschen Kriegers war. Und noch ein anderes: Es ist der finsterste Gedanke im Schicksal des Soldaten, daß einst die Stunde kommen könnte, da er die Waffe kehren muß gegen die eigenen Brüder. An solchen Gedanken soll man nicht rühren, auf ihn den Sinn nicht lenken. Die Reflexion lähmt den Entschluß, hemmt in entscheidender Stunde die Tat. Der Tag, an dem das, was hier in raschen Worten gestreift wird, zur Erfüllung gelangt, wird der trauervollste sein, den das deutsche Volk jemals erlebte, er wird so reich an Tragik sein, wie jener andere Tag, da König Heinrich der Sechste klagte: „Gibt nicht der Hagdorn einen süßern Schatten dem Schäfer, der die fromme Herde hütet, als selbst der reichgeschmückte Baldachin dem König, der Verrat der Bürger fürchtet?" Es war ein peinlicher Augenblick, als im November 1891, zu einer Zeit, da die Sozialdemokratie sogar sich anschickte, durch die Zustimmung zu den Handelsverträgen ein Werk zu fördern, das nach den Worten des Monarchen, „ein Merk- und Denkstein in der deutschen Geschichte war," — als damals bei der Rekrutenvereidigung zu Potsdam aus dem Munde des Kaisers die Worte erklangen: „Ihr habt mir Treue geschworen, das heißt, ihr seid jetzt meine Soldaten, ihr habt euch mir mit Leib und Seele ergeben; es gibt für euch nur einen Feind, und der ist mein Feind. Bei den jetzigen sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß ich euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern

niederzuschießen — was ja Gott verhüten möge — aber auch dann müßt ihr meine Befehle ohne Murren befolgen." Daß aber der gleiche Gedankengang im Kaiser lebendig blieb, bewies zehn Jahre später die Alexandriner-Rede, in der die neue Kaserne hingestellt wurde als das Zwing-Uri einer künftigen Revolution.

Immerhin klingt auch durch diese Kundgebungen eine innerliche Verstimmung, deren Wurzeln der Kaiser selbst bloßgelegt hat, als er am zehnjährigen Gedenktage seines Regierungstages ausrief: „Mit schweren Sorgen übernahm ich die Krone; überall wurde an mir gezweifelt, überall stieß ich auf falsche Beurteilung, nur eine hatte zu mir Vertrauen, nur eine glaubte an mich" — immerhin klingt durch alle diese Kundgebungen eine ungemeine Wertschätzung des in der Armee gegebenen nationalen Faktors. Wenn er in jugendlichem Feuer ausruft: „Wir wissen in der ganzen Armee, daß wir lieber unsere gesamten achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Walstatt liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten," wenn er den Lothringern zuruft: „Deutsch sind sie und werden sie bleiben, dazu helfe uns Gott und unser deutsches Schwert," wenn er in flammenden Worten von dem Tage von Leipzig spricht, an dem „das deutsche Volk zum ersten Male vorahnend erschauen durfte das Morgenrot kommender Vereinigung und künftiger Größe, an dem zu ewiger Erinnerung von Deutschlands Bergen die Oktoberfeuer leuchten," wenn er das Auge auf die Feldzeichen und die Gedanken auf Sedan lenkt: „Der Geist und die Sprache, die aus dem Rauschen dieser zerfetzten Feldzeichen zu uns reden, erzählen von der großen Stunde, den großen Tagen, da das Deutsche Reich wieder auferstand; groß war die Schlacht, und heiß war der Drang und gewaltig die Kräfte, die aufeinander stießen. Tapfer kämpfte der Feind für seine Lorbeeren, für ihre Güter, ihren Herd und ihre künftige Einigung

kämpften die Deutschen," wenn er die Rekruten der Marine daran erinnert, daß „brave Seeleute mit dem letzten Gedanken an das teure Vaterland und an die Flagge den Tod in den Wellen erleiden, daß überall, wo ein deutscher Mann, in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland fallend, begraben liegt und daß, wo der deutsche Aar seine Fänge in ein Land geschlagen hat, das Land deutsch ist und deutsch zu allen Zeiten bleiben wird" — dann weht aus solchen Worten ein so echtes und tief der Seele entströmendes Pathos, daß auch der Skeptiker fortgerissen wird und freudig das Bild seines Kaisers umkränzt.

Immer wieder hebt der Kaiser die Bedeutung zweier Momente für den Geist der Armee hervor: die Tradition und die Pflege der Religion. Um die neuerstandene Jugend mit ihren Gedanken festzuknüpfen an die Vergangenheit, verleiht er unermüdlich den Fahnen, den sichtbaren und verehrungsvollen Symbolen bewiesenen Heldenmutes, neue Bänder, Orden sogar und Ehrenzeichen, hält er, wenn neuen Bataillonen oder Regimentern das Feldzeichen verliehen wird, begeisterte Ansprachen, belebt er die Erinnerungen der alten Hannoveraner und Hessen, indem er ihre Überlieferungen mit denen der preußischen Regimenter verbindet: „Von nun an sollen preußische Truppenteile, welche die alten hannoverschen Krieger aufgenommen hatten, Träger der Überlieferungen der früheren hannoverschen Regimenter sein und deren Auszeichnungen weiterführen ... Den alten ehemaligen hannoverschen Kameraden werden die Regimenter des 10. Armeekorps fortan eine Heimstätte für sie und ihre Söhne sein, und sie werden den vortrefflichen Geist der nie ermüdenden Treue und rückhaltslosen Tapferkeit der hannoverschen Söhne bis in fernen Zeiten in sich stets fortpflanzen und pflegen."

Rein patriarchalisch aber klingt die Ansprache, in der in der Rede vom 16. November 1897 der Kaiser zu den neuvereidigten Rekruten sprach: „Wer kein braver

Christ ist, der ist kein braver Mann und auch kein preußischer Soldat und kann unter keinen Umständen das erfüllen was in der preußischen Armee von einem Soldaten verlangt wird. Leicht ist eure Pflicht nicht; sie verlangt von euch Selbstzucht und Selbstverleugnung, die beiden höchsten Eigenschaften des Christen; ferner unbedingten Gehorsam und Unterordnung unter den Willen eurer Vorgesetzten." Und der gleiche fromme Sinn spricht aus der Ansprache an die Kieler Rekruten: „Der Eid ist heilig, und heilig ist die Stätte, da ihr ihn schwört. Das zeigt der Altar und das Kruzifix. Es bedeutet, daß wir Deutschen Christen sind, daß wir allezeit erst Gott die Ehre geben bei jedem Geschäft, das wir treiben, zumal bei dem höchsten, bei der Ausbildung zum Schutze des Vaterlandes. Ihr tragt des Kaisers Rock, ihr seid dadurch anderen Menschen vorgezogen, ihr nehmt eine besondere Stelle ein und nehmt Pflichten auf euch. Von manchen werdet ihr um den Rock, den ihr tragt, beneidet; haltet ihn in Ehren und beschmutzt ihn nicht. Worin liegt das Geheimnis, daß wir oft in geringerer Zahl dem Gegner überlegen sind? In der Disziplin. Was ist Disziplin? Das einheitliche Zusammenwirken, der einheitliche Gehorsam. Daß unsere Vorfahren schon darauf hielten, beweist das eine Beispiel: wie sie einst gegen die Römer in den Krieg zogen, stiegen sie über die Berge und sahen sich plötzlich den gewaltigen Heeresmassen gegenüber. Da wußten sie, daß ein schwerer Augenblick ihnen bevorstand. Sie gaben Gott die Ehre, indem sie zuerst beteten."

Es klingt aus diesen Ansprachen vielfach ein romantischer Mystizismus, der sich so seltsam und unvermittelt jenen modernen Anschauungen gegenüberstellt, deren Träger doch gleichfalls der Kaiser ist. Immer von neuem hören wir die Versicherung, daß nur der Christ ein guter Soldat sei. Aber vergebens müht sich der Kaiser, mit Hilfe einer Art von historisch-philosophischer Methode den Widerspruch zu erklären, den überall und auch in unserer

Zeit die Geschichte selbst gegen sein Dogma erhebt. Da muß denn, um den Sieg der Japaner zu rechtfertigen, den Russen das wahre Christentum abgesprochen werden: Man dürfe aus den japanischen Siegen, den Siegen des heidnischen über ein christliches Volk, nicht den Schluß ziehen, daß Buddha unserem Herrn Christus über sei. Wenn Rußland geschlagen wurde, so liege das zum großen Teile daran, daß es mit dem russischen Christentum sehr traurig bestellt sein müsse, die Japaner aber viele christliche Tugenden aufzuweisen hätten. Es bereite ihm Sorge, daß es auch im deutschen Volke mit dem Christentum schlecht bestellt sei, und er bezweifle, ob wir Deutschen im Fall eines Krieges überhaupt noch das Recht hätten, Gott um den Sieg zu bitten, ihm denselben abzuringen, wie Jakob im Kampfe mit dem Engel. Die Japaner seien eine Gottesgeißel wie einst Attila und Napoleon. An uns sei es, dafür zu sorgen, daß Gott uns nicht auch einmal mit einer solchen Geißel züchtigen müsse.

Und trotz allem: Heiden schwarzer und gelber Farbe werden in das Heer eingestellt, sie stolzieren im alten preußischen Ehrenkleide einher und deutsche Soldaten haben die Honneurs zu erweisen! „Das ist die Eigenart des deutschen Soldaten, daß er willig dem Ruf seines Königs folgt, ohne Murren und Zagen, und im Vertrauen auf seinen König und im Vertrauen auf seinen Gott, der den Rechtschaffenen nicht verläßt. Darum haltet fest am Gebet, denn der Ruf zu Gott gibt die Kraft, auch in schwerster Stunde, wenn man glaubt, es ginge nicht mehr, nicht zu verzweifeln, sondern mutig vorwärts zu schauen! Als Kaiser Leopold von Österreich dem berühmten Prinzen Eugen den Oberbefehl über die Armee übertrug und ihm den Marschallstab überreichte, ergriff Prinz Eugen ein Kruzifix und hielt es mit den Worten in die Höhe: ‚Dies soll unser Generalissimus sein!'"

In allen diesen Ansprachen, die der Kaiser an seine Truppen hielt, hat er sicherlich ein Stück seines ureigensten

Wesens bloßgelegt. Die Geschichte wird einmal bekunden, ob die Wirkung so tief gegangen ist, wie es der erlauchte Redner ersehnt haben mag. Immerhin darf nach einer besonderen Seite der Einfluß der von ihm vorgetragenen Überzeugungen nicht unterschätzt werden: Mögen die Erlasse gegen die Bewucherung von Offizieren, gegen den Luxus und das Spiel in ihrer Wirkung eng begrenzt gewesen sein, so hat doch sein Bemühen, die Neigung zum Zweikampf einzuschränken, sichtbaren Erfolg gehabt. In der Sitzung vom 27. November 1901 konnte bereits der Kriegsminister feststellen, daß im Jahre 1897 nur 4, im Jahre 1898 nur 3 Duelle zwischen aktiven Offizieren stattfanden, und er konnte sich mit voller Begründung auf die Kabinettsorder vom 1. Januar 1897 berufen, deren grundlegender Satz in dem schönen Ausspruch gegeben war: „Der Offizier muß es als Unrecht erkennen, die Ehre eines anderen anzutasten. Hat er hingegen in Übereilung oder Erregung gefehlt, so handelt er ritterlich, wenn er an seinem Unrecht nicht festhält, sondern zu gütlichem Ausgleiche die Hand bietet. Nicht minder muß derjenige, dem eine Kränkung oder Beleidigung widerfahren ist, die zur Versöhnung gebotene Hand annehmen, soweit Standesehre und gute Sitten es zulassen."

Mißverständnisse, Übergriffe, Irrtümer der sittlichen Anschauung werden auch jetzt nicht ausbleiben, und ebensowenig werden die Mißhandlungen völlig aus der Armee verschwinden. Aber hier wie dort dem Übel zu steuern, dazu bedarf es vor allem eines ernsten und entschlossenen Willens, der das Auge von dem Äußerlichen nach Kräften ablenkt und es hinwendet auf die sittlichen Momente, die einst der Armee das Recht auf den Sieg verliehen. Die Vaterlandsliebe bedarf keiner Schnüre und Litzen, und der Todesmut wird nicht durch Fahnenbänder befeuert.

---

11. Kapitel.

Weltpolitik.

Aus der gesamten Anschauung des Kaisers von dem fürstlichen Beruf mußte sich mit natürlicher Logik die Auffassung ergeben, daß auch in dem gesamten Völkerleben die dynastischen Interessen die eigentliche Entscheidung bringen. Die höfischen Beziehungen werden von ihm bewertet, wie es einst geschah, als noch gewaltige Kriege, wilde Völkerkämpfe beendet werden konnten durch die Vermählung des Königssohnes mit der Tochter des feindlichen Herrschers, und zuweilen mag es ihn dünken, als könnten alle wirtschaftlichen und nationalen Gegensätze beseitigt und ausgeglichen werden durch ein gutes Wort, durch Liebenswürdigkeit und durch den begeisterten Schwung feierlicher Reden. Noch niemals, seitdem die Geschichte dahinrollt über das Schicksal der Reiche, hat ein Herrscher so oft die Fahrt angetreten zu den Höfen des Auslandes, wie Kaiser Wilhelm, noch niemals hat das Oberhaupt eines Volkes, seitdem die Tage mittelalterlicher Romantik entschwanden, so fest wie er an die persönliche Wirkung geglaubt. Das mühsame Werk Bismarckscher Diplomatie, seine in alle Tiefen dringende Schätzung der lebendigen Kräfte, seine intime Kenntnis der in den Völkern wirksamen, unwägbaren Empfindungen, seine kühle Berechnung der für den Zweck geeigneten Mittel, seine vorsichtige, weit über die Jahre hinausdringende Festsetzung der politischen Ziele, seine nicht auf hoher Warte, sondern in

naher Beobachtung gewonnene Kenntnis der Massenpsyche sollen einen Ersatz finden in der Intuition, in dem überlegenen Urteil, das die göttliche Berufung dem Träger der Krone verleiht.

Schon die Preisgabe des Neutralitätsvertrages mit Rußland findet eine zureichende Erklärung nur in dynastischen Stimmungen, vielleicht auch in dem Wunsche des Kaisers, auf neuen Pfaden zu glänzenderen Erfolgen zu gelangen, als sie die Ernte der letzten Jahrzehnte gebracht hat. Die Fahrten nach England haben immer wieder zu politischen Beschlüssen geführt, die niemals auch nur die bescheidensten Früchte trugen. Aus dem Zusammentreffen in Rohnstock haben sich jene wirtschaftlichen Abmachungen entwickelt, die später, als im Reichstage der Kampf um die Handelsverträge entbrannte, als lastende Fessel entbunden wurden. Als wir für Helgoland den Besitz wertvollen Koloniallandes und die Aussicht auf einen gewaltigen Anteil an dem afrikanischen Erbe preisgaben, als wir die Zukunft von Kamerun begrenzten und in dem Geheimabkommen um künftiger Möglichkeiten willen die Hand von Südafrika zogen, da hat stets die Welt unter dem Eindruck gestanden, als habe der Kaiser persönlich die Arbeit der Diplomaten auf seine Schultern genommen, und so hat dort, wo das Einverständnis ausblieb, die Mißstimmung den Weg zu einem unerwünschten Ziele gewählt.

Das ist ja die Gefahr des allzu starken persönlichen Hervortretens eines Herrschers, daß jedes Mißlingen ihm und zugleich der Monarchie als Verschulden gerechnet wird, zumal wenn eine starke Individualität dafür sorgt, daß der Glaube an die ministerielle Selbständigkeit immer mehr schwindet. In die Pläne des ersten Kanzlers konnte wohl auch eine Kaiserfahrt als Faktor aufgenommen werden, aber hier war sie stets der Schlußakt einer wohl durchgeführten diplomatischen Aktion, die Krönung mühseliger Werke, die öffentliche Bekundung errungener Erfolge. Aber

Fürst Bismarck hat als Zuschauer vom politischen Parkett aus das warnende Wort gesprochen: „Durch Liebenswürdigkeiten und wirtschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte werden wir den Gefahren, die im Schoße der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern. Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird." Und von ihm stammt auch die andere Warnung: „Wir dürfen uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeiten auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi." Es konnte nicht immer die beglückende Tatsache festgestellt werden, daß „Stimmungen der Gegenwart" nicht Einfluß gewannen auf die Entscheidungen, und ebensowenig ist stets gesorgt worden, daß wir in dem „abwartenden Stadium" verharrten und unsere Stellung mit äußerster Vorsicht bezogen. Die Vorgänge von Kreta und die Führerschaft des Grafen Waldersee haben ebenso wie die allzu häufige Verkündung weitreichender Pläne, denen die Fixierung konkreter Forderungen nicht gefolgt ist, dazu gedient, das Vertrauen in die Stetigkeit und die Überzeugung von der besonnenen Zurückhaltung unserer internationalen Politik zu verstärken.

Und andrerseits hat die stete Betonung unserer Friedensliebe, haben die zahlreichen Liebenswürdigkeiten, mit denen der Kaiser persönlich sich an fremde Nationen gewandt, der „Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit" eine gewisse Grundlage gegeben. Die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika und die Widmung der Statue des großen Friedrich haben die Schätzung des neuen Weltteils für das Deutsche Reich nicht gesteigert, die Sympathietelegramme an den französischen Präsidenten, die

Einladung der Pariser Künstler zu der Ausstellung in Berlin, die Bekränzung der Gräber von Vincennes, die Begnadigung der französischen Spione, die Kundgebungen beim Tode Canroberts und Jules Simons, die Feier der französischen Manöverbesucher, die Kieler Feste und der Besuch auf der „Iphigenie“ haben es nicht verhindert, daß noch heute der alte Haß der Gallier gegen die Germanen, der Besiegten gegen die Besieger emporlodert, daß, wo immer es das eigene Interesse zuläßt, Frankreich auf der Seite der Gegner Deutschlands sich findet. Die versöhnungsfreudige Fahrt der Kaiserin Friedrich nach Paris hat um eines Haares Breite uns in den Krieg gestürzt, wild schäumte der französische Ingrimm empor in den Kieler Tagen, und in dem brausenden Jubel, der den Zaren empfing, erklang, leicht dem Ohre vernehmbar, der ungestillte Haß gegen Deutschland.

Denn in dem Kalkül des Kaisers ist ein Irrtum: Leidenschaften werden nicht durch Reflexionen eingedämmt und mit Worten werden nicht Wunden geheilt. So wird auch die bestrickendste Liebenswürdigkeit eines Herrschers die Erinnerungen von Metz und Sedan nicht auslöschen. Lag nicht auch das letzte versteckte Motiv für das abstoßende Drama, das mit dem Namen Dreyfus sich verknüpfte, in der zornigen Erregung darüber, daß das Instrument der ersehnten Rache, daß das Heer geschädigt werden könnte? Noch immer sind in Frankreich die Redner vor allem des Beifalls sicher, die auf die Vogesen weisen und auf die Wunden der Vergangenheit. Wenn dennoch zuweilen selbst durch ein paar Jahre der Chauvinismus schwieg, so haben nicht kaiserliche Freundlichkeiten ihn besänftigt, sondern die harte Lehre, daß ein großes Volk auf die Dauer sich nicht von Hoffnungen und Träumen nähren kann. Aber es bleibt bezeichnend, daß der Schiedsvertrag mit England den Beifall des ganzen Volkes finden konnte trotz Faschoda und trotz des Burenkrieges, während die Revancheidee uns niemals, es sei denn, daß wir auf die

Erfolge der Kriegszeit verzichten, von der sorgsamen Befolgung des Mahnwortes entbinden wird: „Toujours en vedette!“

Und vielleicht liegt noch ein anderer Irrtum in dem Kalkül des Kaisers. Er selbst hat uns neue, große Ziele gestellt, die weit hinausgehen über das, was die Vergangenheit erstrebte, die sich erst aufbauen sollen auf der Grundlage, die das Geschlecht, das dahin ging, uns bereitet hat. Das Wort von dem „größeren Deutschland“, von der Notwendigkeit einer Weltpolitik ist gefallen, in flammenden Worten sind wir darauf hingewiesen worden, daß wir glänzenden Zielen entgegengeführt werden sollen, daß wir neue Punkte suchen und sichern werden, an denen in späteren Zeiten unsere Kinder und Enkel einsetzen können, und in mächtigem und stolzem Selbstgefühl wurde der Welt verkündet, daß ohne Deutschland und ohne den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf. Wird aber die stete Betonung der Friedensliebe, die Statuierung des Friedens als Selbstzweck, solchen Plänen förderlich sein? Wird sie uns den reichen Gewinn, dessen wir bedürfen, verschaffen? Bildet sie selbst die rechte Ergänzung der diplomatischen Arbeit? Man darf es bezweifeln, eben weil die fremden Nationen aus den kaiserlichen Worten nicht die rechte Lehre vernehmen, sondern den willkommenen Schluß ziehen werden, das deutsche Volk fürchte den Krieg und die Entscheidung der Waffen.

Auch England treibt Weltpolitik, auch Frankreich und Rußland und die Vereinigten Staaten. Groß sind die Erfolge. die diese Länder erzielten und reich der Gewinn. Aber in Kuba und am Nil, in Südafrika, in Ostasien und in Marokko klirrten die Waffen — wertvollen Besitz wird auch Deutschland nur erwerben, wenn es Eisen und Blut einsetzt. Die Größe zumal Englands ist in der Tatsache begründet, daß es kaum einen Augenblick in der modernen Geschichte gab, in dem es nicht zu kämpfen hatte. Und sind nicht in Wahrheit die großen Kulturfortschritte der Mensch-

heit gegen den Widerstand der Barbarei nur durch das Schwert zu verwirklichen? Köstlich klingt das Wort vom „Friedenskaiser“ und hochaufatmen mag der hochsinnige Mann, dem es preisend entgegenklingt. Aber nicht nur der einzelne verkümmert im Frieden — „Müßige Ruh ist das Grab des Muts“ — sondern auch ganze Nationen. Die Gefahr des Verkümmerns aber zieht herauf, wenn das, was sich vorübergehend aus der natürlichen Folge von Bewegung und Gegenbewegung, Kräfteverbrauch und Kräfteersatz, individuellem Werden und Vergehen entwickelt hatte, zum dauernden Grundsatz erhoben wird. „Es ist immer gefährlich“, sagt Mittelstädt treffend, „auf den von den Vätern erworbenen Lorbeeren allzulange auszuruhen, dem bestrickenden Wahne zu leben, nunmehr dürfe man die Güter dieser Erde in Ruhe genießen. Für den preußischen Staat und seine unvollendete deutsche Mission, für einen jugendlichen Monarchen, an dessen aufgehende Sonne stets hochfliegende Hoffnungen geknüpft sind, müssen so trügerische Vorstellungen sich besonders verhängnisvoll erweisen.“ Friedrich der Große hat die Zeit nach dem Utrechter Frieden eine Zeit allgemeiner Entartung der europäischen Politik genannt, friedselig dämmerte das Volk dahin in den Jahrzehnten nach der Leipziger Schlacht, friedselig ertrug es die Beschämung von Olmütz, und Manteuffel mußte sich demütigen, um dem Deutschen Reiche den Titel einer Großmacht zu erhalten. „Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“

Gewiß, auch der Krieg ist nicht Selbstzweck und kein Sterblicher vermag die Verantwortung zu tragen, die ein ungerechter, ein unnützer Krieg auf seine Schultern wälzt. Aber es liegt ein tiefgehender innerer Widerspruch in der Verkündung einer neuen Zeit der Weltpolitik und der Proklamation der heißesten Friedensliebe. Nicht wie das Habsburgerreich durch kluge Ehebündnisse, sondern durch Waffengewalt wurde aus dem Markgrafentum der preu-

ßische Königsstaat, nicht durch Beratungen und durch Beschlüsse, sondern auf der Walstatt wurde das Reich geschaffen. Soll aber ein Neues werden und das deutsche Volk teilnehmen an dem Ringen um die Welt, so wird es auch den Gedanken des Krieges ertragen müssen. In der tatkräftigen Sorge für unsere Wehrmacht zur See hat Kaiser Wilhelm bewiesen, daß auch sein Auge sich solchen Bildern nicht verschließt.

Der Eintritt aber des Deutschen Reiches in diesen Weltkampf wurde vollzogen, als zuerst an dem fernen Gestade von Angra-Pequena seine Flagge emporstieg. Da begrüßte der Geschichtsschreiber der Hohenzollern jubelnd die werdende Zeit: „Durch die Besiedelung der fernen Weltteile gewinnt auch die Geschichte einen neuen reichen Inhalt, und mit vollem Recht verlangt die Nation, daß Deutschland in diesem großen Wettbewerbe der Völker nicht zurückstehen dürfe. Sie sieht sich nicht bloß in ihrem politischen Ehrgeiz gekränkt, wenn sie ihre Stellung in der transatlantischen Welt betrachtet, sie empfindet auch tiefe Beschämung, da sie sich gestehen muß, wie wenig wir Deutschen zu den großen kosmopolitischen Arbeiten des modernen Völkerverkehrs beitrugen." Im letzten Sinne legte schon der Tag von Sedan uns die neue Pflicht auf, die alten Ziele zu erweitern und der Tatkraft unseres Volkes neue Aufgaben zu stellen. Denn nur in der Bewegung liegt das Leben. Ein Volk, das sich auf das Altenteil der Selbstgenügsamkeit zurückzieht, ist dem langsamen Tode geweiht. Jeder Tag führt andere Aufgaben zur Lösung herauf, und selbst das Volk der Amerikaner, das eben noch seine Ziele nach den Regeln der Monroedoktrin einschränkte, greift hinweg über Berg und Wasser und Tal, um zu annektieren und zu erobern. Deutschland aber hat lange genug gefrohnt im Dienste fremder Interessen, es hat durch Jahrhunderte ohne Gewinn seine Söhne hinausgesandt und selbst die Reihe seiner Feinde verstärkt. Es muß die Aufgabe der kommenden Zeit sein, diese Kräfte dem Volks-

tum zu erhalten und teilzunehmen an den Erfolgen, die sie erringen. Am Sedantage, als ein Vierteljahrhundert vergangen war seit dem großen Ruhmestage deutscher Kraft, hat Kaiser Wilhelm zuerst auf die Pflichten des großen Geschlechtes gewiesen: „Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern." Dieses Wort erweckte in der nationalen Welt ein stürmisches Echo, es weckte eine Fülle von Gedanken, die bisher das Eigentum weltfremder Idealisten schienen, und doppelt stark war die Wirkung, weil gerade damals noch die Worte des an den Präsidenten Krüger gerichteten Telegramms die Herzen durchzitterten und gleichzeitig fast der Minister des Kaisers im Reichstag entschlossen für die Freiheit der Burenstaaten eintrat. Wieder erinnerte man sich nach Caprivis schwächlichem Wort, daß wir „Opfer" bringen müssen, um uns die Freundschaft anderer Nationen zu erhalten, der stolzen Versicherung, die Wilhelm der Erste gab, als er zu Felde zog: „Das deutsche Volk weiß nicht, wie stark es ist." Es könnte wahrlich stärker sein als alle anderen Völker, wenn es den naiven Rasseninstinkt verdichten wollte zu methodischer Arbeit für den nationalen Staat, wenn es des Gedankens Blässe ablösen wollte durch den energischen Willen zum Leben.

Immer wieder weist der Kaiser mit begeisterten Worten auf die Aufgabe, die er sich und seinem Volke stellt. „Wenn irgend einer von euch meines Schutzes bedarf, so bin ich da", so ruft er den Deutschen von Jerusalem zu. „Dieses Schiff", so verkündet er beim Stapellauf des Panzers „Wilhelm der Große", „mahne den friedlichen Bürger,

den Handel- und Gewerbetreibenden daran, daß überall in der Welt das Deutsche Reich ihm Schutz verleihen soll." Und in der Rede vom Februar 1899 ermahnt er die Märker: „Wir wollen trachten, daß wir Germanen zusammenhalten wie ein fester Block. An diesem rocher de bronze des deutschen Volkes, draußen weit über die Meere und bei uns zu Hause, möge sich jede den Frieden bedräuende Welle brechen."

Aber auch für einen Kaiser führt ein weiter Weg vom Worte zur Tat und selbst wenn der Augenblick der Tat gekommen scheint, so kann der Irrtum das Steuer führen. Es hat eine Stunde gegeben, in der plötzlich der Schatten gewaltiger Ereignisse über die Welt dahinzog: Das war damals, als der Kaiser dem Führer des Burenvolkes seinen Glückwunsch aussprach, daß es ihm gelang, „in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in das Land gebrochen sind, den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit gegen Angriffe von außen zu bewahren," als dann weiter Herr von Marschall erklärte, daß wir „in scharfem Gegensatz zu den Bestrebungen stehen, welche die Selbständigkeit der Burenstaaten beseitigen wollen." Denn auch der schlichte Verstand des Laien fühlt es, welch ungeheurer Fehler es war, solche Sprache zu führen, wenn man nicht entschlossen war, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Jetzt hatte man sich offen und frei in den Vordergrund gestellt und nur Englands dauernde Feindschaft gewonnen. Noch heute ist dieser Haß nicht erloschen. Wenige Monate nach jenem Telegramm sandte der Kaiser Glückwünsche nach England, Marschall wurde beseitigt und im Delagoa-Vertrage wurde die Zustimmung erteilt zu den gegen die Buren gerichteten Plänen Englands, ohne daß auf die deutsche Seite ein realpolitischer Gewinn fiel. Der Burenkrieg brach aus und Kaiser Wilhelm ging nach England.

Das deutsche Volk aber verstand seinen Kaiser nicht mehr. Wie die Tage, die der Entlassung Bismarcks folgten,

so hat die Zeit, in der das Burenvolk mit unvergleichlichem Heldenmut um sein Dasein rang, eine tiefe Entfremdung zwischen der Nation und ihrem Führer heraufgebracht. Denn der Jubel, mit dem England den deutschen Gast begrüßte, fand keinen Widerhall in dem Herzen des deutschen Volkes, man fühlte es, daß nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil jene Superlative der Herzlichkeit und der Bewunderung hervorrief, die so seltsam abstachen von den Schmähungen, mit denen eben erst der Enkel der Königin besudelt worden war. Eine Politik aber, die es verschmäht, im Einklang zu stehen mit den in der Volksseele wirkenden Imponderabilien, wird niemals erfolgreich sein. Hat uns das Mühen des Kaisers die Freundschaft Englands gebracht? Lord Roberts wurde feierlich empfangen und mit dem höchsten deutschen Orden geschmückt, der greise Krüger mußte auf seiner trüben Pilgerfahrt von der Pforte Deutschlands weichen; für die notleidenden Inder wurde gesammelt, Kitchener wurde empfangen, aber die Lieblingshelden des Volkes, Botha, Dewet und Delarey wurden zurückgewiesen. Und doch hatte England widerrechtlich deutsche Schiffe beschlagnahmt, deutsche Reichsangehörige aus Südafrika vertrieben, die deutsche Industrie, die im Erblühen war, gelähmt.

Der Kaufpreis war zu hoch, der Verlust zu groß. Denn dieser Verlust traf vor allem das Verhältnis des Volkes zu seinem Kaiser, das Vertrauen der Nation zu seinem Führer. Sie hatte das Wort vernommen, daß Blut dicker sei als Wasser, und sie hatte es anders ausgelegt, als der Kaiser es meinte. Während in den englischen Blättern byzantinische Hymnen gesungen wurden, während man dort den Kaiser mit Napoleon und Friedrich dem Großen verglich, während in grob berechneter Schmeichelei ein Dichter von Taten sang, die Cäsar beschämen, tönte aus allen deutschen Blättern ein Notschrei, so ernst und ergreifend, wie man ihn nie zuvor vernahm, und selbst in Kreisen von erprobter Gesinnung drohte die Freude am

Reiche zu schwinden. Mit eisigem Schweigen ging man in Deutschland an den Festlichkeiten in England vorüber und mitten in all dem Trubel mochte auch der Kaiser es fühlen, daß ihn jene furchtbare Einsamkeit umwehte, die nirgends herrschen soll, wo Wilhelms des Ehrwürdigen Enkel weilt. Gewiß, auch in der Konfliktszeit hat sich einst eine tiefe Kluft geöffnet zwischen dem preußischen Volk und seinem König, und die Geschichte hat dem Herrscher Recht gegeben. Gewiß hat auch der vierte Kanzler Recht, wenn er die Zweckmäßigkeitsgründe der Realpolitik zur Herrin aller Empfindungen machte, aber dennoch ruht da unten irgendwo, tief in der Seele des Volkes, ein reines goldschimmerndes Metall, das echt und hohen Wertes ist, dasselbe Metall, das sonst sich ummünzt in Königstreue und Vaterlandliebe. Und wer dieses Metall verachtet, der tut nicht wohl daran, der macht eine Belastungsprobe auf das deutsche Herz, deren Erfolg nicht gesichert ist. Was war es denn, das einmütig das deutsche Volk zu dem rauhen und in manchem ihm so fremden Buren zog? Es war dieselbe Kraft, es war dieselbe sittliche Idee, die aller jener Taten Mutter war, von denen unsere Heldenlieder erzählen.

Die Buren kämpften für ihre Freiheit und sie wußten zu sterben, wie Arnold von Winkelried. Man mochte das deutsche Volk ob seines träumerischen Idealismus schelten, aber wie noch immer die großen Entscheidungen der Geschichte nur dann gefallen sind, wenn die Begeisterung die Tat erschuf, so ist auch dauernd nur gewesen, was harmonisch sich einte mit dem Sehnen und Heischen jener geheimnisvollen und nie beschriebenen, in aller Kleinheit doch so wundersamen und unwiderstehlichen Kraft, die wir die Volksseele nennen. Wohl dem Herrscher, der sie in seine Dienste zwingt, der in ihren reinen Flammen das Gold seiner Taten schmiedet! Was hat es denn genützt, daß man das deutsche Volk gehindert hat, in jubelnden Huldigungen ausströmen zu lassen, was sein Herz bewegte? Frei und ungehemmt durfte in Frankreich der Gruß der Nation zu

dem greisen Burenführer dringen, frei stand ihm auch der Weg zu dem Manne, der die höchste Autorität der Republik verkörpert — wo ist der Gewinn, der uns geworden ist, weil wir anders taten? Unser größter nationaler Dichter hat einst gesungen: „Das Volk versteht sich besser auf sein Glück, kein Schein verführt sein sicheres Gefühl." Leidenschaften der Regierung zeugen von Schwäche, aber Leidenschaften des Volkes zeugen von Stärke.

Heute kennen wir besser als einst die Geschichte jener Tage, die Fürst Bülow, völlig fremd dem deutschen Empfindungsleben, als „Burenrummel" zu verspotten suchte, bis dann freilich das Schicksal es fügte, daß er an einem dunklen Novembertage um eben dieses Burenrummels willen im härenen Gewande vor dem Reichstag erscheinen und der stürmenden Volksseele sein Pater peccavi beschwichtigend entgegenflüstern mußte. Heute kennen wir die Geschichte jener Tage, und kein anderer als der Kaiser ist ihr Historiograph geworden. Er hat uns erzählt, wie er persönlich dahin wirkte, daß die Mission der Burengesandten, die eine europäische Intervention zu erlangen suchten und in Frankreich und Holland gefeiert wurden, zum Scheitern kam. Er hat uns erzählt, daß damals, als der Burenkrieg auf seiner Höhe war, von den Regierungen in Frankreich und Rußland an Deutschland das Ersuchen gerichtet wurde, sich mit ihnen zu vereinen und England aufzufordern, dem Burenkrieg ein Ende zu machen, um die Republiken zu retten und England bis in den Staub zu demütigen. Da habe er, der Kaiser, erwidert, daß Deutschland sich immerdar von einer Politik fernhalten müsse, die es mit einer Seemacht wie England in Verwickelung bringen könne. „Die Nachwelt", so fügte der Kaiser hinzu, „wird eines Tages den genauen Wortlaut des Telegramms lesen, das jetzt in den Archiven von Windsor Castle liegt, und in dem ich den König von England von der Antwort in Kenntnis gesetzt habe, die ich den Mächten gab, die damals danach trachteten, England zu Fall zu bringen.

Die Engländer, die mich heute dadurch beleidigen, daß sie meine Worte in Zweifel ziehen, werden daran erkennen, wie ich in der Stunde ihrer Gefahr gehandelt habe." Der Kaiser fuhr fort: „Im Dezember 1899, in den düsteren Unglückswochen, erhielt ich einen Brief von meiner verehrten Großmutter, auf welchen ich eine mitfühlende Antwort schickte. Ich tat mehr, ich ließ durch einen Offizier einen genauen Bericht über die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten in Südafrika und der gegenwärtig einander gegenüberstehenden Streitkräfte beschaffen. Mit den Plänen von mir", so fuhr der Kaiser fort, „arbeitete ich den nach meiner Ansicht besten Feldzugsplan aus, unterbreitete ihn meinem Generalstab zur Kritik und sandte ihn dann nach England. Und dieses Schriftstück ist ebenfalls unter den Staatspapieren in Windsor Castle. Als merkwürdiges Zusammentreffen lassen Sie mich hinzufügen, daß der von mir aufgestellte Plan demjenigen sehr nahe kam, welcher von Lord Roberts angenommen und glücklich von ihm ausgeführt wurde."

Mag die nüchterne Politik in der Begeisterung des deutschen Volkes für den Heroismus eines kleinen Volkes nur spärlich ihre Rechnung gefunden haben, so war es doch ein unverdienter Schmerz, daß der Kaiser diesen Gefühlen nicht nur völlig fremd und kalt gegenüber stand, sondern daß er mitzuwirken suchte, um die Niederlage der Bedrängten zu beschleunigen. Er mochte auch hier auf Dankbarkeit rechnen — der Krieg in Südwest und die Haltung des offiziellen England, die Behandlung von Buschkleppern als kriegführende Macht, die Wirkung des Sovereigns und die Kugeln aus englischen, den Schwarzen gelieferten Büchsen haben auf dem Boden des gleichen fernen Erdteils den schönen Traum zerstört.

Der Kaiser hat mehr getan: Er hat auf die Gefahr hin, daß der Sang von der deutschen Treue im Auslande höhnisch persifliert wurde, der englischen Königin Kenntnis von den ihr drohenden Gefahren gegeben. Vielleicht ist

nirgend so scharf der rein dynastische Charakter der kaiserlichen Auffassung vom historischen Leben zutage getreten, wie hier in diesem seltsamen Versuch, eine alte gekrönte Frau, deren Regierungszeit mit hundert Kriegen angefüllt war, über ein paar tränenreiche Stunden hinwegzutrösten. Wo ist denn der realpolitische Erfolg geblieben? Wo der Gewinn, der solchem Einsatz entsprach, einem Einsatz, den der Kaiser machte, um England in der gefahrvollsten Stunde seiner neuen Geschichte zu schützen? Frankreich und Rußland sind mit England verbündet, und Deutschland wurde das Ziel ihrer gemeinsamen Gegnerschaft.

Schon vor Jahren hat in seiner Flugschrift „die Bilanz des neuen Kurses" der alldeutsche Führer Claß in hartem Urteil es ausgesprochen, welchen Lohn uns England ausgezahlt hat: In China, wo es gegen Deutschland intrigierte, hat es die Räumung von Schanghai erlangt, ohne daß uns ein Gegenwert wurde; in Portugal hat es mit solchem Erfolg gegen uns gearbeitet, daß der Geheimvertrag sich in ein für Deutschland wertloses Stück Papier verwandelte; in Südafrika wurden die Deutschen nahezu ausgeschlossen und rechtlos gemacht, in Venezuela hat man uns alle Peinlichkeiten aufgeladen und das Possenspiel im Haag hat das kümmerliche Ende gebildet; in England selbst wurde der Kaiser im November 1902 mit offener Ablehnung empfangen und das Zusammengehen mit Deutschland gegen den Präsidenten Castro entfesselte einen Sturm der Entrüstung. Wir haben für die Geschädigten in Südafrika nur schmale Entschädigungen erlangt, aber wir haben es nicht erreicht, daß England sich zu der Erklärung herbeiließ, daß Schiffe, die unter neutraler Flagge segeln und nach neutralen Häfen bestimmt sind, von der Durchsuchung verschont werden sollen. Tatsächlich ist die englandfreundliche Politik völlig zusammengebrochen, und selbst der einzige Erfolg, der in dem Gewinn von Samoa errungen wurde, ist uns nicht durch eigene Entschlossenheit, sondern durch das Schwert der

Buren geschenkt worden. Wir haben die Karolinen gekauft, aber Guam, Fernando Po sind uns entgangen. Und weiter ist es eine Frucht dieser Politik gewesen, daß in all den Jahren seit Bismarcks Entlassung das vertrauensvolle Verhältnis zu Rußland zerstört geblieben ist.

Auch hier hat der Kaiser sich bemüht, durch sein persönliches Eingreifen dem Schicksal seine Richtung zu geben. Eine Fülle von Reisen und Begrüßungsreden, von Toasten und Telegrammen sollte als Werkzeug neuwerdender Freundschaft dienen. Aber noch heute ist es nicht gelungen, Rußland von Frankreich zu trennen und die Tage von Kronstadt und Toulon in Vergessenheit zu bringen. Auch die Bemühungen Hohenlohes, hier von neuem auf die Bahnen der Bismarckschen Politik zu gelangen, brachten ebensowenig, wie der warmherzige Trinkspruch, den der Kaiser in Breslau auf den Zaren ausbrachte, eine merkbare Wandlung. Kühl und formell klang die Antwort des Zaren auf die Worte, in denen der Kaiser „die jugendliche Gestalt des ritterlichen Herrschers" feierte, mit dem er „sich eins wisse in dem Streben, den europäischen Völkern die heiligsten Güter zu erhalten." Der Zar hat in Paris, aber niemals in Berlin geweilt, und als er auf der Danziger Reede mit dem Kaiser zusammentraf, da hat er es sogar vermieden, deutschen Boden zu betreten.

Es kamen die Tage von Algeciras, es kam Casablanca, die Isolierung Deutschlands und all das Herzeleid der letzten Jahre, es kam das höhnische Wort der „Times", daß Deutschland, das so herrlichen Zielen entgegengeführt werden sollte, zu einer Macht zweiten Ranges herabsank. Immer wieder hat es, wie Elard von Oldenburg im Reichstag ausrief, „bewegte Lüfte gegeben, hinter denen selbst der Schatten einer Tat gefehlt hat". Immer wieder schlossen wir den Pakt mit den Arabern: Bauten sie Rüben — „die Araber nahmen die Wurzeln für sich, der Teufel die leeren Blätter empfing", bauten sie Weizen — „die Araber

nahmen den Ährenschnitt, der Teufel die leeren Stoppeln nahm und heizte der Hölle Ofen damit". Der Realpolitiker konnte und mußte aus dem russisch-französischen Angebot der Burenzeit einen praktischen Gewinn ziehen, wäre es auch eine Entente oder ein klares und sicheres Abkommen mit England über die zwischen den beiden Völkern schwebenden Fragen gewesen. Just in Englands schwarzer Woche aber trug der Kaiser in das „Goldene Buch des deutschen Volkes" die Worte ein: „Von Gottes Gnaden ist der König, daher ist er auch nur dem Herrn allein verantwortlich. Er darf seinen Weg und sein Wirken nur unter diesem Gefühlspunkt wählen". Gerade für diese Tage hat außer dem Herrn auch das deutsche Volk, durch dessen Seele doch auch der Herrgott schreitet, Rechenschaft gefordert.

Afrika, Kleinasien, Südwest — überall waren Fragen offen, über die wir eine Verständigung suchen konnten. Was aber geschah? Wir gaben Riesenwerte hin und erhielten als Lohn in dem Abkommen über die portugiesischen Besitzungen ein Windei, das auszubrüten deutsche Einfalt vergebens sich mühte. Den Lohn empfingen andere. Da konnte denn schon im April 1904 Fürst Bülow im Reichstag mit der Resignation des vor der vollen Schüssel Verzagten erklären: „Wenn politische Differenzpunkte zwischen England und Frankreich beigelegt werden, so haben wir vom deutschen Standpunkt nichts dagegen einzuwenden. Denn ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Völkern wäre eine Gefährdung des Weltfriedens, dessen Aufrechterhaltung wir aufrichtig wünschen." Die volle Krönung des Gebäudes ist dann durch Clémenceau erfolgt. Als aber auch der „Admiral des Stillen Ozeans" trotz aller Reden und Telegramme die englische Bruderhand ergriff, als der russisch-japanische Vertrag die Kräfte für die europäischen Konflikte befreite, da war Deutschland zufrieden, daß ihm diese Verträge im Gegensatz zu der Gepflogenheit Delcassés, amtlich notifiziert wurden,

und während der Kaiser auf dem Döberitzer Felde pessimistisch den Appell an das deutsche Schwert erklingen ließ, erklärte zu Norderney Fürst Bülow: „Die angebliche Einkreisung Deutschlands ist nichts mehr als eine Phrase. Die deutsche Politik ist durch die um Deutschland herum abgeschlossenen Ententen in ihrer Aktion nicht behindert worden und wird auch nicht behindert werden. Es sieht so aus, als ob man uns einkreisen und stellen will — die angebliche Einkreisung Deutschlands ist nichts mehr als eine Phrase."

Wie es zu solcher Entwicklung kam? Wir wissen es, daß die Zwiespältigkeit der deutschen Politik, die zugleich im Kaiserschloß, bei Festmählern, auf Prunkreisen und in dem Arbeitszimmer des Kanzlers betrieben wurde, ein Mißtrauen gegen uns wachrief, das schweigende Arbeit niemals erzeugt haben würde. Werben, Verheißen, Drohen, alle diese Stimmungsmomente mußten der schweigenden Arbeit die Erfolge rauben. So wird die Geschichte der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte zu einer Geschichte der Inkonsequenz in den Zielen wie in den Mitteln. Das klassische Beispiel bot hier der Kampf um Marokko. Da hatte Fürst Bülow öffentlich ausgesprochen, daß wir niemals um dieses Landes willen vom Leder ziehen würden, da hatte er, indem er das stärkste diplomatische und reale Machtmittel preisgab, jeden gegenwärtigen und jeden künftigen Anspruch Deutschlands als res minima hingestellt. Und in der Tat war damals, als England und Frankreich sich über Marokko verständigten, in den offiziösen Blättern zu lesen: „Abgesehen von jenen wenigen Leuten, die überall einen Fetzen Land erhaschen möchten, selbst auf die Gefahr hin, das Reich in schlimme Händel zu verwickeln, kann man sich in Deutschland nur *freuen*, wenn Marokko endlich der Zivilisation erschlossen und durch die französisch-englische Annäherung die Möglichkeit eines Weltkrieges wieder um einen beträchtlichen Grad vermindert wird." Und weiter: „Es hat Zeiten gegeben,

in denen ungelöste Fragen ganz Europa in Unruhe versetzten. Die Interessen der Großmächte stießen bald hier, bald dort aufeinander. Sie schienen unversöhnlich, sie verschärften sich aus irgend einem unvorhergesehenen Anlaß, jetzt aber kommt alles anders. Allgemach steht man vor einem ganzen System völkerrechtlicher Abkommen über die Interessen der Staaten." Und freudig klang es zum Schluß: „Es gibt solche Vereinbarungen zwischen Deutschland und England über Südafrika und Ostasien." Wo sind die Früchte? In Nirgend- und Niemandsland. „Nur Bierbankpolitiker möchten überall einen Fetzen Landes erhaschen. Ich gehe den goldenen Mittelweg zwischen Hasse und Ledebour" so sprach der Kanzler. Und er versicherte, daß wir zwei Verbündete, ein halbes Dutzend Freunde und viele gute und getreue Nachbarn haben, während in Karlsruhe und Mainz der Kaiser von Weißenburg, Wörth und Sedan und schweren, welterregenden Ereignissen sprach.

Und die Zeit verging. Da erfuhr die Welt, daß wir den höchsten Einsatz wagen, daß der Kaiser nach Tanger ziehen werde. Es war kein improvisierter Besuch: Schon lange vorher wurde er angekündigt und so in das Licht einer bedeutsamen politischen Aktion gerückt. Am 31. März 1905 sprach dann zur deutschen Kolonie in Tanger der Kaiser die Worte: „Ich werde für die volle Gleichberechtigung des Handels mit allen Mächten sorgen, was uns bei der Souveränität des Sultans und Unabhängigkeit des Landes möglich ist. Beides ist für Deutschland außer allem Zweifel, ich bin daher stets dafür einzutreten bereit. So hatte einst Herr von Marschall die Unabhängigkeit der Burenrepubliken garantiert. Die Geschichte liebt es, Parallelen zu ziehen. Wir erklärten, um Marokkos willen niemals vom Leder zu ziehen und garantierten die Unabhängigkeit des Landes. Graf Ludwig Reventlow aber zitierte im Reichstage das Goethesche Wort von den „sehnsuchtsvollen Hungerleidern nach dem Unerreichlichen."

Der natürliche Weg einer direkten Verständigung zwischen Berlin und Paris wurde nicht beschritten, obwohl er um so leichter gewählt werden konnte, als England durch seinen Vertrag mit Frankreich sich selbst aus dem Kreise der Interessenten ausgeschaltet hatte. Wir brauchten die bunte Theatralik einer großen Konferenz. „Wer die Seele will bewahren, der muß die Selbstsucht lassen fahren", heißt es in Freidanks Bescheidenheit. So richteten wir uns selbst den neuen Tag von Olmütz her. „Doch alles, was dazu mich trieb, Gott! war so gut! ach, war so lieb!" Deutschland hat ausdrücklich erklärt, keine eigenen Ziele zu verfolgen, sondern nur der Mandatar der internationalen Interessen zu sein; es wollte ohne Entgelt Europas Anwalt und der Gerechtigkeit Hüter sein, für sich selbst aber nichts anderes verlangen, als die Anerkennung, daß unsere Würde gewahrt blieb. Man will tugendhaft sein, aber, wie es in dem Briefe des einstigen Frankfurter Gesandten an Herrn von Gerlach hieß, „die Realitäten ignorieren". Es heißt ja doch in einem der Aktenstücke nicht des Gelbbuches der Franzosen, sondern des Weißbuches, das in Berlin erschien: „Da mit der Möglichkeit eines französischen Protektorats über Marokko zu rechnen ist, so sind die fremden Privatinteressen in ihrer Gesamtheit bedroht..." Und weiter: „Ein Gewährenlassen hieße nichts anderes, als die den Signatarmächten verliehenen Rechte preisgeben." Immer ist nur von dem für die Allgemeinheit wertvollen, bisher bestehenden Rechtszustand die Rede, nirgends von den Bedürfnissen einer natürlichen nationalen Selbstzucht; immer prägt sich eine Lebensauffassung aus, wie sie der Dichter so wundervoll ausspricht in den Worten: „An dem Scheine mag der Blick sich weiden; des Genusses wandelbare Freuden rächet schleunig der Begierde Flucht." Wir haben zuerst jedes Interesse an Marokko abgelehnt und uns geweigert, um seinetwillen vom Leder zu ziehen, dann haben wir gleich Lohengrin den Schwan vor den Kahn der Romantik ge-

spannt; als aber des Genusses Freuden von hinnen flohen, da legten wir das bescheidene Gewand erprobter Unschuld an und wurden Europas Mandatare.

Das ist es ja, was so verdrießt: es fehlt uns ein robuster Egoismus. Schon von dem jungen Bismarck rühmt der Historiker, daß seine Seele nur erfüllt war von dem Berufe, Preußen zur Macht und Blüte zu erheben, daß jeder Schritt seines Wirkens abhängig war von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe, daß alle Fragen, die für viele tausend Menschen als bestimmte Prinzipien des ganzen Daseins gelten, für ihn nichts anderes waren, als Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen. Man schalt ihn den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten, eben weil er nur jenen einzigen Grundsatz kannte. Sympathien und Antipathien, verstiegene Träumereien vom Weltschiedsrichteramt, die Einsetzung selbst der Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers für fremde Interessen widerstrebten seinem Pflichtgefühl. Aber auch er hat schon in jenem Briefe vor beinahe fünfzig Jahren, schon damals, als er noch nicht der Führer zu Deutschlands Herrlichkeit war, grimmig geklagt: „In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität, sie ist eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit; jede andere Regierung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapieren mag. Man akzeptiert *unsere* Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehen, und behandelt uns danach, d. h. man dankt uns nicht einmal dafür und respektiert uns nur als brauchbare dupe.“ Und wiederum klagt er: „Wir sind die gutmütigsten, ungefährlichsten Politiker, und doch traut uns eigentlich niemand, wir gelten als unsichere Genossen und ungefährliche Feinde. So weiter zu vegetieren, dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht mehr.“

Wir gaben Rechte in Ägypten auf, wir stimmten der Monroedoktrin zu, wir gaben Frankreich in Marokko eine Fülle von Rechten — wo ist das Entgelt? Graf Bülow wurde Fürst.

Und seine Presse kündete, daß „der Name der kleinen spanischen Stadt Algeciras in der Weltgeschichte mit größerem und dauernderem Ruhme genannt werden wird, als manche gepriesene Schlacht." Heinrich von Treitschke hat, als er die Geschichte der Wiener Verhandlungen nach dem Befreiungskriege schrieb, den Satz ausgesprochen: „Ein Diplomatenkongreß kann niemals schöpferisch wirken; genug, wenn er die offenbaren Ergebnisse der vorangegangenen Verwickelungen leidlich ordnet und sicher stellt." Daß auch die Männer von Algeciras nicht schöpferisch wirken konnten, daß mit Aktenbogen, über die sich Perückenhäupter beugen, nicht neue Epochen der Geschichte erschlossen werden, mußten die Staatsmänner ahnen, die sich der Folgerichtigkeit und klugen Voraussicht ihres Vorgehens rühmen und doch zur Märchenfahrt nach Tanger trieben. Sie durften nicht einen ungeheuren Betrag einsetzen, um einen Gewinn von Pfennigen zu erzielen, sie durften nicht die Person des höchsten Vertreters der deutschen Nation in das Gedränge bringen, um aus der Mitte von Löwen, Tigertieren und greulichen Katzen nur den Handschuh herauszuholen, den Fräulein Kunigunde tändelnd in die Arena warf. Eine Unterredung des Kanzlers mit Herrn Bihourd, ein Besuch des Fürsten Radolin bei Herrn Delcassé, ein paar diplomatische Noten hätten genügt, um das lebendige Interesse des deutschen Reiches an dem Schicksal Marokkos festzustellen, die Grenze unserer Ansprüche und unserer Nachgiebigkeit zu ziehen und eben so den Hauptzweck zu erreichen, der doch wohl in der Erschütterung der engen französisch-englischen Verbindung ruhen mußte, wie den Nebenzweck zu wahren, die Türe von Marokko unserem Handel offen zu erhalten. Aber gerade dort, wo der

Hauptzweck lag, haben wir das Gegenteil des Erwünschten erreicht: wir haben zerbrochene Scheiben gekittet. England hat, ohne sich in Kosten zu stürzen oder vielmehr, indem es aus fremdem Geldbeutel zahlte, sich die Franzosen doppelt verpflichtet; es trat unbekümmert um alle Prinzipien und frei von jener holden Gefühlsseligkeit, die uns dazu drängt, um das Schicksal der Hekuba zu weinen, für jede Forderung der Franzosen in Algeciras ein. Und wenn noch in den Tagen, da Delcassé stürzte, in Frankreich der Gedanke an eine enge Verbindung mit dem Gegner von Faschoda dem Volksempfinden durchaus widersprach, so träumt jetzt der letzte Krämer von Montmartre und der letzte Bauer in der Bretagne von dem Bündnis mit England. Das ist in der Tat der Märchenfahrt erster Gewinn.

Und der zweite Gewinn ist die Erkenntnis unserer politischen Vereinsamung gewesen. Man sagt ja, daß in der Erkenntnis schon die Heilung liegt. Nur daß sie erst dann einen Wert besitzt, wenn sich ihr die Fähigkeit eint, aus dem Lande der grauen Theorien hinabzusteigen in die grünen Gefilde, in denen der goldene Baum der Praxis wächst. Nur um zu erkennen, daß die einzige zuverlässige Stütze in der eigenen Kraft ruht und daß der Starke am mächtigsten ist, wenn er allein steht, dazu hätte es nicht der Spesen für die Kaiserfahrt und auch nicht der Hotelkosten von Algeciras bedurft.

Und wieder verging die Zeit. In den Novembertagen vor der Reichstagsauflösung versicherte Fürst Bülow, daß „wir nicht daran denken, uns zwischen Rußland und Frankreich oder zwischen Frankreich und England eindrängen zu wollen," und daß „die französisch-russische Allianz sich als ein Gewicht bewährt, das auch zum regelmäßigen Gang der Weltuhr beitrug." Und als der Kanzler dies gesagt hatte, da warnte er, den Geist des Fürsten Bismarck zu zitieren, seine Staatskunst zu „dogmatisieren", denn die wahre Nachfolge eines solchen Mannes bestehe nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in „Fortbildung".

Die Fortbildung wurde in Kreta, in China, in Marokko versucht, sie fand ihre Höhepunkte in den Reisen und Reden, in Narwa, Windsor und Highcliff, in Stambul, Damaskus und Tanger, in den Fahrten zum Vatikan, in dem Telegramm an Krüger und seiner Abweisung, und zuletzt in Udja und Casablanca. Als positiver Gewinn aber blieben nur die Akten von Algeciras, und auch sie sind längst zerfetzt, denn Frankreich „zog um Marokkos willen vom Leder" und wird dort bleiben. Da klang wirklich die Reichstagsrede des Fürsten Bülow vom 7. Dezember 1908 wie Persiflage alles dessen, was in zwanzig Jahren geschah, als er die deutsche Politik „klar und einfach" nannte, als er das deutsche Volk ermahnte, „Vorteile und Ehre in der Erhaltung der deutschen Machtstellung, nicht in Eitelkeiten und Flitter zu suchen", als er sich heftig gegen „die sogenannte Prestige-Politik" kehrte und erläuternd bemerkte, daß so, wie es Frauen gibt, die keine Schminke brauchen, es auch Männer gibt, die stark genug sind, um zu ihrem Vorteil auf eine solche Politik zu verzichten. Was war denn die deutsche Politik fast durchweg anderes, als ein Produkt der unwiderstehlichen Sucht nach Prestige? Nicht reale Vorteile errangen wir, nicht neuen Besitz, neue und starke Bündnisse, günstige, wirtschaftliche Bedingungen, wohl aber erreichten wir es, daß man in allen Ecken und Gassen von uns sprach. Wir schminkten uns, aber wir verführten niemanden. Im Gegenteil: In Norderney sprach der vierte Kanzler von „einem rasenden Geist des Argwohns und des Hasses", der sich gegen uns erhob, da deutete er auf die „verabredete Absicht, Deutschland in Schranken zu halten und es zu schädigen". Und in verständlichem Zusammenhang verriet er, daß man den Äußerungen hoher Persönlichkeiten nicht allzuviel Bedeutung beimessen dürfe.

Diese Warnung hat später noch eine andere Form und einen anderen Inhalt erhalten.

In Wahrheit ist die deutsche Politik der letzten zwanzig

Jahre eine wunderliche Mischung von larmoyanter Friedenssehnsucht und von einem wichtigtuenden Verlangen nach Prestige gewesen. Bald die gepanzerte Faust, bald der gekrönte „Mutualist“, der sich in das Stammbuch der jungen Französin einträgt, der sich als „hervorragendes Mitglied einer Weltbrüderschaft“ fühlt, in der er „leitend und verantwortlich tätig sein“ will, deren Zweck es sein soll, „die Vereinigten Staaten von Europa unter der Hegemonie Deutschlands und durch sie den harmonischen und friedlichen Fortschritt aller Völker herbeizuführen.“ Der Geist der Romantik hier wie dort. „Mondbeglänzte Zaubermacht, die den Sinn gefangen hält! Wundervolle Märchenwelt, steigt auf in der alten Pracht!“ so hat Ludwig Tieck einst den „Aufzug der Romanze“ besungen. Der große Realpolitiker aber, der uns zur Höhe geführt hat, war sicherlich nicht Mutualist, er träumte nicht von Harmonien und Sphärenklang, er wußte nichts von einer Weltbrüderschaft, sondern er war ausschließlich ein Egoist im Sinne des Vaterlandes, und selbst wenn ihn der Teufel holte, durfte es nur ein teutonischer Teufel sein. In die Sprache des Konkreten übersetzt: Fürst Bismarck kannte nur die Interessen Deutschlands, er bekämpfte zäh und grimmig in den neunziger Jahren den Gedanken des Caprivismus, daß wir unsere Wirtschaftspolitik auf die Stärkung der Bundesgenossen zuschneiden müssen, und wenn er einmal die Rolle des „ehrlichen Maklers“ übernahm, wenn er scheinbar sich um das Interesse dritter erregte, so reichten doch seine Kombinationen weit über dieses Ziel hinaus, um sich immer und ausschließlich auf das Interesse Preußens und Deutschlands zu richten. Jeder ist sich selbst der nächste, ein rechter Mutualismus fängt bei sich zu Hause an und endet dort, und er überläßt alle Harmonien und alle Sphärenklänge den Musikanten und alle Weltbrüderschaft den Dichtern.

Ja, selbst das scherzende Bekenntnis zum Mutualismus ist bedenklich, wenn es dem Munde eines Herrschers ent-

strömt. Denn es weckt und nährt den Glauben, daß der hochgestellte Mann, der ein solches Bekenntnis ablegt, um dieser Harmonien willen und der Weltbrüderschaft zuliebe, sich in gegebener Stunde allzuweit zur Nachgiebigkeit verstehen könnte. Und andererseits wird der Gedanke einer Hegemonie Deutschlands beim Werke der Beglückung, wird dieser Gedanke, der gleich einer Lotosblume auf dem dunklen Teiche der Romantik schwimmt, nur Eifersucht, nur die Befürchtung erwecken, daß unser Ehrgeiz doch noch höher langt. Wenn aber der Mutualismus, der so wenig in unsere Zeit der harten Entschlüsse und des starken Wollens paßt, Wert und Geltung haben soll, dann wollen wir es auch nicht vergessen, daß der Begründer dieser Lehre, Pierre Josef Proudhon, uns auch gelehrt hat, daß nur der Krieg den Menschen zur Größe erhebt, daß er eine Form unserer Vernunft, ein Gesetz unserer Seele, eine Bedingung unseres Daseins bildet, und dann werden wir über diese Brücke aus dem Lande der Romantiker wieder zurückgelangen in das Land der Wirklichkeit, in dem allein der nationale Egoismus das Zepter führen und das Handeln bestimmen darf. Das Volk will niemals der Nora gleichen und auf das „Wunderbare“ harren, das sich dereinst offenbaren soll. Es ist unpoetisch durch und durch, und wenn es ein Volk der Dichter genannt wird, dann empfindet es in dem Worte nur eine zweifelhafte Ehrung.

Gerade heute will das Evangelium der Mutualisten sich so gar nicht in die Stimmung fügen, die über der Menschheit lagert. Jedes Land und jedes Volk sucht sich jetzt, wo die Welt aufgeteilt wird, einen Anteil zu sichern: über Mazedonien, über den Orient, über Persien wird das Los geworfen, um Marokko wird gerungen, Tibet und Afghanistan bilden Gewinne in der großen Lotterie der Gegenwart, das Schicksal Ägyptens und Südafrikas ist nicht mehr zu wenden — da „eilt', was Hände hat, sich einzurichten, es regte sich geschäftig jung und alt, der Ackermann griff nach des Feldes Früchten, der Junker

birschte durch den Wald". Der Poet aber hat im Lande der Träume verweilt, sein Auge und sein Ohr hingen an den Harmonien des Himmels, und er verlor das Irdische. Der Glaube aber an unsere Poetenart wird nur gestärkt werden, wenn wir dem Traume leben, daß aus diesem Hexenkessel der Leidenschaften und der Selbstzucht sich das schöne Bild der Weltbrüderschaft erheben kann, und daß mitten in dem wirren Treiben, in diesem Ringen und Kämpfen, ein einzelnes Volk, das deutsche Volk, unbekümmert und den Blick zu blauen Höhen gerichtet, nur danach streben werde, „den harmonischen und friedlichen Fortschritt aller Völker herbeizuführen."

Gerade wir Deutschen brauchen nicht eine Erziehung zum Mutualismus, sondern zur nationalen Selbstsucht. Ist es doch ein seltener Lichtblick gewesen, daß wir uns in der letzten Polenvorlage einmal aufgerafft und unbekümmert um den Buchstaben des Rechtes und um alle Bedenklichkeiten das getan haben, was zu unserem eigenen Schutze notwendig ist. Haben wir doch sonst die üble Gewohnheit, selbst in Fragen unserer inneren Politik ängstlich auf das Ausland und seine Meinung zu blicken, uns erst die Erlaubnis zu erbitten, daß wir innerhalb unserer Grenzen tun dürfen, was uns gut und nützlich erscheint. Wenn aber gar eine Art von nationalem Elan sich geltend macht, wie damals, als wir um Samoa rangen oder als England die deutschen Dampfer wider Recht und Gesetz mit Beschlag belegte, wie jetzt, wo sich der Widerspruch gegen jene entsagungsvolle Politik verschärft, die von der Märchenfahrt nach Tanger über Algeciras nach Casablanca und immer weiter führt, dann geht eine zitternde Bewegung der Angst und des Entsetzens durch alle Zipfelmützen in deutschen Landen, und jede Regung nationaler Ehrliebe wird als blindwütiger Chauvinismus denunziert und gescholten. In einem ganzen Buch behandelt ein Marburger Professor das „Nationalitäten-Problem", um seine Weisheit in dem Satze zu erschöpfen: „Wir müssen

wieder gut werden. Weniger Bismarck und mehr Schiller! In diesem Sinne muß sich der Geist unseres Volkes erneuern, müssen wir den triebhaften Nationalismus durch den Geist der Menschlichkeit überwinden!" Ja, wir sollen wieder gut werden, wir sollen all die Kämpfe und Mühen und Sorgen verleugnen, die es uns nach einer reichen und doch armseligen Geschichte gekostet hat, bis endlich das deutsche Gemeinschaftsgefühl den Sieg errang und den deutschen Weltstaat schuf. Wir sollen in einer Welt des Egoismus als Hans der Träumer umherwandeln, die Augen in die blauen Himmelsfernen gerichtet, und in der Zeit der robusten Energie soll uns der schwärmende Dichter von Weimar, nicht der Tatenmensch Bismarck Muster und Beispiel sein! Denn „wir müssen suchen, unseren Gegnern gerecht zu werden", wohlverstanden, unseren Gegnern, nicht uns selbst; und wenn die anderen Völker um das Erbe der Welt losen, dann müssen wir daneben stehen und uns lediglich bemühen, gut zu sein und den triebhaften Nationalismus durch den Geist der Menschlichkeit zu überwinden.

Als ob der nationale Egoismus nicht der wichtigste Hebel für den Fortschritt jedes Volkes ist! Als ob selbst die Schuld in dem Leben der Geschichte entbehrt werden könnte, als ob die Frage nach der Sittlichkeit der Mittel dort im Vordergrunde stehen muß, wo es sich um die Lebensbedingungen des Staates, um das Recht der Notwehr handelt! Wenn wir uns nur bemühen wollen, gut zu sein, dann werden wir auch in Zukunft, während andere Völker handeln, Schillersche Gedichte deklamieren, des Mädchens Klage lauschen, mit dem Jüngling am Bache sitzen und uns an den Harmonien ergötzen, die vom Himmel herabklingen, und an dem Balsam der Düfte, den uns die leichten Winde bringen. Und die Schöngeisterei und die Allmenschlichkeit der Biedermeierzeit wird wiederkehren und ein zweiter Du Bois-Reymond wird wieder den Lehrsatz prägen, daß der Deutsche „von seiner geistigen Höhe herab-

schauend, nur Kosmopolit sein kann". Und dann werden die recht haben, die uns die französischen Studenten laden und mit Bonbons füttern und die der Meinung sind, daß so das ewige Reich der Versöhnung heraufziehen wird. Dann werden auch die anderen recht haben, die es als das höchste Ziel des deutschen Lebens betrachten, daß der Weltfriede erhalten bleibt, auf daß nur nirgends die Papiere sinken oder ein eifriger Handelsmann seine Ware einbüßt. Dann wird der vielgescholtene Name des Städtchens Olmütz zu einem Ehrennamen werden, denn wo immer der Egoismus eines anderen Volkes unsere Interessen schädigt und unser Prestige bedroht, da werden wir nach Olmütz pilgern, dessen Helden wir erst jüngst ein Denkmal aufgerichtet haben. Nur kein Chauvinismus! nur keine harte und entschlossene Betonung des eigenen Rechts! Immer nur leise, leise, fromme Weise! Wenn draußen der eherne Schritt der Ereignisse hallt und zukunftsschwere Entscheidungen gefällt werden, dann haben wir die Pflicht, nicht an Bismarck, sondern an Schiller zu denken, gut zu werden, die Zipfelmütze über die Ohren zu ziehen und ins Schlafzimmer zu kriechen!

Nur sind manche Leute anderer Meinung. Sie halten einen vernünftigen Chauvinismus für nötig, sie glauben, daß wir gerade an einem Mangel an politischer Leidenschaft kranken, und sie entsinnen sich, daß der Geist aus Feuer geschaffen wurde, nicht aber aus Wasser. Ein starkes Nationalgefühl wird stets mit einem gewissen Chauvinismus verbunden sein, es wird nicht das Verlangen hegen, den Finger in alle Töpfe zu stecken, wohl aber das Recht fordern, das Kaiser Wilhelm selbst einmal formulierte, als er davon sprach, daß ohne Deutschlands Mitwirkung keine großen Entscheidungen gefällt werden dürfen.

---

12. Kapitel.

Religion, Wissenschaft und Kunst.

Seit den Zeiten Friedrichs des Großen hat vielleicht kein Hohenzoller so offen und unbefangen den Zeitgenossen einen Einblick gewährt in das innerste Leben seiner Seele, in seine ästhetischen und historischen Anschauungen, wie Kaiser Wilhelm der Zweite. Wer das einzelne Wort auf die Goldwage zu legen liebt, der mag vielleicht hier und da einem scheinbaren Widerspruch begegnen. Aber wie der Kaiser ein Werdender ist, so muß er auch gleich jedem seiner Untertanen das freie Recht haben, fortzuschreiten in seinen Anschauungen und unter dem Einfluß der Jahre und ihrer Ereignisse, der Erfahrungen und der Erkenntnis, sich neue Lehrsätze und Regeln zu bilden. Was der Jüngling glaubt, darf der Mann verwerfen, um vielleicht als Greis zu dem zurückzukehren, was ihn die Jugend gelehrt hat.

Und in der religiösen Überzeugung des Kaisers läßt sich in der Tat kaum ein tiefgehender Widerspruch entdecken. Dem Leitsatz der Hohenzollern „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ ist er zu allen Zeiten treu geblieben. Stets war er ein gläubiger Christ und ein überzeugter Protestant, und er läßt an dem Bekenntnis zur evangelischen Lehre auch unter dem ergreifenden Einfluß der katholischen Mystik sich nicht beirren. Darum hat er immer wieder und gerade dann, wenn der Siegesjubel des Klerikalismus am hellsten erklang, sich zu dem Re-

formator bekannt, und wie er im Jahre 1891 schon, anknüpfend an das Wort, mit dem Frundsberg an der Pforte des Wormser Reichstages den Reformator begrüßte, freudig ausrief: „Und Gott hat ihm diesen Dank gesegnet zum Heile unseres Volkes und besonders unserer Heimat", so hat er zwölf Jahre später in Merseburg sich wiederum laut zu Luther bekannt, als er von Wittenberg sprach und von dem Boden, „auf dem der größte deutsche Mann für die ganze Welt die größte befreiende Tat getan hat und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde hallen ließ."

Darum hing auch sein Herz wie das Friedrich Wilhelms an dem Gedanken, den evangelischen Christen des Orients in Jerusalem einen kirchlichen Mittelpunkt zu schaffen, und als am Geburtstage der Reformation, am 31. Oktober, die Erlöserkirche geweiht wird, da bekennt er sich so eindringlich und so furchtlos zu dem Glauben, dem seine Väter, dem auch der größte Teil seines Volkes sich ergeben hat, daß alle protestantischen Herzen höher schlugen. Aber auch hier hebt er nicht die trennenden Momente, sondern das Band der gemeinschaftlichen christlichen Überzeugung hervor: „Was meine in Gott ruhenden Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhundert ersehnt und als Förderer und Beschützer der hier im evangelischen Sinne begründeten Liebeswerke erstrebt haben, das hat durch die Erbauung und Einweihung der Erlöserkirche Erfüllung gefunden. Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit. Mit fürbittender Teilnahme begleitet die evangelische Christenheit weit über Deutschlands Grenzen hinaus unsere Feier. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsere Füße stehen, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungstat unseres Herrn und Heilands. Sie bezeugt uns die gemeinsame Arbeit, die alle Christen über Konfessionen

und Nationen hinweg im apostolischen Glauben eint. Die welterneuernde Kraft des von hier ausgegangenen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen, sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Betätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen, sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsere teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen. Von Jerusalem kam der Welt das Licht, in dessen Glanz unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha."

Als dann Fürstbischof Kopp zu Metz dem Kaiser „das Höchste, was zur Verfügung stand, den Orden der Ritterschaft vom Heiligen Grabe" übergab, da erwiderte der Monarch mit den warmempfundenen Worten: „Die schönen Worte Ew. Eminenz haben meine Gedanken zu der Zeit zurückgeführt, wo ich vor nunmehr bald sieben Jahren gemeinsam mit Ihrer Majestät der Kaiserin an den heiligen Stätten verweilen durfte, die mit eigenen Augen zu schauen durch alle Jahrhunderte die Sehnsucht frommer Christen war. Es hat mich mit hoher Genugtuung erfüllt, daß es mir damals gelungen ist, dank dem Entgegenkommen Sr. Majestät des Sultans, für die deutschen Katholiken ein Grundstück auf geweihtem Boden in Jerusalem zu erwerben und dasselbe den deutschen Benediktinern zuzuweisen, von deren trefflicher Wirksamkeit ich mich vor zwei Jahren bei meinem Besuche in Monte Cassino wieder aufs neue überzeugen konnte. Ich hege den Wunsch, daß aus der damals gelegten Saat zum Segen und Frommen der deutschen Katholiken reiche Früchte reifen mögen. Es war in Metz vor zwei Jahren — gleichfalls an einem Maientage — da erschien Ew. Eminenz bei der Einweihung des von mir gestifteten Domportals vor mir als Legat Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII., des ehrwürdigen Greises, der

mir in seiner langen Regierungszeit auch persönlich nahe getreten ist. Heute führte Sie zu mir ein Auftrag seines Nachfolgers, des jetzigen Papstes, für den ich schon nach seiner bisherigen Wirksamkeit hohe Achtung empfinde. Sie überbringen mir in Erfüllung eines Wunsches des verstorbenen Patriarchen Piavi, dessen edle Gestalt von den Jerusalemer Tagen her noch lebhaft vor meinem Geiste steht, die Insignien des Ordens vom Heiligen Grabe. Ich nehme diesen Orden gern entgegen und erblicke in dieser Ehrung ein neues Band, welches mich mit der religiösen Betätigung der Christenheit im heiligen Lande verbindet." Die „Germania" aber jubelte: „Die herrlichen Worte des Kaisers werden in der ganzen katholischen Christenheit, vor allem aber bei den deutschen und insbesondere bei den lothringischen Katholiken mit dankerfüllter und herzlicher Freude aufgenommen werden, mit derselben Freude, mit welcher seinerzeit die hochherzige kaiserliche Schenkung der „Dormition" aufgenommen wurde. Die Erinnerung des Kaisers an den ehrwürdigen Greis Papst Leo XIII. berührt uns Katholiken außerordentlich sympathisch, aber ganz besonders dürfen wir uns freuen, daß der Kaiser für den gegenwärtig regierenden Papst Pius X., obschon er demselben noch nicht, wie seinerzeit Leo XIII., persönlich nahe getreten ist, schon nach seiner bisherigen Wirksamkeit hohe Achtung empfindet. Ein Kaiserwort, das in den Annalen der Geschichte seine Verewigung finden wird! Die Katholiken von Elsaß-Lothringen werden aber noch in ganz besonderem Maße darüber erfreut sein, daß dieser feierliche Akt sich in der lothringischen Hauptstadt Metz vollzogen hat, und die Sympathien der katholischen Bevölkerung von Elsaß-Lothringen werden sich dadurch um so mehr dem Kaiser zugewendet fühlen."

Kurz vorher aber hatte die Zentrumspresse das Bild einer diokletianischen Verfolgung heraufbeschworen, sie hatte gemahnt, das Augen offen und das Pulver trocken zu halten, denn dem Kaiser sei das Zentrum keineswegs

sympathisch, wenn er auch „zurzeit“ kulturkämpferischen Neigungen abhold sei. Man solle sich nicht in der Illusion wiegen, als sei der Kaiser auf dem besten Wege, katholisch zu werden, er beschäftige sich vielmehr überaus lebhaft mit dem Gedanken an einen neuen Feldzug. Als dann nach den Metzer Tagen der Kaiser feurig mahnte, auch in der Ostmark den nationalen Gedanken leuchten zu lassen, und das Wort des Papstes zitierte, er bürge dafür, daß alle katholischen Untertanen „sämtlicher Stämme und jedes Standes“ treue Untertanen ihres Landesherrn sein würden und daß man sorgen solle, daß „der große priesterliche Greis nicht wortbrüchig werde,“ da sprach die Zentrumspresse völlig unverhüllte Zweifel an der Aufrichtigkeit, an dem Werte eines Kaiserwortes aus: Man kann nicht mehr das Zeugnis des Papstes gegen den Kaiser anrufen ... Es fehlt die amtliche Bescheinigung für die Worte des Monarchen ... Wenn der Wortlaut der päpstlichen Äußerung richtig wiedergegeben sein sollte, so würde diese feierliche Verpflichtung — für die Treue der Polen gegen das Reich — doch erheblich über das hinausgehen, was der Papst zu verbürgen in der Lage war. Es ist psychologisch durchaus wahrscheinlich, daß gerade diese Art der Dankbarkeit für die treuen Versuche, Versöhnung zu schaffen, den inneren Umschwung gefördert und den Kaiser einer Politik gegen das Zentrum geneigt gemacht hat.

Nicht gegen den Katholizismus. Denn der Geist des Protestantismus ist nicht unduldsam, und weil dieser Geist den Kaiser erfüllt, deshalb ist er ein Gegner des konfessionellen Haders. Nicht auf die dogmatische Abweichung der Bekenntnisse, sondern auf den Kern des Christentums kommt es ihm an. Darum, damit kein Mißverständnis entstehe, betonte der Kaiser nach den Wahlen in Münster: „Das schöne Bild versöhnlicher Einheit, welches die Provinz Westfalen dem Beobachter zeigt, würde ich gern auf unser gesamtes Vaterland übertragen sehen. Ich glaube, daß zu

einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist, das ist die Religion. Freilich nicht in streng kirchlich dogmatischem Sinne verstanden, sondern im weiteren für das Leben praktischeren Sinne. Ich muß hierbei auf meine eigenen Erfahrungen zurückgreifen. Ich habe in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, das ich angetreten habe — mit vielen Menschen zu tun gehabt und habe vieles von ihnen erdulden müssen, oft unbewußt und oft leider auch bewußt haben sie mir bitter weh getan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: „Alle sind Menschen wie du, und obgleich sie dir wehe tun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen, von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich. Wer so denkt, der wird auch immer milde Beurteilung für seine Mitmenschen haben. Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Raum gewänne für die gegenseitige Beurteilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für eine vollständige Einigkeit. Aber erreicht kann dieselbe nur in einem Mittelpunkte werden: in der Person unseres Erlösers! In dem Manne, der uns Brüder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch jetzt noch durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unseren Herzen. Im Aufblick zu ihm muß unser Volk sich einigen, es muß fest bauen auf seinen Worten, von denen er selbst gesagt hat, „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Wenn es das tut, wird es ihm auch gelingen. Zu solcher Mitarbeit möchte ich am heutigen Tage auffordern, insbesondere die westfälischen Männer, denn,

wie ich vorher auseinander setzte, haben sie es verstanden, das schöne Bild versöhnter Gegensätze in ihrer Provinz zu geben. Sie werden mich auch zuerst und am besten verstehen. In diesem Geiste sollen alte und neue Landesteile, Bürger, Bauer und Arbeiter sich zusammentun und einheitlich in gleicher Treue und Liebe zum Vaterlande zusammen wirken, dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt weiter aufbauen und vollenden kann. Dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: „An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen." Wer bereit ist, hierzu mir die Hand zu bieten, dem werde ich dankbar sein, und ich werde ihn freudig als Mitarbeiter annehmen, er sei wer und weß Standes er wolle. Ich glaube, daß ich von den Westfalen am ersten verstanden werde, und deshalb habe ich mich an Sie gewendet."

Zweimal greift hier der Kaiser den schönen Gedanken auf, das deutsche Volk auf religiösem Boden zu vereinen. „Nicht in kirchlich dogmatischem Sinn" — der Traum, daß die große geistige Scheidung, die uns Luther gebracht hat, im Laufe der Geschichte verschwinden wird, kann auch von dem Erben der Ghibellinen nicht geträumt werden. Der Gedanke aber, daß das gesamte Volk in religiösem Empfinden sich einheitlich zusammenfindet, reißt den Kaiser zu einem Bekenntnis fort, in dem, wie die Begeisterung ihm zuraunen mag, sich alle Konfessionen vereinigen können. Er sieht und will nur sehen die Lehre der Milde, der Nachsicht, des gegenseitigen Verzeihens, wie sie Christus brachte, und weil diese Lehre eine Lehre des Selbstüberwindens war, deshalb geht er voran mit dem Bekenntnis, daß auch er, der mächtige Herrscher eines mächtigen Reiches, daß auch er, der auf den Höhen des Lebens scheinbar unberührt dahin zieht, sich demütige und beuge vor der Weisung des Christentums, daß er aus der Vorstellung: „Alle sind Menschen wie du, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen und durch ihre Seele haben sie ein

Stück ihres Schöpfers in sich" die Kraft gewonnen habe, denen zu vergeben, die ihm wehe taten. Nach den Formeln der Verfassung kann ein König nicht Unrecht tun — nach den Formeln des lebendigen Lebens ist auch er nur ein Mensch, den die Leidenschaft bewegt, und den in dunklen Stunden auch der Zorn, der Wunsch nach Vergeltung erfüllt. Was hier der Kaiser lehrt, das ist der Respekt vor jeder lebendigen Seele, das Schwerste vielleicht, was gerade ein Herrscher, der so oft nur gebeugte Rücken sieht, sich selbst abfordern kann, das Schwerste, was vor allem ein Mann zu leisten hat, der von der eigenen göttlichen Berufung so tief durchdrungen ist wie Kaiser Wilhelm der Zweite.

Aber welch scharfer Gegensatz der Anschauung wie der Stimmung hier und sonst! Wenn immer der Kaiser sonst von Widerständen sprach, die ihm entgegentreten, wenn er es spürte, daß seine Führung auf harten Zweifel stieß und den Eigenwillen der anderen weckte, so vernahmen wir heftig tadelnde Worte, so wurden die Kritiker Schwarzseher gescholten, die ausscheiden und sich ein besseres Land aufsuchen mögen. Da hieß es wohl auch, daß „die große Menge der Menschheit der Objektivität zu sehr entbehrt". Und doch hat für sich persönlich gerade der Kaiser, wie kein anderer zuvor, das Recht des Subjektivismus betont, der stets persönlich, stets aus dem Verlangen heraus zu uns gesprochen hat, ein Stück seines innersten Meinens und Fühlens der Welt zu offenbaren. Er gerade hat in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in dem Selbstgenügen und im Selbstgenusse des eigenen Ichs sein Ideal erkannt und immer wieder den Anspruch auf das Recht erhoben, sich auszuleben. Jetzt tönt aus dem Munde des Kaisers zum erstenmal das Bekenntnis, daß jede Menschenseele gleichmäßig dem Höhenlichte entstammt. „Es gab einst einen Gott, der ward zerschlagen, wir sind seine Stücke, Sprache und Wehmut, Liebe und Religion und Schmerz sind Träume nur von ihm", so heißt es in dem

schon halb vergessenen „Don Juan und Faust" von Christian Grabbe. Diese Verse klingen leise in der Kaiserrede wieder. Sie führen nicht mehr zu heftigen Strafreden, sondern sie müssen tiefe Nachsicht, unendliches Verzeihen erzeugen. Wird der Geist, der in ihnen lebt, festgehalten, so werden aus unserem öffentlichen Leben manche Härten und Schärfen verschwinden, so wird der Respekt vor der Persönlichkeit, die ja ein Stück Gottes ist, das Wort vom Handlangertum aus der Diskussion auslöschen, dann wird auch das Recht der Kritik und der Abwehr nicht mehr bestritten werden, dann wird auch aus dem kaiserlichen Munde nicht wieder, wie es in Königsberg geschah, das Erstaunen darüber zu vernehmen sein, daß man „sogar das Wort Opposition mich hat vernehmen lassen," dann braucht auch nicht wieder wie vordem, ein deutscher Adeliger zu schreiben: „Hat der Adel noch einen Beruf, so besteht dieser außer seiner militärischen Dienstleistung und seinen landwirtschaftlichen Bestrebungen darin, die Regierung und das Staatsoberhaupt vor Irrwegen zu wahren, auf denen sie zu wandeln beginnen. Von diesem Beruf und dieser Pflicht entbindet ihn auch die Ansicht des Kaisers nicht, daß er ein souveräner Herr aus sich selbst sei."

Wenn wirklich das deutsche Volk der Granitblock werden soll, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke aufbaut, dann muß dem vernünftig begriffenen Rechte der Persönlichkeit der weiteste Kreis gezogen werden. Denn der größte Herrscher kann nur leiten, er kann nur die im Volke schlummernden Kräfte erwecken und fördern, und sein Werk wird um so gesegneter sein, je freieren Raum unter seinem Zepter die in sich geschlossene Persönlichkeit besitzt, je weniger die Menschheit nivelliert wird, je neidloser bedeutende Gaben Anerkennung finden. Es ist die rechte Folgerung aus der Rede des Kaisers, daß wir uns und unsere Kinder frei machen von aller starren Schablone, und sie und uns zu gefesteten Persönlichkeiten erziehen. Denn jeder einzelne, der sich an den Schöpfer

hält, hat in seiner Seele ein Stück des Schöpfers, in jedem zittert und webt ein Sonnenstrahl aus lichten Höhen. „Alle sind Menschen wie Du!"

Der Kaiser ist durch und durch Protestant, und gerade deshalb ist er duldsam gegen jeden anderen Glauben. Und auch er selbst will in dem Rahmen der eigenen Konfession nicht festgekettet sein an dem Buchstaben der Lehre, sondern an ihrem Geist, er will Bewegungsfreiheit haben und gerade hierin die Erfüllung der historischen Aufgabe des Protestantismus erblicken. Vielleicht hat sein Erzieher Recht, wenn er diese geistige Entwickelung des Kaisers zurückführt auf die Eindrücke der Jugend: „Die Kirchenlehre wurde ihm geraume Zeit von einem liberalen, und dann nach plötzlichem Wechsel von einem streng orthodoxen Geistlichen vorgetragen," und wenn er weiter hinzufügt: „Die gefürchtete Verwirrung der Begriffe trat keineswegs ein; die eigentümliche Fähigkeit dieser in seinem Wege unbeirrbaren Geistes, überall das zu nehmen, was ihm zusagt, ließ ihn auch seine religiösen Vorstellungen aus dem gebotenen Material mit eigener Arbeit zu persönlichem Gebrauch zusammenstellen." Der Geist, der in seinem Elternhause lebte, in dem die Größten der Wissenschaft verkehrten, mußte nach der gleichen Richtung hin befruchtend wirken. So konnte er mit tiefgehendem Interesse den Vorträgen eines Delitzsch lauschen, ohne doch dem Banne seiner bestechenden Ausführungen kritiklos zu folgen. Auch hier nimmt er nur das auf, was der religiösen Grundanschauung seines Wesens entspricht, und vielleicht gerade, um sich innerlich frei zu machen von Zweifeln, die dennoch erwachen, legt er sein Bekenntnis in einem Dokument nieder, das nicht nur dem Freunde, sondern dem ganzen Volke gelten soll. Anknüpfend an den bekannten Vortrag des Gelehrten über „Bibel und Babel" sprach der Kaiser in seinem Briefe an Hollmann in folgenden Worten seine religiöse Überzeugung aus:

„Ich unterscheide zwei verschiedene Arten der Offen-

barung: eine fortlaufende, gewissermaßen historische und eine rein religiöse auf die spätere Erscheinung des Messias vorbereitende Offenbarung. Zur ersten ist zu sagen: Es ist für mich keinem, auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, daß Gott sich immerdar in seinem von ihm geschaffenen Menschengeschlecht andauernd offenbart. Er hat dem Menschen „Seinen Odem eingeblasen", d. h. ein Stück von sich selbst, eine Seele gegeben. Mit Vaterliebe und Interesse verfolgt er die Entwicklung des Menschengeschlechts; um es weiter zu führen und zu fördern, „offenbart" er sich bald in diesem oder jenem großen Weisen oder Priester, oder König, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große, die hat er ausgesucht und seiner Gnade gewürdigt, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten. Wie oft hat mein Großvater dieses nicht ausdrücklich betont, er sei ein Instrument nur in des Herrn Hand. Die Werke der großen Geister sind von Gott den Völkern geschenkt, damit sie an ihnen sich fortbilden, weiterfühlen können durch das Verworrene des noch Unerforschten hienieden. Gewiß hat Gott der Stellung und Kulturstufe der Völker entsprechend den Verschiedenen sich verschieden „geoffenbart" und tut das auch noch heute. Denn so wie wir am meisten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir sie betrachten, und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung staunen, ebenso sicherlich können wir bei jedem wahrhaft Großen und Herrlichen, was ein Mensch oder ein Volk tut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein!

„Die zweite Art der Offenbarung, die mehr religiöse, ist die, welche zur Erscheinung des Herrn führt. Von

Abraham an wird sie eingeleitet, langsam aber vorausschauend, allweise und allwissend, denn die Menschheit war sonst verloren. Und nun beginnt das staunenswerteste Wirken, Gottes Offenbarung. Der Stamm Abrahams und das sich daraus entwickelnde Volk betrachten als Heiligstes mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott. Sie müssen ihn hegen und pflegen. In der ägyptischen Gefangenschaft zersplittert, werden die zerteilten Stücke von Moses zum zweiten Male zusammengeschweißt, immer noch bestrebt, ihren „Monotheismus" festzuhalten. Es ist das direkte Eingreifen Gottes, das dieses Volk wiedererstehen läßt. Und so geht es weiter durch Jahrhunderte, bis der Messias, der durch die Propheten und Psalmisten verkündet und angezeigt wird, endlich erscheint. Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, er feuert uns an, es lockt uns ihm zu folgen, wir fühlen sein Feuer in uns brennen, sein Mitleid uns stärken, seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch seine Fürsprache uns retten. Siegesgewiß, allein auf Sein Wort bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod, denn wir haben in ihm Gottes geoffenbartes Wort, und er lügt niemals.

„Das ist meine Ansicht über diese Frage, das Wort ist insbesondere für uns Evangelische alles durch Luther geworden, und als guter Theologe mußte doch Delitzsch nicht vergessen, daß unser großer Luther uns singen und glauben gelehrt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Es versteht sich für mich von selbst, daß das Alte Testament eine große Anzahl von Abschnitten enthält, welche rein menschlich historischer Natur sind und nicht „Gottes geoffenbartes Wort." Es sind rein historische Schilderungen von Vorgängen aller Art, welche sich in dem Leben des Volkes Israel auf politischem, religiösem, sittlichem und geistigem Gebiete des Volkes vollziehen. Wie z. B. der Akt der Gesetzgebung am Sinai nur symbolisch

als von Gott inspiriert angesehen werden kann, als Moses zu einer Auffrischung vielleicht altbekannter Gesetzesparagraphen (möglicherweise dem Kodex Hammurabis entstammend) greifen mußte, um das in seiner Zusammensetzung lockere und wenig widerstandsfähige Gefüge seines Volkes zusammenzufassen und zu binden. Hier kann der Historiker aus Sinn oder Wortlaut vielleicht einen Zusammenhang mit den Gesetzen Hammurabis, des Freundes Abrahams, konstruieren, der logisch vielleicht richtig wäre; das würde aber niemals der Tatsache Eintracht tun, daß Gott Moses dazu angeregt und insofern sich dem Volke Israel geoffenbart hat.

„Daher ist es meine Auffassung, daß unser guter Professor hinfürder lieber die Religion als solche zu behandeln vermeidet, dagegen was die Religion, Sitten usw. der Babylonier usw. in Beziehung zum Alten Testament bringt, ruhig schildern möge. Für mich ergibt sich daraus die nachstehende Schlußfolgerung:

a) Ich glaube an einen Einigen Gott.

b) Wir Menschen brauchen, um ihn zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.

c) Diese Form ist bisher das Alte Testament in seiner jetzigen Überlieferung gewesen. Diese Form wird unter der Forschung und den Inschriften und Grabungen sich entschieden wesentlich ändern; das schadet nichts, auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volkes vergeht, schadet nichts. Der Kern und Inhalt bleibt immer derselbe, Gott und sein Wirken!

Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott."

Kaiser Wilhelm wollte in diesem vielerörterten Schreiben nicht ex cathedra sprechen, er wollte keine Dogmen aufstellen, die nun, wie die Dogmen Roms, für alle gültig und bindend sein sollten, sondern er machte nur sein persönliches Recht geltend und er erkannte zu-

gleich hiermit dasselbe Recht jedem einzelnen zu, mag diese Meinung nun abweichen von der Tradition und dem Kirchenglauben oder mag sie ängstlich und bedacht sich ihnen anschmiegen. Überdies mochte der Kaiser das Bedürfnis empfinden, der Bemerkung, die er vorher in Görlitz gemacht, daß die Religion sich fortbilden müsse, authentisch zu interpretieren und zu begrenzen. Denn dieses Wort hatte eine lebhafte Bewegung und mannigfache Zweifel hervorgerufen. Der Gedanke, der sich darin aussprach, war ja keineswegs neu. Auch John Stuart Mill hat die These verfochten, daß das Christentum in dem Augenblick, in dem man ihm eine stereotype Form geben, in dem man es gegen jede Veränderung schützen wollte, auf den Standpunkt des Islam oder des Brahmaismus herabgedrückt werde. Die Bedeutung des Görlitzer Wortes lag eben darin, daß ein Kaiser es aussprach. Und um so lebhafter waren die Kommentare gewesen, als dieses Wort in einem gewissen Gegensatz zu stehen schien zu manchem anderen Kaiserwort, in dem er sich erfüllt zeigte von jenem romantischen Mystizismus, der jeden Zweifel und darum auch jede Entwickelung ausschließt. Es ist ja der Grundgedanke des Protestantismus, daß die Seelen frei sind und daß nur jene Religion einen Wert besitzt, die wir uns selbst errungen haben: der Katholik muß die Entscheidung, die man ihm gibt, schweigend entgegennehmen, der Protestant muß lernen, sich selbst zu entscheiden. So gelangt der Kaiser über das Bekenntnis zu dem einen und einzigen Gott hinaus zu der These, daß die Form das Unwesentliche ist, daß wir sie brauchen, um Gott zu lehren, daß also mit dieser Form nicht auch die Religion steht oder fällt. Solches Bekenntnis ist nicht jedem ein Wohlgefallen gewesen, vor allem wenn der Blick auf den Zusatz traf, daß diese Form notwendig sei „zumal für unsere Kinder" und daß eben diese Form „bisher das Alte Testament in seiner jetzigen Überlieferung gewesen sei". Über den sittlichen Gehalt großer Teile

des Alten Testamentes, über die Interpretationen, die man gewissen Kapiteln der historischen Bücher oder den erotischen Hymnen der Salomonischen Zeit angedeihen lassen will, mögen die Theologen sich streiten — von höchstem Wert war allein die Tatsache, daß der Kaiser ausdrücklich das Recht des Protestanten proklamierte, mit historischer Kritik an die Bibel heranzutreten. Das ist nicht orthodox und auch nicht rationalistisch, das ist protestantisch.

Den Kern der christlichen Religion findet der Kaiser in dem Glauben an den einigen Gott und an die Göttlichkeit des Heilands. „An das Innerste und Heiligste darf man nicht tasten", so schreibt Wilhelm der Zweite. Dieses Innerste und Heiligste aber sucht er vor allem in dem Glauben an die Offenbarung, die er in doppeltem Sinne auffaßt: als eine fortlaufende historische und eine rein religiöse, auf den Messias vorbereitende Offenbarung. Gewiß, auch dies waren keine neuen und auch keine erschütternden Gedanken. Aber der Zusammenhang und die Art, wie der Kaiser sie äußert, gewähren uns doch einen tiefen Einblick in sein innerstes Wesen. Wenn er davon spricht, daß Gott sich immerdar im Menschengeschlecht offenbarte, dessen Entwicklung er mit Liebe und Interesse verfolgt, daß er, um es weiter zu führen und zu fördern, bald den, bald jenen würdigt, auf geistigem wie physischem Gebiete nach seinem Willen Herrliches zu leisten, wenn er dann an das Wort seines Großvaters erinnert, daß er ein Instrument nur in des Herrn Hand sei, so ist die Brücke nur kurz, die zu dem Gedanken leitet, daß Gott in allen Königen sich offenbare, daß er ihnen die Kraft gebe, ihre Völker zu herrlichen Zielen entgegenzuführen, daß sie darum die einzigen und ausschließlichen Leiter des Völkerschicksals sind. Und einen weiten, tiefen Blick in das Wesen des Kaisers erschließt auch die Reihe der Männer, die ihm die Größten, von Gott am reichsten Begnadeten erscheinen. Da nennt er Hammurabi und Moses, Abraham und Homer, Karl den Großen, Luther,

Shakespeare, Goethe und Kaiser Wilhelm. Man möchte diesen intimen Blick in die psychische Werkstatt des Monarchen nicht missen. Schon die Tatsache, daß hier im Gegensatz zum deutschen Volk, dessen Dreigestirn Luther, Goethe, Bismarck heißt, der erste Kaiser als eines jener weltbewegenden Genies hingestellt wird, in denen sich die höchste Potenz des Menschentums verkörpert, in denen sich das Göttliche offenbart, das im Sturme der Leidenschaft durch die Welt dahinfährt — schon diese Tatsache steht in einem überaus feinen psychologischen Zusammenhang mit der im Kaiser lebendigen Idee des Gottesgnadentums.

Noch einmal, an dem Tage, als seine Söhne August Wilhelm und Oskar konfirmiert wurden, hat der Kaiser sein Glaubensbekenntnis ausgesprochen. Aber hier setzt er sich nicht mehr auseinander mit dem dogmatischen Untergrund der christlichen Religion, sondern er will ihre Lehre und ihre Weisheit tief aus dem Grunde schöpfen, um sie zur Richtschnur zu gestalten für das praktische Leben. Wie er hier in Christus „die persönlichste Persönlichkeit" zu erkennen glaubt, die je auf der Erde unter den Menschenkindern gewandelt sei, so fordert er, daß der Christ vor allem danach strebe, eine Persönlichkeit zu werden. Man könne sich begeistern an den Weisen und Staatsmännern, an Fürsten und Dichtern, aber es komme dennoch kein Menschenwort einem einzigen Worte des Heilandes gleich, eben weil in dem Heiland der lebendige Gott spricht. „Der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens," so bekennt der Kaiser, „liegt einzig und allein in der Stellung, die man zu seinem Herrn und Heiland einnimmt. Darüber kann kein Zweifel sein und der schärfste Feind und Leugner des Herrn ist nur der Beweis dafür: der Herr lebt noch heute als ganze Persönlichkeit, die nicht ignoriert werden kann. Noch heute schreitet seine Lichtgestalt, unserem geistigen Auge nur sichtbar und der Seele fühlbar, unter uns einher, tröstend, helfend, stärkend, auch Widerspruch und Verfolgung erweckend. Und weil er nicht

ignoriert werden kann, so wird jeder Mensch gezwungen, bewußt oder unbewußt, das Leben, das er lebt, das Amt, das er führt, das Werk, das er treibt, immer darauf zu basieren, unter welchem Gesichtswinkel er unserem Heilande gegenüber steht und ob seine Arbeit im Sinne des Herrn getan, ihm wohlgefällig ist oder ob es das Gegenteil ist. Der einzige Helfer und Retter ist und bleibt der Heiland. Ich kann euch nur eines von ganzem Herzen raten für euer zukünftiges Leben: schaffet und arbeitet ohne Unterlaß, das ist der Kern des Christenlebens, wie er es uns vorgelebt hat."

Solche Gedanken haben den Kaiser schon erfüllt, als er, eben zum Throne gelangt, seine Anschauungen aussprach über die Schulreform. Er will im Religionsunterricht das Hauptgewicht darauf legen, daß die Zöglinge in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit zur Strenge gegen sich, zur Duldsamkeit gegen Andere erzogen und in der Überzeugung befestigt werden, daß die Erfüllung aller Pflichten auf göttlichem Boden ruht. Und in gesteigertem Pathos ruft er in Aachen, in der alten Kaiserstadt der Karolinger und der Sachsenkönige, unter dem Banne der Gedankenreihe, die von den Nebeln der Vergangenheit hinüberführt zu dem „Weltimperium", dem sein Sehnen gilt, die Führer des Volkes auf, ihm zu helfen, daß die Religion im Volke aufrecht erhalten bleibe: „Ob wir auf diesem oder jenem Gebiete wirken, das ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, der ist verloren." Und er erhebt sich zur letzten Steigerung: „So will auch ich, da an diesem Tage und an diesem Orte es sich ziemt, nicht nur zu reden, sondern auch zu geloben, mein Gelöbnis hiermit aussprechen, daß ich das ganze Reich, das ganze Volk, mein Heer, symbolisch durch diesen Kommandostab vertreten, mich selbst und mein Haus unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, von dem der große Apostel Petrus sagt: Es ist in keinem anderen Heil, es ist auch kein anderer Name dem Menschen gegeben

worden, darinnen sie sollen selig werden", und der von sich selbst gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht."

So wie hier der Kaiser dem inneren Zwange nicht widerstehen kann, vor aller Welt seine Überzeugung zu bekunden, den Letzten im Volke teilnehmen zu lassen an dem, was sein Inneres bewegt, so tritt er überall, wo geistige Fragen sich zur Lösung drängen, mit seiner Anschauung offen und frei in den Vordergrund. Hier gilt sein Protest vor allem der Einseitigkeit der Gymnasialbildung und der Pedanterie des Schulmeisters. Schon als Prinz hat er unter dem Eindruck seiner Schülerlaufbahn in dem Brief an einen Freund seine Abneigung gegen „das Seziermesser des grammatikalischen, fanatisierten Philologen", gegen die lateinischen und griechischen Aufsätze ergossen und ausgerufen: „Den Krieg bis aufs Messer gegen solches Lehren!" Mit Spott und Schmerz wandte er sich gegen den Widersinn, Dichter und Prosaiker der Alten als Grundlage grammatikalischer Übungen zu mißbrauchen, statt den reichen Inhalt als köstliche Lebensbilder vergangener Kulturen zum Verständnis zu bringen. Schon damals forderte er für die Jugend eine reichere Betätigung in körperlicher Übung, in Sport und Spiel. Und als er dann Kaiser geworden, da stellt er in seinem Erlaß über den Lehrplan der Kadettenkorps den Satz auf: „Das Deutsche soll der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts werden." Er will vor allem das nationale Element in der Geschichte, Geographie und Sage betont wissen, er verlangt vor allen Dingen eine gründliche Kenntnis der vaterländischen Geschichte: „Der große Kurfürst war zu meiner Schulzeit nur eine nebelhafte Erscheinung, der Siebenjährige Krieg lag bereits außer aller Betrachtung und die Geschichte schloß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit der französischen Revolution." In der Vernachlässigung der neuesten Geschichte sieht der Kaiser die Ursache des Auftretens „so vieler unklarer, konfuser Weltverbesserer." So reich aber

die Anregungen des Kaisers waren, so wenig sind der mit so vielen Hoffnungen begrüßten Konferenz eingreifende Entschlüsse und reformatorische Taten gefolgt. Im einzelnen mag manches Heilsame geschaffen oder doch eingeleitet worden sein, aber das Ganze ist nur Stückwerk geblieben, und erst die Zukunft wird lehren, ob hier die willkommene Verheißung die erwünschte Erfüllung finden wird.

Wie der Kaiser hier den nationalen Gedanken in den Vordergrund aller Erziehung stellt, so sucht er auch in feurigen Ansprachen an die studierende Jugend die Freude an dem Gewordenen, den Stolz auf das Volkstum zu entflammen. Niemals aber hat er sein Ziel und seine Hoffnungen so lebendig zum Ausdruck gebracht wie in Bonn an jenem Apriltage 1901, als er den künftigen Erben der Krone einführte in das akademische Leben. Als er den Blick über die sonnigen Ufer des Rheins hinschweifen läßt, da umfängt ihn der Zauber der Vergangenheit, da erfüllt ihn die überwältigende Freude daran, daß wir gelöst sind aus den schweren Banden, in die uns einst unsere Schwäche verstrickte. Warum sank die Herrlichkeit der Karolinger und der Hohenstaufen dahin? Der Kaiser findet die Antwort in dem Satz: „Weil das alte Reich nicht auf streng nationaler Basis begründet war“ und er stellt den sinnvollen und treffenden Gegensatz auf: „Der Universalgedanke des alten römischen Reiches deutscher Nation ließ eine Entwickelung im deutschnationalen Sinne nicht zu. Es war die Schuld der Kaisergeschlechter, daß das deutsche Volk sich nicht gleich andern Völkern konsolidieren konnte, daß es nicht die Wurzeln seiner Kraft dort allein zu suchen verstand, wo sie ruhen: in der Heimaterde.“ Aller Glanz und alle Poesie der Hohenstaufentaten dürfen nicht darüber täuschen, daß dieses Geschlecht für das deutsche Reich wenig, für das deutsche Volk nichts Dauerndes geleistet hat. Heinrich der Erste und Konrad der Salier waren es allein, die auf deutschem Grund und nicht auf römischen Flugsand

den Bau zu errichten sich mühten. Die anderen aber haben es bewirkt, daß die großen, auf sich selbst gestellten Massen sich territorial um ihre Landesfürsten zusammenschlossen, ohne gemeinsames Haupt und ohne gemeinsame Führung, und daß aus dem Widerstreit der einzelnen Interessen sich jene Zerklüftung gebar, aus der erst Otto von Bismarck, treu geschützt von seinem alten Könige, die Nation befreite. Das „Propter invidiam“ des Tacitus wäre längst ein leerer Schall geworden, ehe der Enkel der Hohenzollern seine Klage erhob, es wäre eine staubbedeckte historische Erinnerung, wenn von den Kaisern eine kraftvolle deutschnationale Politik getrieben worden wäre, angepaßt dem realen Bedürfnis des Volkes, nicht aber eine Politik, die sich in den Dienst der romantischen Idee des Cäsarentums stellte. Darum hatte der Kaiser Recht, als er der Jugend zurief: „Die Zukunft wird Ihre Kräfte gebrauchen, nicht um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verwenden oder sie in den Dienst einseitiger Parteitendenzen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsere Ideen zu pflegen.“ Es ist ein weiter Weg von dem Telegramm, das fast zehn Jahre vorher der Kaiser an den Polen Koscielski sandte und in dem er ihm und seinen Landsleuten dankte für die dem Reich und den Hohenzollern bewiesene Treue, in dem er ihn dem deutschen Volke als ein Vorbild pries, bis zu dem hochsinnigen Bekenntnis von Bonn.

Und es drängt den Kaiser noch weiter hinaus. Wie in ihm selbst eine starke künstlerische Ader lebt, die ihn befähigt auf dem Gebiete der Musik und der Malerei, der Schauspielkunst und der Plastik Freundliches zu leisten, so ist es sein tägliches Mühen und Streben, der Führer auf der Bahn alles künstlerischen Werdens zu sein. Unberührt und unbeirrt von all den Strömungen, die in der heutigen Zeit emporwallen und der Kunst ein neues Gepräge geben, ja sogar in bewußtem, schroffen Gegensatz zu den Tendenzen des Realismus, bleibt er entschlossen auf dem

Standpunkt der alten Schule stehen, die nicht aus der Romantik geboren sein mag, zu der sie aber noch enge und starke Fäden leiten. Und auch hier wieder sind es die Gestalten der Fürsten und die Verherrlichung ihrer Taten, die ihm das Größte dünken. Aber es lebt in seiner Seele ein Irrtum: er mag daran glauben, daß Fürsten einen bestimmenden Einfluß ausüben können auf die Entwickelung der Literatur und der Kunst. Aber wie die großen Klassiker des Hellenismus selbst durch einen Perikles nicht beeinflußt wurden, wie Augustus wohl seinem Zeitalter den Namen geben, aber nicht die geistigen Aufgaben bestimmen konnte, wie Ludwig der Vierzehnte und Karl August von Weimar den Strom der Ideen, die ihre Zeit erfüllten, nicht nach eigenem Ermessen lenken durften, so wird auch Kaiser Wilhelm die rollenden Fluten nicht zu hemmen vermögen. Er wird sicherlich gleich jedem Bürger das Recht behalten, seine Meinung frei zu äußern, aber diese Meinung wird nicht das Gewicht der Autorität erlangen, eben weil die Kunst niemals einem Machtwort, sondern nur der Stimme des Herzens gehorcht. Wohl aber wird der Kaiser sie fördern und pflegen können.

Gewiß, man wird dereinst von einem künstlerischen Zeitalter Wilhelms des Zweiten sprechen. Nicht weil er selbst zu Pinsel und Palette griff oder weil er die Pläne der Architekten umgestaltete mit Kohle und Bleistift, wohl aber, weil zu seiner Zeit und selbst gegen seinen Willen aus dem unsteten Suchen und Hasten des neunzehnten Jahrhunderts ein klarer und energischer Zug nach einem Neuen sich auslöst, das dem realistischen Charakter des Zeitalters gemäß ist, das in bewußten Gegensatz tritt zu jener Tradition, die Kaiser Wilhelm heilig hält. Die Augen der Menschen beginnen sich zu wandeln, sie verlangen nach natürlicher Kunst und sie fordern früher noch als die Schönheit die Wahrheit. Der Kaiser ist in seinem künstlerischen Bestreben Dogmatiker, und darum ist er unduldsam gegen jeden, der nicht der rechtgläubigen, ästhe-

tischen Lehre folgt, die er nicht von außen als etwas Gegebenes empfängt, die vielmehr ganz und durchaus seinem innersten Wesen entspricht. So muß sich das wundersame Bild ergeben, daß ein Herrscher, der hochsinnig die Kunst zu fördern strebt, doch gleichzeitig in offenem Widerspruch steht mit einem großen Teil der Zeitgenossen und der zeitgenössischen Künstler. Vielleicht ruht die letzte Wurzel dieser Erscheinung gerade darin, daß der Kaiser sich selbst als Künstler fühlt und daß noch jeder Künstler in seiner Überzeugung einseitig blieb. Die Werke aber, die Goethe seinem Fürsten zu Gefallen schrieb, würden seinen Namen versinken lassen unter der dürftigen Menge.

„An seinem sechsunddreißigsten Geburtstage hat Kaiser Wilhelm der Zweite dem Maler Adolf Menzel den höchsten Orden, dem greisen Gelehrten Gneist den höchsten Rang verliehen, den er zu vergeben hatte; an demselben Tage hat er den deutschen Künstlern reiche Aufgaben gestellt und den vaterländischen Sang gepriesen" — wenn der künftige Historiker den künftigen Geschlechtern nichts Anderes zu melden hätte, als diese einfachen Sätze, so würde er dem Streben des Kaisers schon einen individuellen Stempel verleihen, der ihn zugleich sondert von der Mehrzahl seiner Vorfahren. Denn Kunst und Wissenschaft haben nicht unter allen Hohenzollern hoch in Geltung gestanden; der Kampf, der durch lange Jahrhunderte geführt wurde, um aus dem kleinen Brandenburg ein mächtiges Preußen zu schaffen, hat wenig Raum gelassen für die edlen Künste des Friedens. Als unsere Dichter Deutschland überfluteten mit einer Fülle herrlichster Poesie, da fanden sie Förderung und Pflege nicht in Berlin, sondern an dem Hofe von Weimar, und dem bildenden Künstler boten die Wittelsbacher und die Wettiner ein Heim. Auch Friedrich der Große, an dessen Wiege mit Minerva zugleich die Musen standen, hat nie den Ehrgeiz eines Oktavian besessen; der feinsinnige, für alles Schöne erglühende Friedrich Wilhelm, auf dessen Schreibtisch zu Sanssouci

die Statue der Aphrodite von Melos stand, an dessen Hofe die Humboldts, Cornelius und Rauch verkehrten, hat dennoch eine Zeit nicht künstlerisch beeinflussen können, deren Sinnen in den Kämpfen um das politische Recht aufging. In der rauhen Zeit Wilhelms des Ersten stand die blaue Blume der Kunst bescheiden am Wege. Jetzt aber ist die Zeit des Kampfes um Deutschlands Einigung vorüber, mehr als drei Jahrzehnte des friedlichen Gedeihens sind den Tagen der blutigen Arbeit gefolgt. Welch weite Bahn für die träumende Seele eines Mäcenas! Da mag denn der Gedanke lebendig werden, vom Kaiserthrone herab den Künstlern neue Anregungen zu geben, neue Bahnen zu erschließen, die Arbeit des Säbels abzulösen durch die Arbeit des Friedens.

Da mag sich auch in seiner Seele der Traum wiegen von einem goldenen Zeitalter, in dem ein junges aufstrebendes Geschlecht den harten kriegerischen Männern der Vergangenheit Denkmäler setzt und frohen und freien Sinnes um Preise ringt, wie sie Olympia verteilte. In seinem Herzen mag die Sehnsucht leben, daß das Schloß der Hohenzollern zum strahlenden Mittelpunkt solchen Strebens werde und daß es ihm vor allem gelingen möge, das seit Holbein und Dürer verschlossene Kyffhäusertor einer neuen, wahrhaft nationalen Kunst zu sprengen. Aber es ist eine eigene Art, in der der Kaiser die Aufgabe, die sich ihm bietet, auffaßt, es ist dieselbe Art, in der er im politischen und im historischen Leben die Dinge betrachtet: Auch die Kunst soll das Werk dessen sein, der die Krone trägt, sie soll das individuelle Gepräge des Herrschers zeigen und von ihm ihre Aufgaben und ihre Regeln erhalten. Darin ruht unverkennbar eine Gefahr: Allzuleicht kann sich aus dem Bedürfnis nach Förderung eine uniformierte Kunst entwickeln, die sich entwöhnt, auf selbstgeschaufeltem Wege selbstgeschaffenen Ruhm zu erwerben, die das Wort Goethes erfüllt: Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst und der Dilettantismus führt

Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ersten Künstler in Ansehen. Der Dilettantismus befördert das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose und deshalb ist der Schaden bei ihm stets größer als der Nutzen."

Darum konnte auch das künstlerische Glaubensbekenntnis, das der Kaiser im Dezember 1901 ablegte, als er nach der Vollendung der Siegesallee die beteiligten Künstler um sich versammelte, nicht überzeugend wirken. Auch hier tritt das persönliche Moment beherrschend in den Vordergrund: „Ich hatte, als ich an die Aufgabe herantrat, im Auge, daß es mir gelingen sollte, der Welt zu zeigen, daß das Günstigste zu der Lösung einer künstlerischen Aufgabe nicht in der Berufung von Kommissionen, nicht in der Ausschreibung von allen möglichen Preisgerichten und Konkurrenzen besteht, sondern daß nach altbewährter Art, wie es in der klassischen Zeit und auch später im Mittelalter gewesen ist, der direkte Verkehr des Auftraggebers mit dem Künstler die Gewähr bietet für eine günstige Gestaltung des Werkes und für ein gutes Gelingen der Aufgabe." Der Kaiser nimmt es für sich in Anspruch, den Künstlern die „Aufgabe im Allgemeinen zu stellen und zu begrenzen", im übrigen aber glaubt er ihnen „die absoluteste Freiheit gegeben zu haben in der Kombination und Komposition und das von sich hereinzulegen, was jeder Künstler tun muß, um erst dem Kunstwerk sein eigenes Gepräge zu verleihen." Denn, so meinte er, „ein jedes Kunstwerk birgt immer ein Körnchen von dem eigenen Charakter des Künstlers in sich." Auch die Künstler sind also zuletzt doch nur Werkzeuge eines höheren Willens, bestimmt, die Gedanken des Herrschers auszuführen.

Und der Kaiser glaubt an sein Werk: „Mit Stolz und Freude erfüllt mich der Gedanke, daß Berlin vor der ganzen Welt dasteht mit einer Künstlerschaft, die so Großartiges auszuführen vermag. Es zeigt das, daß die Berliner Bildhauerschule auf einer Höhe steht, wie dies wohl

kaum je in der Renaissancezeit schöner hätte sein können." So zieht er die Parallele zwischen Reinhold Begas und Michelangelo, um alsbald seine Theorien mit solchem Nachdruck, aber auch mit solcher Einseitigkeit zu verkünden, daß der Beifall übertönt wurde von der Bekundung des Mißvergnügens und die offene Zustimmung kaum bemerkbar war in der Flut der ablehnenden Kritik.

„Wie ist es mit der Kunst überhaupt in der Welt? Sie nimmt ihre Vorbilder und schöpft aus den Quellen der großen Mutter Natur, und diese, die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit, bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen, die der Schöpfer sich selbst gesetzt hat, und die nie ohne Gefahr für die Entwickelung der Welt überschritten oder durchbrochen werden können. Ebenso ist es in der Kunst, und beim Anblick der herrlichen Überreste aus der alten klassischen Zeit überkommt einen auch wieder dasselbe Gefühl: hier herrscht auch ein ewiges, sich gleichbleibendes Gesetz, das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Ästhetik. Dieses Gesetz ist durch die Alten in einer so überraschenden, überwältigenden Weise und vollendeten Form zum Ausdruck gebracht worden, daß wir mit allen modernen Empfindungen und allem unseren Können stolz darauf sind, wenn uns gesagt wird bei einer besonders guten Leistung: das ist beinahe so gut, wie es vor 1900 Jahren gemacht worden ist, aber beinahe!

„Unter diesem Eindruck möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen: Noch ist die Bildhauerei zum größten Teile rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da; erhalten Sie sie so und lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urteil und allerlei Witz der Lehre dazu verleiten, diese Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufgebaut ist! Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinweg setzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe, und das darf die Kunst nie werden.

Mit dem viel gebrauchten Worte Freiheit und unter seiner Flagge verfällt man gar oft in die Grenzenlosigkeit, in die Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl der Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besonderen Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst.

„Aber noch mehr: die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie anderen Völkern mehr oder weniger verloren gegangen sind. Es bleibt nur das deutsche Volk übrig, das an erster Stelle berufen ist, diese großen Ideen zu hüten, zu pflegen und fortzusetzen, und zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden und abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erfreuen und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten. Wenn nun die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, weiter nichts tut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, als es schon ist, dann versündigt sie sich damit am deutschen Volke. Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit, und wenn wir hierin den anderen Völkern ein Muster sein und bleiben wollen, so muß das ganze deutsche Volk daran mitarbeiten, und soll die Kultur ihre Aufgaben voll erfüllen, dann muß sie bis in die untersten Schichten des Volkes hindurchgedrungen sein. Das kann sie nur, wenn die Kunst die Hand dazu bietet, wenn sie erhebt, statt daß sie in den Rinnstein niedersteigt! Ich empfinde es als Landesherr manchmal etwas bitter, daß die Kunst in ihren Meistern nicht energisch genug gegen solche Richtungen Front macht. Ich verkenne keinen Augenblick, daß mancher strebsame

Charakter unter den Anhängern dieser Richtungen ist, den vielleicht die beste Absicht beseelt; er befindet sich dennoch auf falschem Wege. Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Ich glaube nicht, daß Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft, weder im alten Griechenland, noch in Italien, noch in der Renaissancezeit, je zu der Reklame, wie sie jetzt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben, um ihre Ideen besonders in den Vordergrund zu rücken. Sie haben gewirkt, wie Gott es ihnen eingab, im übrigen haben sie die Leute reden lassen. Und so muß auch ein ehrlicher, rechter Künstler handeln. Die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr, und mag sie hundert- und tausendmal gepriesen werden. Das Gefühl für das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag er noch so einfach sein, und dieses Gefühl weiter im Volke zu pflegen, dazu brauche ich Sie alle, und daß Sie in der Siegesallee ein Stück solcher Arbeit geleistet haben, dafür danke ich Ihnen ganz besonders. Das kann ich Ihnen, meine Herren, jetzt schon mitteilen: der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender, überall macht sich bemerkbar ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei. Möge sie auf dieser Höhe stets stehen bleiben, und mögen auch meinen Enkeln und Urenkeln, wenn sie mir dereinst erstehen werden, stets die gleichen Meister zur Seite stehen. Dann bin ich überzeugt, wird unser Volk in der Lage sein, das Schöne zu lieben und das Ideale stets hochzuhalten."

Gern wird man den Absichten des Kaisers seine Anerkennung zollen, man wird mit Genugtuung sein lebhaftes Bemühen begrüßen, in einer eisenklirrenden, harten Zeit die Sinne wachzuhalten für die heitere Welt der Musen, und man wird dennoch zweifeln dürfen, ob das Ersehnte erreicht, ob auch nur die rechten Bahnen erwählt worden sind zur Erfüllung des schönen Traumes. Auch Könige irren: Die Geschichte wird das Urteil nicht billigen,

daß die Berliner Bildhauerschule auf der Höhe der Renaissance steht. Weder der mit zahllosen Tiergestalten geschmückten Statue des ersten Kaisers, noch dem Denkmal, das uns mit Hilfe der Sphinx und der Sibyllen erläutert, wer Bismarck war, noch die gleichmäßigen Gestalten vielfach verschollener Markgrafen und ihrer „Helfer" werden bewertet werden nach des Kaisers Schätzung, werden die Bewunderung erlangen, die man bereitwillig jenen unsterblichen Werken schenkt, die in den Tagen eines Cosmo il Vecchio, eines Lorenzo il Magnifico entstanden. Um die Mediceer haben sich Brunellesco und Ghiberti, Donatello, Lucca della Robbia, Verocchio, dann Masaccio, Botticelli, Ghirlandajo geschart, zwölf Jahre vor Cosmos Tode wird Lionardo da Vinci geboren, ein Kind von drei Jahren war Michelangelo, als der von der Hand des Meuchelmörders gerettete Lorenzo von allen guten Bürgern die Versicherung erhielt, daß sie mit Gut und Blut zu ihm stehen würden. Den Dom-Campanile hat Giotto gedichtet und mit Skulpturen geschmückt, in dem Tabernakel von Orsanmichele hat Orcagna ein Meisterwerk harmonischer Allkunst gegeben. In der Gruft von Santa Croce stehen die Sarkophage von Dante, Galilei, Macchiavelli, Bruni und Alfieri. Schauer ehrfürchtiger Bewunderung erfüllen uns vor den herrlichen Werken, mit denen der Hochsinn der Mediceer Florenz geschmückt hat. Gewiß, der Kaiser glaubt, daß der Eindruck der Siegesallee überwältigend sei. Aber die Gestalten der Albrecht, Otto und Johann, der Joachim, Friedrich und Georg Wilhelm sagen uns nichts, weil ihre Träger zu den Ewig-Mittelmäßigen gehören, die auch der Hermelin und die in ihrer Stellung ruhende Macht zu fördernden Taten nicht davor geschützt hat, vom Volke vergessen zu werden. Es haben sicherlich tüchtige Künstler mitgewirkt an der Gestaltung der Siegesstraße, aber für ihr Können fand sich kein Raum, weil sie nicht Begeisterung schöpfen konnten aus der Aufgabe, Verschollenes, und mit Recht Verschollenes zu beleben und uns menschlich näher

zu bringen. Denn nicht dem Fürsten gebührt ein Denkmal, sondern nur dem verdienten Fürsten; nicht der ererbte, sondern nur der erworbene Adel strahlt im eigenen Feuer.

Der Kaiser glaubt und er verkündet es mit freudiger Überzeugung, daß er den Künstlern zwar die Aufgabe stellte und begrenzte, daß er ihnen jedoch zugleich die Möglichkeit bot, „das von sich hineinzulegen, was jeder Künstler tun muß, um dem Kunstwerk sein Gepräge zu geben." Er meint, ein „Körnchen" von dem eigenen Charakter des Künstlers müsse jedes Kunstwerk tragen. In beidem irrt der Kaiser. Ein Kunstwerk muß ein Stück des eigensten Wesens des Künstlers sein, ein Stück seiner Seele, sonst bleibt es Schall und Rauch. Und vielleicht hat niemals so wie in unserer Zeit die Individualität des Künstlers ihre Schranken gefunden in dem Geschmack des Herrschers. Die Giotto und Ghirlandajo haben ausschließlich der Stimme ihres eigenen Genius gelauscht, die Künstler im neuen Berlin tragen die Uniform. Das Volk hätte, gesund in seinen Instinkten, niemals der Vilma Parlaghy die goldene Medaille erteilt, es hat den Statuen des ersten Kaisers und des großen Kanzlers den Beifall versagt, es sieht in denen, die nach mühseligen, archivalischen Forschungen „feststellen, wer die einzelnen Fürsten und ihre wichtigsten Helfer waren", nur kaiserliche Hofkünstler, aber nicht Männer, die aus dem Urquell aller Taten, aus der Begeisterung die Kraft gewinnen, das Höchste zu gestalten. Und unwillkürlich legt Kaiser Wilhelm selbst hierfür Zeugnis ab.

Mächtig, im einzelnen vielleicht noch unsicher, in den letzten Zielen noch unklar, ringt heute in der deutschen Künstlerwelt der Geist nach einem Neuen, nach dem, was uns, den Kindern einer modernen Zeit, in seines Wesens Art entspricht. Als Böcklin starb, da wurde seiner an dem Kaiserhofe nicht gedacht, die Klinger, Stuck, Ludwig von Hofmann, Thoma, finden keine Gnade. In dem Herrscher, der das moderne Wort von dem Verkehr sprach, ruht ungelöst der Widerspruch, daß er die Kunst festbannen will

in der überkommenen Schulmeinung, er warnt davor, daß man „durch Menschenurteil und allerlei Windlehre sich dazu verleiten lasse, diese großen Grundsätze aufzugeben", und er fügt hinzu, eine Kunst, die sich über die von ihm charakterisierten Schranken hinweg setzt, sei keine Kunst mehr, sei Fabrikarbeit, Gewerbe. Und der Kaiser spricht von einer Versündigung an den Urquellen der Kunst, von dem Bemühen, das Elend noch scheußlicher hinzustellen, als es ist, von dem Hinabsteigen in den Rinnstein. Gewiß, es ist gesündigt worden hüben und drüben, und in dem Wogen und Ringen ist mancher Mißgriff geschehen. Aber nicht aus dem einzelnen Fehler, aus dem Irrtum der Extremen darf man den Maßstab seines Urteils entnehmen, und der Blick, der gebannt ist an die Vergangenheit, verliert die Schätzung für das Werdende. Auch in der Zeit der Mediceer entstand ein Neues, und auch damals kehrte man unter heißen Kämpfen sich ab von den Idealen des Trecento, auch damals tauchte die Kunst in das Verjüngungsbad des Realismus, um die letzten Reste des Winters hinauszufegen und den Völkerfrühling mit neuem Blütenschmuck zu feiern. Michelangelo und Raffael sprengten jeden Schulverband und Italiens Kunst trat in die grandiose Öffentlichkeit der Weltbedeutung hinaus.

Ob der Kaiser einer neuen nationalen Kunst die Wege erschließen wird? Er mag es glauben. Und wenn auch die Nachwelt schwerlich bewundernd vor all den Bildwerken stehen wird, die jetzt sich in der Hauptstadt des neuen Reiches aneinanderreihen, und wenn auch diese Bildwerke uns als Zeugen eines großen künstlerischen Irrtums gelten sollten, so wird doch die Gerechtigkeit das Urteil hinzufügen: Auch das Große gewollt zu haben ist rühmlich. Und darum wird man auch darüber hinwegsehen, daß unter all den Glückwunschtelegrammen und Beileidkundgebungen ein Wort der Trauer ausblieb, als Böcklin starb, daß Gerhard Hauptmann auf den Schillerpreis verzichten mußte, daß Heinrich von Sybel, der unbestechliche Prophet der Wahr-

heit, gleich Heinrich von Treitschke, in Ungnade fiel. Es sind nicht die starken Individualitäten, die neben dem Kaiser gedeihen. Und doch haben all diese Männer Unsterbliches geleistet, und ihre Namen werden durch die Jahrhunderte leuchten, wenn niemand mehr von denen weiß, die den lauten Beifall des Kaisers errangen, auch von dem Manne nicht, der in Oper- und Schauspielhaus seine Ideen ausführt, und von dem er sagte, er sei „ein unermüdlich schaffender, ein großer, sehr großer Künstler."

Auch von jenem wunderlichen Spielwerk nicht, das unter dem Namen „Sardanapal" Altertumswissenschaft und Tanz verkoppelte und der staunenden Welt als höchste künstlerische Offenbarung gepriesen wurde. Gerade in den Königlichen Theatern hätte der Kaiser seine schöpferische Kraft erweisen und durch die Förderung von Werken eines geläuterten Geschmacks die Auswüchse besiegen können, die er doch so bitter beklagt. Das Wort, daß man den Baum an seinen Früchten erkennen soll, gilt auch von dem Fürsten, vor allem aber von dem, der so energisch den Anspruch auf die Führerschaft erhebt.

In Büchern aber, die den Beifall des Kaisers fanden, wird uns feierlich verkündet, daß sich an seine Person ein Emporblühen der Künste knüpfe, wie es kaum früher einmal zu sehen war, und es wird uns erzählt, daß „erst durch ihn die Künste aus dem starren Schlafe der Unkultur erweckt worden seien." Eine prunkvolle Kunst, eine Kunst der Raffiniertheit wurde geschaffen, aber die echte Kunst stand trauernd daneben, wenn sich die Steingestalten verschollener Markgrafen erhoben, wenn Kuppeln und Fassaden sich nach neuen Regeln formten, wenn der Archäologe Dichter und der Dichter Arrangeur von Festzügen wurde. Solcher Kunstbestrebungen Zeugnis ist im letzten Grunde auch die Hohkönigsburg. Sieben Jahre lang hat man an der Burg im Elsaß gebaut; das Bild der tiefen Stimmung, das einst die Ruinen boten, dieses Bild, das uns den Flug und die Trauer der Jahrhunderte, die Vergänglichkeit

der Kreatur und des Menschenwerkes in die Herzen schrieb, ist verschwunden; wo das Sterben der Vergangenheit seine melancholischen Linien zog, dort erhebt sich mit dem Anspruch, das Entschwundene neu zu beleben, trotzig ein neuer Bau. So, wie sich jetzt Mauern und Türme dort zeigen, wie die Butzenscheiben glänzen und der Bergfried ragt, so soll es einst von den Höhen herab auf das Tal geglänzt haben, so sollen in den Zeiten Gottfrieds oder des Meister Eckart Mauern und Türme den Wanderer gegrüßt haben. Millionen wurden diesem Traume geopfert. Die alte Stimmung ist entwichen, aber der neue Bau zaubert sie nicht wieder ins Leben. Lehrhaft wirkt die Kopie, aber nicht ergreifend. Sie führt uns nicht mehr zurück in die Tiefen der Geschichte, sie ist befreit von dem Staube der Erinnerung, schicksalslos und darum nüchtern in aller Künstlichkeit. Jetzt grüßt uns von dem Berge herab, auf dem vorher die Schatten der Hohenstaufen webten, der Phantasiebau eines Modernen, geweiht gleich dem alten Römerwald, durch Ritter und Knechte mit Reiterfahnen und Szenen mit Fuchsschweif, im Maximilians-Harnisch und im Visierhelm.

Weht nicht der gleiche Atem durch alle Betätigung der kaiserlichen Kunst? Weht er nicht auch dort, wo der Kaiser den Spuren Karl Augusts von Weimar nachgeht? Auch in der Dichtkunst geht der Kaiser über die Grenze des Mäzenatentums hinaus, auch hier will er nicht nur ermuntern und fördern, sondern entscheidender Richter sein. Und auch für die Poesie sieht er die höchste Aufgabe in der Verherrlichung der Könige und Fürsten gegeben. Schon ist sein Vorgänger, der einst als Burggraf von Nürnberg zuerst in die Mark einzog, über die Bühne geschritten, ihm nach ist Kurfürst Eisenzahn mit Schild und Schwert gezogen. Heinrich und Heinrichs Geschlecht sind ihm gefolgt, wie ihnen der „Der neue Herr“ voranging. Hier aber entsteht wieder die Gefahr, die im Byzantinertum ruht, denn hier wird das Bemühen natürlich, dem

Fürstenohr zu schmeicheln auf Kosten der historischen Wahrheit. Die Höfe der Könige duften ohnehin von Weihrauch und es ist nicht gut, wenn diese Wolken noch künstlich verdichtet werden. Denn sie trüben allzuleicht den freien Blick für das reale Sein. Und es ist vor allem nicht gut, wenn der Dichter beflissen und zudringlich das Wort ergreift und Bestrebungen der Gegenwart in dem durchsichtigen Gewande der Historie zur Schau trägt oder in theatralischen Reden schiefe Lösungen sucht zu ernsten Problemen, Lösungen, die schmeichlerisch klingen und den beirren, der ihnen glaubt. Es ist freilich nur ein Spiel, das über die Bühne zieht, aber die Welt des Scheines leiht auch der Wirklichkeit ihre Stimmungen, und die Auffassung, die in jenen künstlichen Werken hervortritt, droht zu einer auch in der praktischen Wirklichkeit ernst zu nehmenden Macht zu werden. Die nüchterne Erkenntnis der in der Geschichte lebenden Kräfte entschwindet und sie schafft einer ungesunden Mystik Raum, die jede Ursache und jede Wirkung verkennt, die den Herrn nur, weil er der Herr ist, zum Heroen stempelt, den wahrhaft Großen aber als dürftigen Handlanger zur Seite schiebt.

---

13. Kapitel.

Krise und Katastrophe.

Wann die Krisis begann? Damals schon, als der reiche Erbe der Hohenzollern sich jugendlichen Mutes voll zu dem Worte Treitschkes von der Dankbarkeit der Hohenzollern bekannte und den großen Berater seines Ahnherrn aus dem Amte entließ. Denn damals schon begann die Kritik, wenn auch zuerst nur weniger klarblickender Männer, die Masse aus dem Schlummer früherer Sicherheit zu erwecken, der Stolz des Regierten bäumte sich gegen den überstarken Anspruch des Herrschers, und die Leidenschaft, deren Flammen vorher sich an dem von Bismarck ausstrahlenden Feuer entzündet hatten, nahmen die Richtung gegen den Kaiser. Denn das dürftige Gewand der ministeriellen Verantwortung bot keine genügende Hülle. Erhielt doch der Konflikt vom Kaiserschloß her eine persönliche, allzupersönliche Spitze, sorgten doch die Wiener Erlasse, die Veröffentlichungen des Reichsanzeigers, die Ereignisse der Wedellschen Hochzeit immer von neuem dafür, daß sich die in den Märztagen des Jahres 1890 geschlagene Wunde nicht schloß.

Begrüßt mit hellodernder Begeisterung, Träger zahlreicher Hoffnungen, hat der Kaiser frühzeitig und ohne Zwang einen wertvollen Teil seines Erbes schon durch die Formen preisgegeben, in denen Fürst Bismarck seinen Rücktritt vollziehen mußte, und in den Treueschwüren, die ihm auf seinem Heimweg zum Sachsenwalde und in all

den späteren Jahren erklangen, war bereits das hallende Schreiten der Zukunft vernehmbar.

Wir hörten dann Reden und immer nur Reden. Ein arbeitsames und tatenvolles Volk aber haßt das Reden, haßt dieses ewige Verheißen, dem doch nie die Erfüllung wurde. Denn in diesem Verheißen lag immer zuerst der Hinweis des Kaisers auf sich selbst, auf sein eigenes Leisten, auf seine Mission, und doch weiß das Volk, wenn es auch des Führers bedarf und ihn willig ehrt, daß das Beste nur von ihm selbst geleistet werden kann. Und es sah überdies, daß in all diesen Jahren der Verkündungen all das Große und Gute, das in Deutschland geschaffen wurde seiner eigenen Arbeit und seinem Können entsprang, und erstaunt, wenn auch lässig zuerst, spürte es dennoch, wie es in Mündelschaft gepreßt werden sollte, wie die in guten Kämpfen errungene Verfassung immer schattenhafter wurde, wie die Selbstbestimmung entschwand, und dynastische Neigungen auf sein Schicksal Einfluß erhielten. Da ließ es sich durch all den Pomp der zahllosen Reisen, durch die Glorie von Kiautschau und von den Karolinen nicht einschläfern, es spottete des Weltmarschalls und seiner Vorschußlorbeeren, es spottete über den Sühneprinzen und seinen Kotau, es spottete auch über all die erfolglosen Versuche, durch die Entsendung von Mutter und Bruder, durch Bilder und Statuen, durch Briefe und Telegramme den Gang der Weltgeschichte zu bestimmen. Und es kam die Reichsverdrossenheit und die Simplizissimusstimmung ins Land.

Ziele wurden aufgestellt, tausenderlei; Marksteine wurden errichtet, man sieht sie in jedem Winkel. Jeder Hofgeneral wurde denkmalsfähig; die Kosten für Orden schwollen an, neue Grafen und Fürsten wuchsen aus der Erde. Aber der Glanz und der Schimmer blieben durchsichtig, und niemals ruhten sie auf einer handhaften Tat. Wo wollen wir sie suchen? Doch nur in Südwest, wo doch deutsches Soldatenblut nur die Fehler fortspülen mußte,

die andere verschuldet hatten. Zuweilen freilich schien der Wille zur Tat lebendig zu werden, so nach dem Einbruch Jamesons in das Burenland, so in dem Kampfe um Marokko. Aber aus der Hoffnung wuchs schließlich doch nur die Enttäuschung empor. Ringsum in der Welt fielen tiefgreifende geschichtliche Entscheidungen, im Mittelmeer und in Ägypten, am Goldenen Horn und in Persien, in Südafrika, am Stillen Ozean, am Golf von Panama und in Marokko. Die gepanzerte Faust aber erhob sich nur zur rhetorischen Geste, und während wir horchten, als uns gekündet wurde, daß keine Entscheidung in der Welt gefällt werden dürfe, ohne daß man Deutschlands Wort vernähme, veränderte die Welt völlig ihr Antlitz und es kam der Tag, da man es nicht einmal für nötig hielt, den Nachfolgern Bismarcks von den wichtigsten Verträgen Kunde zu geben. Da freilich begehrten wir auf und zogen lärmend nach Algeciras, um schließlich für den geretteten Rest an Prestige uns beim Grafen Goluchowski zu bedanken, dessen Nachfolger heute das deutsche Reichsschiff im Schlepptau führt.

Die Enttäuschung schuf Bitterkeit, und die Bitterkeit politisierte das Volk. Hatte man vorher, selbst als die Tage von Toulon und Kronstadt die Dürftigkeit der ersten Jahre rücksichtslos enthüllten, sich noch gleichmütig an das Tagewerk begeben, hatte man vorher die Preisgabe des Neutralitätsvertrages mit Rußland in ihren Folgen noch kaum begriffen, so weckten doch die unermüdlichen Heroldsrufe, die vom Sachsenwalde her durch Deutschland klangen, allmählich Auge und Gewissen, und als man dem 81jährigen alten Helden gar mit dem Zuchthause drohte, weil er des Hochverrates schuldig sei, da bäumte sich doch immer stärker der Zweifel empor, ob nicht vielmehr die Nachfolger Bismarcks des Hochverrates an seinem Erbe schuldig seien. Die politische Erziehung sicherte aber, so paradox es auch klingen mag, der Burenkrieg. Denn das deutsche Volk, das sich der Botschaft an Krüger gefreut hatte, lehnte es schroff ab, in der eigenen Stimmung auf

Kommando einzuschwenken, weil der kaiserliche Enkel mit der Großmutter trauerte, statt trockenen Auges allein den deutschen Nutzen im Auge zu haben. Und als der alte Mann als Bettler für sein Volk gekommen war und mit unnötiger, nur auf den Eindruck in England berechneter, und doch bei diesem stolzen Volke so völlig verfehlter Härte an unserer Pforte abgewiesen wurde, da war die Katastrophe schon nahe, die nach einer wundervollen und lehrreichen, in ihrer Tragik doch gerechten Schicksalsfügung sich gerade so eng mit den Ereignissen des Burenkrieges verknüpfen sollte, die uns die ganze Bitternis der halbverklungenen Jahre wieder in die Herzen trieb.

Viktoria starb und der Sohn übernahm das Erbe. Und wir, die cives Germani, die auf der Saalburg von dem alten Reiche der Cäsaren sprachen und von neuem unerhörtem Unternehmen, die ein Weltreich schaffen wollen, „so gewaltig, so fest geeint und so maßgebend, wie einst das römische Weltreich war", wir frohlockten schon über die Mißernte von Algeciras und das Recht, doch noch um Bosniens willen für Habsburgs Machterweiterung die Knochen des pommerschen Grenadiers einsetzen zu dürfen. Am Ende aber all des Reisejubels und der frohlockenden Reden zitiert der Nachfolger Hellmuth von Moltkes das düstere Gespenst der „Einkreisung", das auch das Lächeln des vierten Kanzlers nicht mehr zu bannen vermochte, und er stellt den Bankrott einer zwanzigjährigen deutschen Politik fest. Mit den Worten „Die Koalition ist fertig" sprach er das vernichtende Urteil, und ein konservatives Blatt fügte hinzu: „Es stimmt mit einer in der Armee weitverbreiteten Auffassung zusammen, die uns schon vor einiger Zeit aus dem Munde einer hohen militärischen Persönlichkeit bekannt wurde, daß nämlich die Armee auf die Dauer nicht mehr imstande sei, die von der Diplomatie gemachten Fehler und erzeugten ungünstigen Momente der internationalen Lage durch ihre Macht allein wieder gutzumachen. Was das heißen will, mache man sich

einmal vollständig klar; und glaubt man, daß diese Gefahr etwa durch innere Verfassungskämpfe und Zwistigkeiten zwischen Krone und Volk gebessert oder beseitigt wird? Der Schlieffensche Artikel ist die denkbar schärfste Kritik von militärischer Seite an den völlig negativen Ergebnissen unserer auswärtigen Staatskunst."

Wer aber war der Träger dieser Staatskunst? Das Volk wies über all die dünnen konstitutionellen Lattenzäune hinweg auf den Kaiser; es lächelte über den Grafen Caprivi, der berufen wurde, weil er von dem Diplomatenamte nichts verstand, wie über den Fürsten Chlodwig Hohenlohe, dessen Senilität sich an der Gnadensonne die Füße wärmte. Es sah auch in dem Fürsten Bülow nicht den Mann, der den eigenen starken Willen dem Kaiserwillen entgegenstellt, selbst dann nicht, als er, ein Geschobener, nach Potsdam zog. Die Verantwortung vor der Nation blieb dem Kaiser, der sie tausendfach gefordert hatte. Dem Volke mag die politische Einsicht fehlen, aber dort, wo Lebensfragen verhandelt werden, hat es doch ein sicheres politisches Gefühl. Man hat ihm niemals Aufmerksamkeit bewiesen. Das gekrönte Ich stand stets im Mittelpunkte.

So kam es, wie es kommen mußte. Da pflegte man denn von „Verhältnissen" zu sprechen, die stärker wären, als Menschenklugheit und Diplomatenkunst, und die Überklugen versicherten, daß auch ein Bismarck die Entwicklung nicht hätte hemmen können. O nein! Franzosenhaß, Slavengroll und britischer Neid wirkten auch in seinen Tagen konzentrisch gegen Deutschland, aber Bismarcks Kunst hielt sie getrennt, er schärfte unter den anderen die Gegensätze, er wandte tausendfache diplomatische und psychologische Mittel an, um dies zu erreichen, aber sein alter Herr war kein Friedenskaiser, er selbst war kein Versöhnungskanzler, und beide glaubten nicht, daß durch pathetische Reden das diplomatische Arsenal erschöpft wird. Auch nicht durch Reisen. Sie erkannten in der Politik eine

feine Kunst und eine tiefe Wissenschaft, die dem Dilettanten nur das Los des Zauberlehrlings bereitet.

Im Reichstag von der Tribüne des Kanzlers herab erklangen stets die Zimbeln; wer die Reden von zwanzig Jahren durchfliegt, der findet nur den Lobgesang auf die eigene Leistung. Man spürte es nicht, wie es in Deutschland immer einsamer wurde, wie sich alles scheu von uns zurückzog, wie schließlich selbst unsere alte, starke, tapfere Armee das Vertrauen verlor, „die Fehler der Diplomatie durch ihre eigene Macht wieder gutzumachen.“ Aber das Volk spürte es, und es spürte auch, daß unsere Politik nicht nur die Schuld der Unterlassung trug, sondern daß sie aufreizend wirkte, daß sie herausfordernd war, ohne den Willen zum Kampf. Aus dieser ewigen Krise konnte nur eine Katastrophe den Ausweg bringen. Die Luft war so reich an Elektrizität, daß das Gewitter unvermeidlich war, auch wenn niemals der Daily Telegraph aus den zahllosen, stets temperamentvoll und so oft vor Fremden gemachten Äußerungen die kleine Blütenlese brachte. Der massig angesammelte Groll über die gesamte politische Entwicklung blickte aber hier zum ersten Male direkt in die Werkstatt, so daß keine Weihrauchdünste das Auge mehr täuschen und das Gehirn umnebeln konnte. Aus der Vergangenheit stiegen die Schatten des Burenkrieges empor, für die Zukunft eröffnete sich der Ausblick auf gesteigerten englischen, französischen, russischen, japanischen Haß. Und man ahnte, und die von Neuyork aus angedrohten Indiskretionen brachten schnell den Beweis, daß dem Hexenkessel noch schlimmere Mischung entnommen werden konnte. Man begriff es: dieser einzelne Artikel war ein Symptom des Ganzen.

Und nicht nur, weil hier der dynastische Charakter der kaiserlichen Politik in klarem Bilde vor uns stand, und weil die Vielen, die immer noch das Wesen der neuen Zeit erkennen wollten, jetzt plötzlich unanfechtbare Beweise der eigenen Blindheit erhielten, flammte der Zorn so

gewaltig empor, sondern auch deshalb, weil die Erinnerung an all die absolutistischen Entgleisungen der zwanzig Jahre förmlich gewaltsam aus den Hirnen hervorgerissen wurden. Darum sah man höchstens mit spöttischem Lächeln darüber hinweg, daß die Behandlung des schicksalsschwersten Dokumentes unserer neuern Geschichte durch die Bureaukratie des Auswärtigen Amtes ein Unikum im Kalendarium des deutschen Beamtentums war; man vernahm auch mit spöttischem Lächeln von dem Entlassungsgesuch des vierten Kanzlers, das nur der Gewissensnot über den Formfehler, nicht aber dem energischen Willen entsprang, dem Absolutismus für immer ein Ziel zu setzen. Wie war es denn anders möglich? Fürst Bülow wußte ja seit Anbeginn, wie der Kaiser im Privatgespräch und öffentlich sein Temperament niemals zu zügeln pflegt, er mußte längst die Folgen erkennen und die persönlichen Konsequenzen ziehen, statt Vorgänge zu verantworten, denen er völlig fremd war. Wenn Kanzler auf Kanzler, wenn jeder absolutistischen Entgleisung in solchem Handeln die stärkste Warnung folgte, dann konnte vielleicht die erziehliche Wirkung erstehen. Aber Caprivi blieb, bis er selbst das Opfer seiner Duldung wurde, Fürst Hohenlohe war schon als Kanzler von den wichtigsten Entscheidungen ausgeschlossen und blieb, obwohl er „unter solchen Umständen nicht Reichskanzler bleiben wollte", und Fürst Bülow blieb, obwohl immer wieder kaiserliche Handlungen ihm die Möglichkeit raubten, die Verantwortung weiter zu tragen. Der Glaube an die eigene Unersetzlichkeit, der wohl auch in Chlodwig Hohenlohe lebte, hat viel versündigt.

Erst Verhältnisse, die er selbst nicht schuf, die ihn, der als Büßer vor dem Reichstag erschien, wider sein eigenes Hoffen zur Höhe trugen, haben ihm die Rettung gebracht und die Möglichkeit geschaffen, vor den Spiegel der Geschichte mit zerrissenen Kleidern zu treten. Bundesfürsten und Reichstag traten zurück, um die Schärfe des

Kampfes zu mildern, indem sie den gewandten und doch auch mit manchem Verdienst geschmückten Mann als Mittler erkoren.

Aber erst dann, als der Volkszorn ein Ventil sich in schweren Anklagen geschaffen hatte, wie sie das Ohr eines Hohenzollern niemals hätte vernehmen dürfen. Diesen Zorn hatte noch ein unscheinbares Moment gesteigert, ein Moment, über das man sonst meist mit achselzuckendem Schweigen hinweggegangen wäre: Während die Nation in Zorn und Schmerz verging, erzählte der Hofbericht geschwätzig von endlosen Jagdfreuden und von zahllos erlegtem Getier, von Automobilfahrten, von Höflingen, die Karnevalsscherze zur Belustigung des Kaisers trieben, von Couplets, vorgetragen von Kabarettisten heute aus Berlin und morgen aus Frankfurt, und man las im Inseratenteil der Blätter: „Frankfurts Uniontheater vor Deutschlands Kaiser! Das Uniontheater wurde vom Fürsten Fürstenberg eingeladen, am Dienstag vor Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in Donaueschingen eine Separatvorstellung im Musiksaal des Schlosses zu veranstalten. Wir erhalten darüber heute folgendes Originaltelegramm: „Zweistündige Vorstellung im Schloß zu Donaueschingen vor dem Deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und dem Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolg nachts um halb ein Uhr beendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudierten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus."" Der Kaiser aber, so wurde berichtet, genoß alle diese Tage „in ausgelassener Heiterkeit." Das erbitterte, das schuf Ingrimm. Darum schwieg in all diesen Tagen die Stimme der Nachsicht, zumal man auch hier zu spüren meinte, daß wohl nicht der Zufall ein übles Spiel trieb, sondern daß auch hier nur ein Symptom gegeben war, das dem Volke das Recht zu allgemeinen Schlüssen bot.

Der Kaiser erkannte nicht den furchtbaren Ernst der Lage, dieser Abrechnung, die ein Volk mit seinem Fürsten hielt. Er erkannte ihn nicht, weil er mit reinem Gewissen auf seine Nation blicken konnte und weil sein wundersamer Optimismus ihm von gleichenlosen, durch seine Arbeit geschaffenen Erfolgen erzählte. Und dann auch, weil er, der Träger einer göttlichen Mission, sich auch nur vor dem, der ihn gesandt hat, verantwortlich fühlte.

Der Kaiser blieb allein. In feingeschliffenen Erklärungen traten die Konservativen dem System der letzten Jahrzehnte entgegen, der bürgerliche Liberalismus, die Demokratie, — die meisten Offiziere und Beamte, Handwerker und Arbeiter, — sie alle standen unter dem Druck der gleichen Stimmung. Der 10. November, sonst ein Festtag der Erinnerung, wurde ein Trauertag für das deutsche Volk. Und doch ein Tag der Erhebung. Denn er zeigte in der Einmütigkeit, in der sich alles zusammenfand, doch auch die sittliche Kraft, die in diesem Volke lebendig blieb. In der sittlichen Kraft des Volkes aber liegt die Entscheidung über seine Zukunft.

Der Kaiser hat sich gewehrt. Es hat Tage gedauert, ehe er sich fügte, und es gibt Zeiten, in denen Tage wie Ewigkeiten erscheinen. So wuchs die Erregung gegen die Person des Kaisers in dem gleichen Verhältnis, in dem sie gegen den zu ernster Aussprache bereiten Reichskanzler nachließ. Wieder war in einem konservativen Organ zu lesen: „Der Schatz monarchischer Gesinnung, den Kaiser Wilhelm I. seinem Nachfolger hinterlassen hat, ist unzweifelhaft sehr reich; auch das reichste Erbe kann vergeudet werden, wenn unverantwortlich darauf losgewirtschaftet wird. Fuchsjagden und Chatnoirs in dieser ernsten Stunde sind aber wahrhaftig nicht geeignet, den Schatz monarchischer Gesinnung in unserem Volke zu vergrößern. Den Rechten des Monarchen stehen Pflichten gegenüber, deren Verletzung die Funda-

mente der Monarchie erschüttern kann. Dem politisch denkenden, überzeugungstreuen Monarchisten muß die Institution der Monarchie höher stehen als die Person."

Der Kaiser hat sich gewehrt. Am Abend des 17. November aber, an dem Abend des Tages, da Fürst Bülow in Potsdam war, stand im „Reichsanzeiger" zu lesen:

„In der heute dem Reichskanzler gewährten Audienz hörte Seine Majestät den mehrstündigen Vortrag des Fürsten von Bülow. Der Reichskanzler schilderte im Anschluß an die Veröffentlichung des „Daily Telegraph" die im deutschen Volke hervorgetretene Stimmung und ihre Ursachen. Er erläuterte ferner die Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellation eingenommen hatte. Der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernst entgegen und gab seinen Willen dahin kund:

Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik, erblickt er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter der Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Demgemäß billigte der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte dem Fürsten Bülow seines fortdauernden Vertrauens."

Dieses Staatsdokument ist geheftet an die Ausgangspforte des zweiten Jahrzehnt der Regierung des dritten Kaisers. Es wahrt die Würde und schafft neues Hoffen. Denn der Monarch **billigt** die Reichstagsrede seines Kanzlers, und dieser hatte gesagt: „Die Ansicht, daß die Veröffentlichung dieser Äußerungen in Deutschland tiefgehende Erregung und schmerzliches Bedauern hervorgerufen hat, wird — diese feste Überzeugung habe ich in diesen schweren Tagen gewonnen — Seine Majestät den Kaiser dahin führen, künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die

für eine einheitliche Politik und für die Autorität der Krone eine unerläßliche ist." Er hat weiter gesagt: „Wäre es nicht so, so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger dafür die Verantwortung tragen." Und er fuhr fort: „Ich stehe dafür ein, daß sich das nicht wiederholt und daß alle hierfür erforderlichen Maßregeln getroffen werden, ohne Ungerechtigkeit, aber auch ohne jedes Ansehen der Person." Dies alles hat der Kaiser gebilligt und so sich dem Geiste der Verfassung gebeugt. Nun bleibt die Sorge bestehen: Die letzten Gründe des tragischen Konfliktes liegen nicht in den Ereignissen, sondern in den Charakteren, und das innerste Wesen der Menschen ändert sich nicht mehr, wenn fünf Jahrzehnte über ihn dahingezogen sind. Vor allem nicht bei einem Kaiser, auf den mehr als einen anderen Hohenzollern das schon zitierte Wort Treitschkes über Friedrich Wilhelm IV. paßt, daß er wohl scheinbar einmal Ansichten und Pläne aufgab, um jedoch mit einer seltsamen Zähigkeit immer wieder zu dem früher Gewollten zurückzukehren.

Schluß.

So wie er in diesem Buche geschildert wurde, steht Kaiser Wilhelm vor seinen Zeitgenossen. Es mag zu mancher seiner Taten uns noch das Motiv und zu manchem Unternehmen, das fremdartig scheint, der Schlüssel fehlen: Dennoch ist die Persönlichkeit des dritten Kaisers aus dem Hohenzollernhause so eigenartig und so klar ausgeprägt in ihrer geistigen Anlage, daß wohl das Einzelne und seine Bewertung, sicherlich aber nicht die Grundzüge seines Wesens in schwankendem Licht erscheinen. Wir sehen in ihm eine Natur, deren Grundton Enthusiasmus, Phantasie und ein leidenschaftlicher Drang nach Betätigung bildet. Erfüllt von dem höchsten Bewußtsein der ihm verliehenen kaiserlichen Pflichten und Rechte, überzeugt, daß sie den direkten Ausfluß einer göttlichen Willensäußerung bilden, hat er innerlich die Fesseln des modernen Verfassungsbegriffs frühzeitig abgestreift, und in dem Worte von der Verantwortung für 58 Millionen diese Auffassung in eine sittlich tiefernste, wenn auch verfassungsrechtlich unhaltbare Formel gekleidet. Dieses Wort aber war doppelt wertvoll, weil es uns den intimsten Einblick gewährt in die Psyche eines Mannes, der wohl in seinen Schlußfolgerungen und in seinen Mitteln irren kann, nicht aber in seinen Motiven, eben weil er jeden seiner Schritte abmißt nach der Wirkung auf das Gemeinwohl. Hier findet auch der scheinbare Widerspruch seine Lösung, daß er bald uns entgegentritt umflossen von dem blauen Dämmerungszauber der Romantik, bald als der modernste aller Fürsten

unserer Zeit. Aus der Steigerung des Majestätsbewußtseins erwächst ihm ein gesteigertes Pflichtgefühl, und statt von der Zinne her Ausblick und Wache zu halten über seinem Volk, steigt er hinab in das Detail. Und gerade hier muß er erlahmen, weil das moderne Leben und seine Entwicklung viel zu reich ist an Verschlingungen und Maschen, als daß es sich dem patriarchalischen Wohlmeinen fügen könnte. Und weil zugleich ein künstlerischer Zug in ihm wirkt und eine starke Phantasie, deshalb schreitet er freudig und oft hinaus über die Grenzen des realen Seins, um in farbenreichen Traumbildern vor unseren Augen eine Zeit zu beschwören, in der frohe Zufriedenheit alle Menschenherzen, Freundschaft und Versöhnung alle Nationen erfüllt — das Werk des Einen, der den Künstlertraum träumt.

Hier liegt etwas Eigenes, etwas Ungewöhnliches, das den eigentlichen Reiz einer Persönlichkeit bildet, die bisher in der Geschichte der Dynastien kaum eine Parallelerscheinung findet. Es mag darin der Keim leuchtender Taten ruhen, aber allzuoft harrt am Ziele mit verbittertem Antlitz die Enttäuschung und hinter ihr die Menschenverachtung. Denn noch immer brach der Himmel zusammen, den man auf dem schwankenden Grunde der Erde errichtet und der Idealist reibt sich auf in dem harten Kampfe der Tatsachen. Im Sonnenlicht schreitet der Kaiser dahin, aber das Sonnenlicht blendet, er strebt zu schimmernden Höhen, aber der Weg führt vorbei an Schroffen und Schlünden, ihn treibt es zu raschem, kühnem Fluge, aber langsam und zögernd nur schreiten Völker dahin.





Liman,

Der Kaiser

